3/ 24 xr.

C.1814.a.15

Beiträge
zur
Länder- und Völkerkunde.

Von

Joh. Anton Müller,
Dr., Prof. und öffentlicher Lehrer der neuern Sprachen zu Landshut.

Insel S. Helena. Seite 56.

Erster Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

RBR
Jantz
#992

Sr. Königl. Hoheit

dem

Großherzog von Hessen

und bey Rhein 2c. 2c.

in tiefster

Unterthänigkeit gewidmet

von dem

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/beitrgezurlnderu121mull

Vorrede.

..... und die Vorrede, sagten meine Verleger, als ich ihnen das Manuskript überreichte. Sind Sie gesonnen Ihre Schrift ohne Vorrede zu lassen? Sie hatten mich wirklich errathen, denn ich habe meine eignen Begriffe von den Vorreden, und war deswegen entschlossen, keine zu schreiben, doch die gutmüthige Aufforderung bestimmte mich, meiner Schrift eine vorzusetzen, und zwar — eine Vorrede über die Vorreden.

Die Absicht, warum ein Verfasser eine Vorrede schreibt, kann verschieden sein. Die ächte, dünkt mich, ist: daß er in derselben dem Leser sagt, wie er verstanden seyn will; daß er ihm den Standpunkt zeigt, von welchem aus er ihn beurtheilen soll, weil alles auf den Standpunkt ankömmt, von welchem aus man eine Sache betrachtet, und Manchem etwas reitzend vorkommen

kann, was den andern häßlich erscheint; daß er getreu die Quellen angiebt, aus welchen er schöpfte, um sich gegen den Vorwurf des Plagiats zu sichern. Diese Absicht ist gewiß gut, und es findet sich da Gelegenheit, manches Gute und Nützliche zu sagen, nur Schade, daß die Vorreden so selten gelesen werden. Der größte Theil der Leser überschlägt sie als langweilend und unnöthig. Viele dünken sich klug genug, schon selbst den rechten Standpunkt zu finden, sollten sie auch Gefahr laufen, irre zu gehen, und den Verfasser ganz falsch zu verstehen. Daher so viele schiefe Urtheile.

Andere mögen die Vorrede als eine Posaune betrachten, bestimmt, die Vortreflichkeit des Werkes laut zu verkünden, und Bewunderer herbei zu ziehen, eingedenk des alten Sprüchworts: aus dem machen die Leute nichts, der nicht selbst etwas aus sich zu machen versteht. Nur Schade, daß diese Posaune oft ein laut tönendes Erz, und eine klingende Schelle wird, an welcher die Zuhörer lächelnd vorüber gehen.

Bey Manchen dient die Vorrede als eine Captatio benevolentiae, besonders für die Richter. Arme Verblendete, die da nicht wissen, daß diese Männer unbestechlich sind; daß sie alle bey ihren Urtheilen den alten Spruch zur Richtschnur gewählt haben: fiat justitia, pereat mundus; daß viele es zu solcher Fertigkeit gebracht haben, keiner Vorrede, ja des Werkes nicht einmal zu bedürfen; daß es für sie hinreichend ist, das Inhaltsverzeichniß zu durchblättern, um zu wissen, daß kein gutes Haar an dem Verfasser ist, und dann tüchtig mit der Zuchtruthe darein zu schlagen.

Da es nun einmal Sitte ist, eine Vorrede zu schreiben, so liefere ich hier die meinige. Meine Absicht, als ich die Schrift verfertigte, war, ein Buch zu liefern, in welchem Leser verschiedener Art etwas für ihren Geschmack finden. Jene, welche bloß zur Unterhaltung lesen, werden durch die noch wenig bekannten Nachrichten von fremden Völkern und Ländern befriedigt werden. Der Geschichtsforscher, der Staatswirth, der Kaufmann ꝛc. wird manches finden, welches seiner Aufmerksamkeit würdig ist, und für den Men-

schenfreund wird es besonders trostreich seyn, zu sehen, wie Kenntnisse sich stufenweise bey den Völkern verbreiten, wie weise Regierungen die zweckmäßigsten Maasregeln ergreifen, sie zu befördern, und die Menschen moralisch und physisch glücklicher zu machen. Die Quellen, aus welchen ich schöpfte, sind größten Theils englische, noch wenig bekannte Schriften, und findet diese Sammlung Beyfall, so habe ich noch reichhaltigen Stoff im Vorrath, einen Nachtrag zu liefern.

Der Verfasser.

Inhalt
des
ersten Bandes.

	Seite
Kurze Darstellung des Handels mit Indien vor der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung	1
Geschichte des Handels der Europäer mit Indien, nach der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirg der guten Hoffnung .	6
Englands jetziger Handel mit Indien, nebst einigen Bemerkungen über die ostindische Kompagnie	15
Kurze Geschichte des Handels mit Afrika, und der Entstehung der verschiedenen Handelsgesellschaften	26
Bericht der Direktoren des afrikanischen Instituts, vorzüglich den Sclavenhandel betreffend	36

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden in der Noth, in London 41

Ueber die Entstehung und Fortschritte der Bibelgesellschaften in verschiedenen Ländern, vorzüglich in England 48

Die Insel Helena in politischer und commerzieller Hinsicht 56

Die Insel Sumatra 63

Linäus Wanderung durch Lappland . . 68

Die warmen Quellen in Island 74

Die Botanybay auf Neuwallis 81

Die Mumien in Egypten, ein Beytrag zur Geschichte dieses Landes 87

Nachrichten aus dem Innern von Brasilien . 92

Die Tscherkassen 121

Das Grab Karls I. Königs von England, ein Beitrag zur Geschichte seiner Zeit . . 127

Beschreibung des Staatsgefängnisses in Konstantinopel, nebst einigen Bemerkungen über die Gerechtigkeitspflege in der Türkey . 131

Ueber die moralische Bildung der türkischen Weiber, nebst einigen Nachrichten über die Frauenzwinger, oder Harem's der Türken 141

Kurze Darstellung der Mahomedanischen Glaubenslehre 147

Ueber einige besondere Gebräuche der griechischen Kirche 163

Seite

Von der Pest, und ihren Verwüstungen, in ältern Zeiten, und auch jetzt noch in den türkischen und andern Ländern . . . 169

Ueber die Consularwürde bey den Völkern verschiedener Jahrhunderte 174

Gustav Wasa in Dalekarlien, eine Anekdote aus der Geschichte jener Zeit . . . 181

Karl XII. und Peter der Große . . . 186

Skizze zweyer berühmter Männer, Hume's und Montesquieu's 191

Einige noch wenig bekannte Anekdoten von Michael Cervantes 195

Die Inquisition in Portugal, eine Anekdote aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 198

Die Caravanen, oder über die Art in der Türkey, und andern Ländern zu reisen . . 205

Die Wahabiten, eine mahomedanische Sekte in Arabien 210

Spaniens allmählige Entvölkerung geschichtlich dargestellt, und nach Staatswirthschaftlichen Grundsätzen erklärt 218

Kurze Darstellung
des
Handels mit Indien vor der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

In den ältesten Zeiten wurde der Handel mit Indien auf zwey verschiedenen Wegen betrieben. Der eine gieng über den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer, durch das steinige Arabien nach Tyrus, wo der Stapelplaß war, und die Waaren an die Kaufleute abgegeben wurden. Der andere kam durch den persischen Meerbusen, durch die Wüste, und von da auf einer Seite nach Babylon, auf der andern nach Tyrus, oder auch Palmyra, welche Stadt, umgeben von einer fruchtbaren Ebene, fast mitten in der Wüste lag. Als Alexander Tyrus zerstörte, und Alexandrien an der Küste Egyptens baute, zog sich der Handel dahin, und dieser Weg hatte den Vortheil, daß er, statt durch die Felsen der Wüste, durch Egypten, das Delta, und längs des Nils hin führte. Ungeachtet dieser Vortheile blieb indessen der Weg durch Syrien noch lange besucht.

So lange die Egypter den Handel mit Indien längs der Ostküste Arabiens hin betrieben, war er für sie beschwerlich, und offenbar nachtheilig; denn nach einer langen Küstenfahrt kamen sie erst an der Mündung des persischen Meerbusens an, wenn andere Re-

benbuhler im Handel sich auf viel kürzerem Wege dahin begeben konnten. Lange nachdem Egypten unter römische Herrschaft fiel, gelang es einem kühnen Schiffer, Namens Hispalus, begünstigt von den damals noch unbekannten Passatwinden, aus dem rothen Meer durch die Meerenge Bab el Mandel, auf geradem Wege an der Küste Malabar zu landen. Diese Entdeckung war für den Handel die günstigste, und von nun an wurde dieser Weg eingeschlagen, um die indischen Waaren nach Europa zu bringen. Plinius giebt uns eine Beschreibung davon, und die Schiffe bedurften zu ihrer Reise nach Indien, und wieder zurück, eines vollen Jahres.

Der Handel mit Indien scheint, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere, dazu bestimmt, immer neuen Veränderungen unterworfen zu seyn. Wir sagten oben, daß der besuchteste Weg für den Handel zu Land, über Alexandrien gieng; als aber Konstantinopel die Hauptstadt des damaligen Reichs wurde, so änderte sich plötzlich der Weg, und die Waaren giengen durch Syrien. Die Perser lernten nun auch die Vortheile des Handels schätzen, und öffneten ihre Flüsse der Schiffahrt, wodurch die Fracht vom persischen Busen an, bis in das mittelländischem Meer, um zwey Drittheile erleichtert wurde. Im siebenten Jahrhundert gab ein wichtiges Ereigniß dem Handel wieder eine neue Richtung. Mahomed hatte seine neue Lehre verkündet, und sie griff mit so unglaublicher Geschwindigkeit um sich, daß in kurzer Zeit von den Ufern des atlantischen Meeres bis an China's Gränzen Millionen sich zu ihr bekannten. Die ersten Anhänger waren Krieger, predigten mit dem Schwerd

in der Hand, und giengen auf Eroberungen aus. Auf den Handel, besonders den mit Indien, hatte dieses den entschiedensten Einfluß. Alexandrien verlor, und Bassora, welche an dem Zusammenfluß des Euphrats mit dem Tiger liegt, gewann dabey. Aller Handel zog sich dahin, und diese Stadt ist noch itzt die Niederlage des indischen Handels, während Alexandrien ganz in Nichts dahin sank.

Der Einfluß der neuen Religion auf den Handel wurde noch öfters fühlbar. Anfänglich schien durch sie mehr Thätigkeit in den Handel zu kommen, bald aber traten Misverständnisse, Haß und Verfolgungsgeist zwischen die Anhänger der verschiedenen Religionen, und der Weg nach Asien, wo sich die Europäer ihre Vorräthe an indischen Waaren holten, war ihnen so gut wie versperrt. Was man auf diesem Wege noch erhalten konnte, war durch die Caravanen, welche aber einen ganz eigenen Geist angenommen hatten. Ehemals dienten diese blos dem Handel, nun aber der Religion. Die Mahomedaner wallten nach Meka, und die Christen nach dem heiligen Grabe. Die Religion diente indessen, wie das noch oft zu geschehen pflegt, den weltlichen Geschäften zum Vorwande, und die Wallfahrter tauschten wechselseitig ihre Waaren aus.

Der Handel mit Indien war indessen für die Europäer zu sehr gehindert, als daß man nicht suchen sollte, demselben eine andere Richtung zu geben. Durch Syrien und Egypten war der Weg so gut wie gesperrt, und man ließ die Waaren von China und Ostindien auf Flüssen und Landwegen bis an die Ufer des kaspischen Meeres kommen. Von hier wurden

sie auf dem Don und der Wolga, deren Mündungen nicht weit von einander entfernt sind, nach dem schwarzen Meer gebracht, und Konstantinopel wurde nun die Niederlage der indischen Waaren, und für eine geraume Zeit die glänzendste Stadt von Europa.

Venedig und Genua waren damals reiche, und daher mächtige Freystaaten. Sie suchten wetteifernd sich den Handel mit indischen Waaren für das übrige Europa zuzueignen. Sie bezogen, so viel sie nur konnten, von Alexandrien, durch Egypten, durch Syrien, und vorzüglich von Konstantinopel, und versorgten dann die nördlicher gelegnen Länder Europens. Die Kreuzzüge kamen, und tausende von Menschen lernten die indischen Waaren kennen, welche ihnen vorher größtentheils unbekannt waren. Das morgenländische Kaiserthum näherte sich seinem Verfalle, und fremde Mächte, besonders Venedig, eigneten sich in Konstantinopel selbst Hoheitsrechte zu, welche dieser Freystaat aber später durch die Betriebsamkeit der Genueser wieder verlor. Genua nahm sich der vertriebenen kaiserl. Familie an, und bewirkte zu ihren Gunsten eine Revolution. Für diesen Dienst erhielt Genua von den griechischen Kaisern die Vorstadt Pera, welche nun befestigt wurde, und dieser Freystaat bekam dadurch in Hinsicht des ostindischen Handels offenbar das Uebergewicht. Venedig konnte die Waaren itzt nur mehr von Alexandrien, und durch Syrien beziehen.

Auch Florenz wurde in diesen Zeiten eine mächtige Nebenbuhlerinn im Handel, und bald zog sich derselbe nach Norden. Die nordischen Völker rückten allmählig in der Kultur, und auch im Luxus wei-

ter. Sie hatten diese asiatischen Genüsse kennen gelernt, und sie waren ihnen zum Bedürfniß geworden. Es wurden daher in Brügge und Antwerpen grosse Niederlagen der ostindischen Waaren errichtet, wodurch sich diese Städte in kurzer Zeit sehr bereicherten. Der Zeitpunkt nahte indessen, in welchem der Handel mit Indien einen neuen Stoß erhalten sollte. Konstantinopel fiel in die Hände der Mahomedaner, und Mahomed der 2te bestieg den Thron. Genua verlor seinen Einfluß, und der Handel mit Indien durch Konstantinopel wurde nun mit eben den Hindernissen belegt, unter welchen er schon in Egypten und Syrien früher seufzte.

In diesem Zustande blieb der Handel eine geraume Zeit, bis endlich die Spitze Afrika's, das Vorgebirg der guten Hoffnung, umsegelt und dadurch ein kürzerer, wohlfeilerer, und sicherer Weg entdeckt wurde, sich mit den Erzeugnissen Asiens zu versehen. Von diesem Augenblicke nahm der Handel mit Ostindien eine ganz andere Gestalt an, blieb aber, wie in ältern Zeiten, häufigen Veränderungen unterworfen. Alle Handel treibenden Nationen suchten sich denselben eigen zu machen, und verdrängten sich wechselseitig aus dem Besitz desselben. Wir werden in der Folge den Lesern eine kurze Geschichte der Veränderungen liefern, welche, seit der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hofnung, mit diesem Handel vorfielen, und dann in einer eignen Abhandlung den itzigen Zustand desselben in den Händen der Engländer, welche fast die ausschliessenden Herren davon sind, darstellen.

Geschichte des Handels der Europäer mit Indien, nach der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Unter diesem Titel erschien 1811 in London eine Schrift von einem Verfasser, Herrn David Macpherson, welcher sich schon einige Jahre früher, nemlich 1806, durch seine Annalen des Handels bekannt gemacht hatte. Wir wollen den Lesern eine kurze Uebersicht dieser in jeder Hinsicht wichtigen Schrift mittheilen.

Der Verfasser zeichnet mit meisterhafter Hand eine Darstellung des Handels mit Indien, von den ältesten Zeiten an, bis zu Entdeckung des Weges über das Vorgebirg der guten Hoffnung. Er zeigt, wie seit diesem Zeitpunkte die verschiedenen Völker Europens sich mühten, Antheil an diesem Handel zu nehmen, und wie nach und nach die Handelsgesellschaften entstanden. Die Portugiesen waren es, welche den Weg um die mittägliche Spitze Afrikas entdeckten. Schon Heinrich, der jüngste Sohn Peters, Königs von Portugal, nährte den Plan, einen Weg zu Wasser nach Indien zu finden; allein er erlebte es nicht, daß dieser sein Lieblingsplan ausgeführt wurde; denn bey seinem 1463 erfolgten Tode war man in der Entdeckung noch nicht weiter als bis zu der Insel S. Matthias vorgerückt. Im J. 1486 gelangte Diaz an die mittägliche Spitze Afrikas, welcher der König Johann 2ten im prophetischen Geiste den Namen des Vorgebirgs der guten Hoffnung

beylegte. Unter der Regierung Emanuels landete Vasco de Gama den 22. May 1498. zu Calicut an der westlichen Küste von Indostan. Die Portugiesen versuchten sogleich, Handel mit diesen Völkern anzuknüpfen; allein es gelang ihnen nicht, weil die Mauren, welche großen Einfluß auf den König von Calicut hatten, eifersüchtig auf die neuen Ankömmlinge waren, und Gama sah sich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, ohne etwas von den kostbaren Erzeugnissen des Landes mitzubringen. Man rüstete eine zweyte, beträchtlichere Flotte aus, über welche Pedro Alvarez de Cabral den Oberbefehl erhielt. Er entdeckte auf seiner Fahrt die Küste von Brasilien, an welche er durch Sturm verschlagen wurde, und kam 1500 mit 6 Schiffen von 13, welche ihm anvertraut waren, im August zu Calicut an. Die Araber suchten neuerdings den Handelsabsichten der Portugiesen entgegen zu arbeiten, und es kam endlich zu Thätlichkeiten. Er grif vor Calicut 10 ihrer größten Schiffe an, tödtete 600 Mann, und machte die übrige Mannschaft zu Sclaven. Die Waaren nahm er weg, und zündete dann in der Nacht die Schiffe der Feinde an. Um den Tod der Seinigen zu rächen, beschoß er des andern Tages die Stadt selbst, und eröffnete mit diesem Blutbade den Handel in diesen Gegenden. Er segelte nach Cochin, wo er Handelsverbindungen anknüpfte, eine Faktorey anlegte, und, nachdem er zwey Faktoren zurückgelassen hatte, nach Cannamora abgieng, um dort seine Ladung voll zu machen. Beladen mit Spezereien und andern Waaren kehrte er endlich nach Portugal zurück.

Der König Emanuel ließ 1502 neuerdings eine Flotte von 20 Schiffen ausrüsten, deren Führung er Vasco de Gama übergab. Der Pabst ertheilte eine Bulle, in welcher er den König von Portugal als den Herrn der Schiffahrt, des Handels, und aller Eroberungen in Ethiopien, Arabien, Persien, Indien ꝛc. erklärte. Hierauf gründeten die Portugiesen in der Folge ihre Rechte, die empörendsten Grausamkeiten auszuüben. Der Handel wurde zu jener Zeit ganz für Rechnung des Königs getrieben, und war, ungeachtet der grossen Kosten, welche die Ausrüstung der Schiffe erforderte, ungeachtet der schlechten Verwaltung und der häufigen Betrügereyen, welche dabey vorfielen, auf diesem Wege so vortheilhaft, daß der Handel der Venetianer fast ganz zerfiel, so bald es in Europa bekannt wurde, daß man in Lissabon die indischen Waaren viel wohlfeiler finden könne. Alles strömte dahin, und um auch den Norden damit zu versehen, brachten die Portugiesen ihre Waaren nach Antwerpen, und in kurzer Zeit wurde Lissabon die reichste Handelsstadt von Europa.

Im Jahr 1506 wurde Alphons Albuquerque nach Indien geschickt, und Portugal verdankte seiner Klugheit das Wachsthum seiner Besitzungen. Es wurden die drückenden Abgaben von den Waaren abgenommen, und der Handel erhielt einen neuen Schwung. Albuquerque befestigte Goa, als den Schlüssel der Schiffahrt in diesen Gewässern, und machte Malacca zur zweyten Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen. Er wendete alles an, um mit den Eingebornen in guter Eintracht zu bleiben, und die Hindous, welche so lange unter dem Drucke der Mauren geseufzt

hatten, freuten sich einer so sanften Regierung; allein ihre Freude dauerte nicht lange. Albuquerque starb 1515, und seine Nachfolger in der Verwaltung vergaßen ganz seine Grundsätze. Sie empörten durch Grausamkeiten und Erpressungen aller Art die Herzen der Landeseinwohnet. Im J. 1517 eröffneten die Portugiesen einen Handel mit China, verloren ihn aber bald durch das Benehmen des Anführers ihrer Flotte Simon de Andrades. Es gelang ihnen indessen, das gute Vernehmen mit den Chinesen wieder herzustellen, indem sie ihnen behülflich waren, Seeräuber, welche sich der Insel Macao bemächtigt hatten, zu besiegen. Sie setzten sich in dieser Insel fest, und trieben eine geraume Zeit einen vortheilhaften Handel mit China, Japan, Cochinchina und andern Ländern Ostindiens.

Der Glanz der Portugiesen in Ostindien nahete sich seinem Verfall, als die Kronen von Portugal und Spanien unter Philipp dem 2ten 1580 vereinigt wurden. Die Holländer bemächtigten sich verschiedener portugiesischen Besitzungen in diesem Welttheile, und als 1640 die Krone Portugals unter Johann II. an das Haus Braganza kam, ließ sich das Uebergewicht der Holländer immer deutlicher fühlen. Sie vertrieben die Portugiesen aus Japan, und nöthigten sie 1656 die Insel Ceylon zu räumen, nachdem Portugal fast ein ganzes Jahrhundert, nemlich von 1500, als Cabral die erste Ladung aus Indien brachte, bis 1595, als Holland die ersten Eroberungen machte, den Alleinhandel getrieben hatte.

In den ersten 50 Jahren brachten die Portugiesen jährlich 5 Schiffe aus Indien, und als Portu-

gals Glanz zu sinken anfieng, wurden diese Schiffe jährlich auf 3 beschränkt. Zwar hob sich die Einfuhr aus Indien wieder beträchtlich, als Portugal mit Spanien vereinigt wurde, aber so unregelmässig, daß in einigen Jahren viel, in andern gar nichts eingeführt wurde. Ueberhaupt wurden noch nicht so viele indische Waaren in Europa verbraucht, als späterhin, nachdem die Holländer, und nach ihnen die Engländer, sich dieses Handels bemächtigt hatten.

Von allen den grossen Besitzungen, welche einst den Portugiesen zugehörten, blieb ihnen sehr wenig übrig. Einige wenige Niederlassungen auf Afrika's östlicher Küste, und in Indostan Dio, mit einigen noch unbedeutendern Faktoreyen in dem cambayischen Merbusen, dieses ist alles, was sie besitzen. Goa ist noch immer die vorzüglichste ihrer Besitzungen in Indien. Sie haben zwar noch die Erlaubniß, sich zu Macao auf der chinesischen Küste aufzuhalten, allein in so strenger Abhängigkeit, daß man sie eher als chinesische Unterthanen betrachten kann. Wenn man die Geschichte während Portugals glänzendem Zeitraum durchläuft, so scheint es, daß die Portugiesen sich lieber schnell durch Erpressungen, und Grausamkeiten aller Art bereichern, als einen dauerhaften und sichern Handel gründen wollten. Da sie mit ihren Bedrückungen noch eine unsägliche Religionsschwärmerey verbanden, so wurden sie dadurch den Urvölkern Indiens doppelt verhaßt, und diese nahmen einen fremden Beherrscher mit offnen Armen auf.

Die Holländer unternahmen 1595 die erste Fahrt nach Ostindien, beluden zu Bantam ihre Schiffe mit Spezereyen, und kamen 1597 zurück. Es entstanden

mehrere kleine Gesellschaften für diesen Handel, welche aber 1602 in eine einzige vereinigt wurden, und diese grosse Gesellschaft erhielt auf 21. Jahre die Freyheit des ausschliessenden Handels nach Ostindien. Diese neuen Beherrscher Indiens verübten eben so grosse Grausamkeiten, als die Portugiesen, nur mit dem Unterschied, daß sie durch einen andern Geist, nemlich den Handelsgeist, beherrscht wurden. Im Februar 1623 ermordeten sie zu Amboina alle Engländer, unter den grausamsten Martern. Die wichtige Niederlassung auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung wurde 1650 gegründet. Die holländisch-ostindische Kompagnie erbaute an diesem Ort eine Stadt und Festung, und da alle Materialien aus Europa herbeygeführt werden mußten, so beliefen sich die Unkosten in einem Zeitraum von 20. Jahren auf 20 Millionen Gulden, welche aber in der Folge der Gesellschaft reichlich ersetzt wurden. Ihre Schiffe fanden nun da Wasser, Holz, und Vorräthe aller Art; ihre Kranken konnten nach einer langen und beschwerlichen Ueberfahrt sich erholen, und die grundherrlichen Einkünfte langten hin, die jährlichen Unkosten der bürgerlichen und Militärverwaltung des Landes zu decken.

Im Jahr 1661 verloren die Holländer ihre Niederlassung auf der Insel Formosa, von wo aus sie einen sehr einträglichen Handel mit Japan trieben, dagegen erhielten sie 1667 durch die Eroberung von Macassar und der benachbarten Länder, den Alleinhandel mit Spezereyen, welcher aber in den neuern Zeiten in die Hände der Engländer übergieng. Die Statthalterschaften Amboina und Banda, deren jede

eine Gruppe Inseln unter sich hatten, welche die herrlichsten Gewürze liefern, wurden 1796 den Holländern durch den General Raynier abgenommen. Durch den Frieden 1801 erhielten die Holländer alle ihre Besitzungen, die Insel Ceylon ausgenommen, wieder; allein in dem darauf folgenden Krieg, welcher durch den Frieden 1814 beendet wurde, wurden sie ihnen neuerdings entrissen. Die Holländer zogen aus ihrem Alleinhandel mit Gewürzen die größten Vortheile. Die Kaufleute Europa's, welche sich in Person oder durch ihre Agenten auf ihre Märkte begaben, versahen sich da mit allen Landes- und Manufakturerzeugnissen des Orients, und die Holländer bemächtigten sich dadurch, daß sie die asiatischen Plätze versorgten, des ganzen Handels auf dem indischen Ozean, welcher ihnen zugleich eine reiche Quelle zur Vergrösserung ihrer Seemacht wurde.

Die Tapferkeit, mit welcher Holland Spaniens Joch abgeschüttelt, und so grosse Besitzungen in fremden Welttheilen erkämpft hatte, erlosch, nachdem seine Unabhängigkeit anerkannt, und die Portugiesen aus ihren vorzüglichsten Besitzungen im Orient vertrieben waren. Die Beamten der holländ. Gesellschaft in Indien vernachläßigten ihre Pflichten, und suchten sich nur zu bereichern, indem sie ihre geringen Besoldungen zum Vorwand nahmen. Bei ihrer Geldgierde lebten sie doch mit einem unbeschreiblichen Aufwande, und behaupteten, daß es nothwendig sey, um den Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen. Die Seemacht, welche ehedem so sehr blühte, und welcher Holland seinen Glanz zu danken hatte, zerfiel nach und nach; denn die Befehlshaberstellen wurden

nicht mehr nach Verdienst, sondern nach Gunst besetzt, und die Fortschritte, welche man in der Seekunst mit dem Geist der Zeit machte, so wie die Vorsichtsmaasregeln für die Gesundheit der Schiffsmannschaft, blieben den Holländern grossentheils unbekannt. Von ihren Landtruppen wurde die Gesellschaft nicht besser bedient; denn die Soldaten waren keine Landeskinder, sondern Fremdlinge, welche keinen Antheil an dem Wohl des Staats nahmen, und welche nicht selten, wenn ihre Dienstzeit verflossen war, zu den Feinden übergiengen.

Nun kommt der Verfasser auf den Antheil, welchen die Franzosen an dem Handel mit Indien nahmen. Er spricht von der berühmten Missisippigesellschaft, in welcher die Actien 1000 mal höher, als um ihren ursprünglichen Preis, verkauft wurden, und damit endeten, gar keinen Werth mehr zu haben. Späterhin, sagt der Verfasser, wurden Frankreichs Handelsangelegenheiten zwar mit mehr Klugheit geführt, allein der Antheil an dem indischen Handel war niemals von grosser Wichtigkeit.

Da wir den Lesern über den englischen Handel nach diesem Welttheile eine eigene Abhandlung liefern werden, so fügen wir nur hier bey, was durchaus zur Sache gehört. Die Engländer fiengen damit an, wie die Leser in der Geschichte des Handels mit Afrika finden werden, sich in diesem Welttheile, und besonders an der Goldküste festzusetzen, und hatten deßwegen mit den Portugiesen, und später mit den Holländern, manchen Kampf zu bestehen. Nach und nach breiteten sie ihren Handel auch nach Indien aus, und besitzen itzt in dem Orient ungeheure Länder und

Königreiche. Unter dem König Wilhelm bestanden in England drey Gesellschaften, welche die Vorrechte hatten, nach Ostindien zu handeln; da man aber zu finden glaubte, daß die verschiedenen Interessen zu einer übermässigen Ausfuhr der kostbaren Metalle, und zu einem zu grossen Ueberfluß an indischen Waaren führten, welches den brittischen Manufakturen schädlich war, so wurden unter der Regierung der Königin Anna alle kleinern Gesellschaften in eine einzige ostindische Kompagnie vereinigt, welche unter verschiedenen Modifikationen fortdauerte, und noch itzt besteht.

Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, eine kurze Darstellung zu erhalten, wann, und wie der Thee zum erstenmal in England eingeführt wurde, und wie sich dieser Handelszweig nach und nach vergrösserte. In einer Parlamentsakte vom J. 1660 geschieht des Thees, als eines Consumationsartikels die erste Erwähnung, und er wurde mit einer Abgabe von 8 Pfenningen belegt, während der Caffee nur 4 Pf. bezahlte; aber dieses Getränk gehörte noch immer zu den Seltenheiten, welche nur für Reiche und Vornehme bestimmt sind. Die ostindische Kompagnie machte dem König verschiedenemale Geschenke mit Thee, 1664 mit zwey, und 1666 mit zwey und zwanzig 3/4 Pfund, und bezahlte 50 Schillinge für das Pfund. Nun fieng dieses Getränk an, bekannter zu werden, man bezog den Thee aber noch gröstentheils von den Holländern, oder kaufte ihn aus der zweyten Hand von Madras und Surate. Im J. 1678 wurden 4713 Pfund Thee in England eingeführt, und nun fieng die Kompagnie an, ihre Aufmerksamkeit auf diesen

Gegenstand zu wenden. In den Jahren 1697, 98 und 99 belief sich die Summe des jährlich von der Gesellschaft eingeführten Thees auf 20,000 Pfund, und in den acht folgenden Jahren überstieg die jährliche Einfuhr 60,000 Pf., zu 16 Schilling für das Pfund. In dem J. 1721 wurde zum erstenmal eine Million Pfund eingeführt, und von nun an stieg die Einfuhr in England mit jedem Jahre beträchtlich. In dem Jahr 1783 führte die Kompagnie 1,138,295 Pf., und seit 1786 niemals unter 20,000,000 Pf. ein. Zu dieser ungeheuren Summe des jährlich auf rechtlichem Wege in England eingeführten Thees, muß man noch das hinzufügen, was man einschwärzte. Die starke Abgabe, welche von dem Thee entrichtet werden mußte, munterte gar sehr zum Schleichhandel auf, weil viel dabey zu gewinnen war; daher der Minister Pitt in den ersten Jahren nach seinem Antritte schon diese Abgabe aufhob, und die Lücke durch eine erhöhte Fenstertaxe ausfüllte, welches die Folge hatte, daß von nun an weniger eingeschwärzt wurde.

Englands jetziger Handel mit Indien, nebst einigen Bemerkungen über die ostindische Kompagnie.

Es ist unstreitig ein in der Geschichte aller Jahrhunderte merkwürdiges Ereigniß, daß ein handeltreibendes Volk in fernen Welttheilen Besitzungen und Reiche erwerbe, welche an Größe und Bevölkerung

das Mutterland weit übertreffen, und dann diese Besitzungen mit allen Rechten einer Gesellschaft von Kaufleuten überlasse. Dieses ist der Fall mit England, und mit seiner ostindischen Kompagnie. Der Anfang des Handels der Engländer mit Indien war klein und unbedeutend. Sie hatten mit vielen Hindernissen zu kämpfen, bis sie festen Fuß fassen konnten; als dieses aber einmal geschehen war, gieng es rasch vorwärts, und sie verdunkelten und verdrängten bald alle andern handeltreibenden Nationen.

Karl II. versuchte es schon, aber mit wenigem Erfolg, Niederlassungen in Indien zu gründen. Die Portugiesen hatten sich grosse Besitzungen in diesem Welttheile errungen. Sie besaßen wohl befestigte Niederlassungen nicht nur auf Indiens Halbinsel, sondern auch in dem arabischen und persischen Meerbusen. Sie hatten viele Fürsten des Landes sich unterworfen, und behandelten die Einwohner mit Härte. Die Holländer verdrängten sie, und bald wurden auch sie wieder verdrängt. Frankreich und England buhlten nun um den indischen Handel, kämpften lang und oft um denselben, bis endlich England, welches alle Umstände treflich zu benutzen wußte, Sieger blieb.

Die noch unabhängigen Fürsten des Landes sahen mit eifersüchtigem Auge das Bestreben der Engländer, sich in ihrem Lande niederzulassen. Eingedenk der erduldeten früheren Bedrückungen wollten sie nicht, daß neue Fremdlinge sich ansiedelten und ihre Besitzungen befestigten. Die englischen Kaufleute, welche des Handels wegen hinkamen, mußten es sich daher gefallen lassen, unter dem Schutze und den Gesetzen der Inländer zu leben. Ihre Faktoreyen wa-

waren offne Plätze, ohne alle Vertheidigung. Die Streitigkeiten der Eingebornen unter einander gaben indessen Veranlassung, die Niederlassungsplätze mit Mauern zu umgeben, Kanonen aufzupflanzen, und Soldaten zum eignen Schutze zu halten; bald aber gab der im J. 1744 in Europa ausgebrochene Krieg den Angelegenheiten in Indien eine andere Wendung. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß sich der Geist der Zwietracht und das Feuer des Kriegs immer von unserm Welttheile auch in andere verbreite. Engländer und Franzosen verfolgten sich bis nach Indien, und düngten die Felder Indostans mit ihrem Blute. Die Eingebohrnen nahmen Antheil an dem Kampfe, und schlugen sich auf die eine oder die andere Seite, ohne zu ahnden, daß sie dadurch an ihrem eignen Sturze arbeiteten. Die Engländer besassen in jenem Zeitpunkt in Indien nur das Fort St. Georg auf der Küste Coromandel, mit einem sehr kleinen Gebiet, und in Bengalen einige Faktoreien, ohne alles Gebiet. Die Franzosen hatten Carical und Pondicheri, welches letztere ihre militärische Niederlage war.

Das Mogolische Reich nahte sich mit raschen Schritten seinem Untergange. Ueberall herrschte Aufruhr, und die entfernten Provinzen trennten sich allmählig vom Stamme. Dekan hatte sich unabhängig erklärt, und zwey Nabob bewarben sich um die Provinz Arcot. Der eine war Anawer Odien Can. Er hatte sich schon in Besitz gesetzt, und wurde durch die Engländer unterstützt. Der andere, Chunda Saheb, suchte jenen zu verdrängen, und hatte die Franzosen zur Hülfe. Es wurde lange mit grosser Anstrengung,

und mit abwechselndem Glücke gekämpft, doch endlich gelang es den Engländern, da Odien in einer Schlacht gefallen war, seinen Sohn Mahomet Aly Can in den ruhigen Besitz der Provinz zu setzen. Der Friede war schon lange in Europa zwischen den Mutterländern unterzeichnet, und in Indien bekriegte man sich noch mit aller Wuth. Endlich kam der Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen, und in Hinsicht des Handels eine vollkommene Gleichheit zum Grunde zu legen.

Beide Nationen suchten nun fortwährend sich mächtige Anhänger im Lande zu machen, und durch deren Hülfe sich zu vergrössern. Die Franzosen, unterstützt von Salabut Jung, erhielten von dem Souba in Dekan den Distrikt von Mazulipatnam und fünf nördlich von Madras gelegene Provinzen, die nördlichen Sircars genannt, mit der Oberherrlichkeit über Carnate. Da sie aber bald nachher Salabut Jung's Zutrauen und Freundschaft verloren, wurde ihnen Carnate wieder entrissen. Die Engländer bewarben sich nun ihrer Seits um des Souba von Dekan Gunst, und als bald nachher der Krieg in Europa wieder ausbrach, nahmen die Sachen bald eine andere Gestalt an. Salabut's Abtretung an die Franzosen wurde von dem Mogol vernichtet, und die Engländer erhielten diese Besitzungen. Salabat Jung schloß sich nun an die Engländer freundschaftlich an, und erhielt Dekan, Mahomet Aly Chan aber, der alte Verbündete derselben, wurde Nabob von Carnate.

Ehe wir weiter gehen, wird es nöthig seyn, die Besitzungen aufzuzählen, welche die Engländer um diese Zeit, nemlich 1756, inne hatten. In Ben-

galen besassen sie Calcutta, damals Aly Nagur genannt, mit einigen Dörfern, welche ihnen der Mogol überlassen hatte, und Faktoreien zu Cossimbazar und Dacca. Die Zölle sowohl, als der jährliche Landesertrag dieser Besitzungen, beliefen sich kaum auf 23,500 Pf. Sterling. Zu Madras waren ihre Besitzungen beträchtlicher, und die jährlichen Einkünfte betrugen 64,000 Pf. Sterling. Bombay, welches seiner Lage wegen für den Handel nach dem nördlichen Indien, und den persischen und arabischen Meerbusen, wichtig war, hatte neun Dörfer, einige Faktoreien in Surate, Calicut, u. a. m., nebst dem Fort Bancoo, welches itzt Victoria heisset, und den Engländern von den Maratten überlassen wurde. Die Einkünfte, die Zölle mitgerechnet, beliefen sich auf 56,500 Pf. Sterling. Bencoolen, auf der Küste von Sumatra, trug nur 2,100 Pf. Sterling. Die vollen Einkünfte, welche daher England von seinen Besitzungen in Indien, mit Inbegriff der Zölle zog, beliefen sich im Jahr 1756. auf 146,100 Pf. Sterling.

Der Krieg, wie wir oben sagten, gab den Sachen bald eine andere, und für England günstige Wendung. Der ganze Bezirk von Mazulipatnam, mit noch neun andern, und der von Nisampatnam, mit Dondaver und Wacalmanner, wurde der englisch-ostindischen Compagnie von Salabut Jung als Schenkung überlassen, und 1765 fügte er noch die sehr beträchtlichen nördlichen Sircars hinzu. Drey Jahre später, nemlich 1768, wurden mehrere Verträge zwischen dem Souba von Dekan, dem Nabob von Arcot, und den Engländern geschlossen, welche alle den Endzweck hatten, die Macht der letztern zu koncen-

triren, und vorzüglich die so wichtigen Besitzungen von Carnate zu sichern. Die wichtigste aller Vergrösserungen bewirkte indessen Lord Clive in Bengalen, nemlich Bahar und Orixa. Bengalen trug 1756 nur 23,500 Pf. Sterling, und im Jahre 1765 bezog die Compagnie von ihren am Ganges gelegenen Ländern 1,200,000 Pf. Sterling, und mit Inbegriff der Zölle waren die jährlichen Einkünfte, welche 1756 nur 146,100 Pf. Sterling betrugen, in einem Zeitraum von nicht vollen 10 Jahren auf 1,660,000 Pf. Sterling gestiegen. Alles dieses geschah durch Eroberungen, und freundschaftliche Verträge. Seitdem vergrösserten sich die Besitzungen der Engländer noch zusehends, und man kann, nach der in neuern Zeiten bewirkten Einnahme von Seringapatnam, und der Unterwerfung von ganz Mysore, die jährlichen Einkünfte, ohne zu übertreiben, auf 8 Millionen Pfund Sterling berechnen.

England überließ von jeher seine Besitzungen in Indien, die Verwaltung derselben, und den ausschliessenden Handel dahin, einer Gesellschaft, welche man die ostindische Compagnie nennt. Man kann daher diese Gesellschaft unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachten, nemlich: als den Besitzer ungeheurer Ländereien, welche an Flächenmaas und Bevölkerung das Mutterland weit übertreffen; und dann, als eine Innung privilegirter Kaufleute, welche den indischen Handel, mit Ausschluß aller andern, als Monopol betreiben. Die Privilegien und Freiheiten wurden immer in einer Urkunde, welche man die Charte nennt, für einen Zeitraum von 20 oder mehr Jahren gegeben, und müssen nach Abfluß desselben er-

neuert werden. Bey dieser Gelegenheit werden dann allemal einige, der Zeit und Umstände anpassende Zusätze und Veränderungen getroffen.

In Ansehung des Länderbesitzes, der Verwaltung derselben, der Hoheitsrechte, vorzüglich des Rechts, Krieg und Frieden zu machen, bestehen bestimmte, sehr passende Gesetze. Die Direktoren haben volle Freyheit zu handeln und zu beschliessen, müssen aber ihre Beschlüsse, ehe sie zur Ausführung gelangen, einer obern, im Mutterlande als Controlle bestehenden Behörde zur Bestätigung vorlegen. Durch diese weise Einrichtung ist allen Misbräuchen, welche zum größten Nachtheil des Mutterlandes in so entfernten Ländern einschleichen könnten, so ziemlich vorgebeugt. Die oberste Behörde, oder die Kontrolle, ist die gesetzgebende, und die Directoren der Compagnie die ausführende Gewalt. Daß indessen nichts Vollkommenes unter dem Monde ist, und daß mit aller Vorsicht doch nicht allen Gebrechen abgeholfen werden kann, beweißt Hastings berühmter Prozeß.

In Ansehung der Handelsgesetze der ostindischen Compagnie ist der wesentlichste Gegenstand, auf welchem alle übrigen beruhen, daß durch die Charte der Gesellschaft jedesmal der ausschliessende Handel mit Indien bewilligt wird. Es werden wohl manchmal einzelne Kaufleute des Mutterlandes für eigene Rechnung zu diesem Handel zugelassen, allein unter so vielen Beschränkungen, daß alle Thätigkeit gelähmt wird, und die Vortheile, welche ein freyer Handel gewähren würde, nicht zu erwarten sind. Es sind daher in den vielen Schriften, welche über diesen

Gegenstand in England erschienen, häufige Klagen gegen das Monopol geführt, und verschiedene Vorschläge gemacht worden, dem Uebel abzuhelfen. Wir wollen den Lesern eine Stelle aus William Playfair's Bemerkungen über Grosbritaniens asiatische Besitzungen ꝛc. London 1799. anführen. „Wenn ein Handelszweig, sagt der Verfasser, in den Händen einzelner Kaufleute ist, so läßt sich von ihrer Thätigkeit ein besserer Erfolg erwarten, als wenn derselben von einer Gesellschaft betrieben wird. Wir sehen daher, daß in Spanien, Holland, und in Frankreich die Handelsgesellschaften wegen ihrer Gebrechen in der Verwaltung in dem Verhältniß in Verfall geriethen, als einzelne Kaufleute an Wohlstand zunahmen. Die Spannkraft und Thätigkeit Einzelner sind nicht zu berechnen, und bringen Wirkungen hervor, welche Gesellschaften niemals erringen können.... Unnütz ist, was man von in der ostindischen Compagnie vorzunehmenden Reformen und Abänderungen sagt. Regierungen und Handelsgesellschaften sind sehr von einander verschieden. Bey jenen sind die Grundsätze ewig und unerschütterlich; man darf sie nur den Umständen anpassen. Bey dem Handel hingegen hängt alles von den Umständen ab. Was heute gut war, kann morgen schädlich, und unausführbar werden. Daher kommt es, daß alle Handelsgesellschaften mit dem Lauf der Zeit ein veraltetes Ansehen gewinnen, und daß man Hand anlegen muß, um ihnen neues Leben zu geben."

Noch bitterer beklagen sich die für das Wohl ihres Vaterlandes eifersüchtigen Engländer darüber,

daß die Regierung in dem Handel nach Indien Fremde mehr begünstige, als die Eingebornen. Es ist wohl begreiflich, sagen sie, daß die Regierung in diesem Stücke nicht immer handeln kann, wie sie wünschte. Bey jedem Friedensschlusse wird von den kontrahirenden Nationen die Bedingniß festgestellt, eben so wie andere im Handel begünstigt zu werden. Das läßt sich nicht läugnen, fügen die Vaterlandsfreunde hinzu, und es ist kein Mittel dagegen; allein wer bürgt dafür, daß, wenn der Friede eingetreten ist, und diese Nationen wieder Kräfte erlangt haben, sie uns nicht früh oder spät den Handel mit Indien entreißen? Dieser Handel ist der einträglichste, und war von jeher der vorzüglichste Gegenstand der Eifersucht. Wenn indessen der Handel irgend einer Nation entrissen wurde, so war es immer mehr die Folge ihrer eigenen Indolenz, als der Kraft ihrer Mitbewerber.

Playfair in dem angeführten Werke zeigt ein Mittel an, wie diesem zu befürchtenden Unglück vorgebeugt, und andere Nationen abgehalten werden können, England den indischen Handel entreissen zu wollen. Wir führen die Stelle wörtlich an: „Wem wird das Vorgebirg der guten Hoffnung am Ende verbleiben? sagt der Verfasser. Er schrieb im J. 1799, also lange vorher, ehe diese Frage entschieden wurde. Es ist offenbar, fährt er fort, daß die Entscheidung dieser Frage von dem Zustande abhängt, in welchem sich Europa bey dem Friedensschlusse befindet. Es ist indessen hier weniger die Rede davon, zu wissen, wem dieser Ruhepunkt zwischen Europa und Asien zufallen wird, als die Vortheile zu zeigen, welche man davon ziehen kann. Für die ostindische

Gesellschaft wäre es unstreitig wichtig, daß dieser Platz als ein Freyhafen erklärt würde, in welchen die Schiffe aller Nationen ungestört einlaufen können. Durch dieses Mittel würde alle Eifersucht, welche unsern Handel bedroht, erstickt, und die Engländer blieben im vollen Besitze des Handels von Indien bis zu dem Vorgebirg. Die Schiffe anderer Nationen würden selten eine weitere und gefahrvolle Reise machen wollen, wenn sie in dem Freyhafen alles vorfänden, um ihre Ladung von indischen Waaren vollständig zu machen... Da die Engländer jetzt schon im Besitze des vollen Handels sind, so würden sie dadurch ein Uebergewicht vor allen Mitbewerbern haben. Ihre grossen Besitzungen in Asien, ihre Kapitalien, und alle andern Umstände würden diesen Handel vorzüglich begünstigen. Andere Nationen würden einsehen, daß sie nicht als Mitbewerber auftreten können in einem Handel, welcher lange und kostspielige Reisen erfordert, und bey welchem die ausgelegten Fonds nur langsam wieder eingehen. Wenn wir daher Sorge tragen würden, die Magazine an dem Vorgebirg der guten Hoffnung so gut zu versehen, daß wir jeder Nachfrage entsprechen könnten, so ist kein Zweifel, daß die Fremden sich ihre Bedürfnisse gerne da holen würden, ohne bis nach Indien zu gehen.

Der nemliche Verfasser untersucht in seinem Werke die Vortheile, welche England aus dem Handel mit Indien zieht. Seine grossen Besitzungen und Ländereyen in Asien rechnet er nicht als wirklichen Vortheil an, weil sie dem Mutterlande leicht entrissen werden können, die Verwaltung derselben

in so weiter Entfernung ungeheure Kosten verursacht, und den Keim zu den blutigsten und kostspieligsten Kriegen mit sich tragen, daher die indische Compagnie in ungeheure Schulden gerieth. Die grossen Reichthümer, welche einige Einzelne in Indien erwarben, und in das Mutterland mit sich brachten, hält er für kein wesentliches Glück für die Nation. „Diese Reichthümer, sagt er, sind nicht der Maasstab, nach welchem der Wohlstand eines Volkes berechnet werden kann, und es ist noch unentschieden, ob sie schädlich oder nützlich sind. Spanien befand sich einst in der nemlichen Lage. Es flossen ungeheure Summen in das Mutterland, und was war die Folge davon? Wenn England seine Länder in Asien noch ein halbes Jahrhundert behält, so werden die dann lebenden Menschen die Wirkungen davon zu berechnen im Stande seyn."

In Hinsicht des Handels hält er die Länderbesitzungen für die Gesellschaft offenbar für nachtheilig, weil die Verwaltung derselben die Aufmerksamkeit zu sehr theilt, und zu viele Kapitalien entreißt, welche dem Handel zugewandt werden sollten, daher es auch kommt, daß sie von ihren Geschäften wenig oder keinen Nutzen zieht, ja sehr oft Schaden leidet in Unternehmungen, welche andere Nationen, ungeachtet der Hindernisse, welche man ihnen in den Weg legt, und des Zwanges, welchem sie sich unterwerfen müssen, mit grossen Vortheilen betrieben. Aus diesen Gründen glaubt er auch, daß der Gesellschaft kein anderes Mittel übrig bleibe, um sich vor dem Untergange zu retten, als Ordnung in ihre Finanzen zu bringen, und dann unter für beide Theile vor-

theilhaften Bedingnissen, mit Aufhebung alles Monopols, auch Einzelne zum Handel zuzulassen.

Als wesentliche Vortheile, welche der indische Handel dem Mutterlande bringt, zählt der Verfasser den Einfluß, und das Uebergewicht, welche die Nation dadurch überall erhält, und vorzüglich, weil durch diesen Handel eine grosse Anzahl von Schiffen beschäftigt, und Tausende von Matrosen gebildet werden, welches für eine Seemacht von größter Wichtigkeit ist.

Kurze Geschichte des Handels mit Afrika, und der Entstehung der verschiedenen Handelsgesellschaften.

Die Portugiesen waren die ersten, welche die Küste von Afrika entdeckten, und sogleich die Wichtigkeit dieser Entdeckung für den Handel fühlten. Sie bauten daher an der Nordküste auf der Insel Arguin, an der Goldküste, und an der Küste von Angola Festungen, und maßten sich nicht nur ein Recht auf diese Gegenden an, sondern glaubten sich auch berechtigt, alle Schiffe anderer Nationen, welche es versuchen wollten, Handel dahin zu treiben, wegzunehmen.

Unter der Regierung Eduards VI., und der Königinnen Maria und Elisabeth, fiengen die Engländer an, Schiffe dahin auszurüsten; da sie aber in jenen

Zeiten noch keine Besitzungen in Ostindien hatten, und daher keiner Neger bedurften, so führten sie blos Gold, Elfenbein und Pfeffer aus Afrika ein. Dieser Handel war übrigens mit vielen Gefahren verbunden, da alle Schiffe, welche den Portugiesen in die Hände fielen, weggenommen wurden. Da indessen die Königin Elisabeth gegen das Ende ihrer Regierung mit Spanien und Portugal in Krieg verwikelt war, so errichtete sie eine Gesellschaft zu Beförderung des Gummihandels längs der Küste, vom Senegal an bis an den Gambia. Sie ertheilte dieser Gesellschaft das ausschliessende Recht diesen Handel zu treiben, und verbot ihn allen andern Unterthanen, unter Strafe der Confiskation ihrer Schiffe und Waaren. Diese Gesellschaft war in England die erste, deren Schiffe unter dem Schuz der Regierung segelten. Jakob I., Karl I., und nach ihm der Usurpator munterten ihre Unterthanen auf, Handel nach andern Gegenden Afrikas hin zu treiben, und bevollmächtigten sie, alle die Maasregeln zu ergreifen, welche sie zu ihrem Zwecke dienlich glaubten. Sie erbauten daher das Fort Cormantin, und noch ein anderes an der Nordküste, und diese zwey Plätze waren die einzigen, welche die Engländer in dem Zeitpunkt, als das Königthum wieder hergestellt wurde, an den Küsten von Afrika besaßen.

Die Holländer, als sie bemerkten, wie sehr England den afrikanischen Handel begünstigte, errichteten 1621 ebenfalls eine Gesellschaft, unter dem Namen der westindischen Compagnie. Sie bewilligten dieser Gesellschaft alles, was sie in Afrika von dem Wendekreis des Krebses an bis zu dem Vorgebirg der gu-

ten Hoffnung, und in Amerika von der mittäglichsten Spitze von Terre neuve an bis zu den Meerengen Magellan und le Maire in Osten, und bis zu der Meerenge Anian in Westen, erobern könnte. Zugleich wurde allen andern Unterthanen auf das schärfste verboten, Handel dahin zu treiben. Die Gesellschaft versuchte daher in Brasilien sowohl, als in Afrika, ihr Glück mit so gutem Erfolg, besonders in Afrika, daß sie 1637 das Fort St. George del Mina an der Goldküste, und einige Jahre später alle andern portugiesischen Besitzungen eroberte, welche ihr auch in dem 1641 zwischen Portugal und Holland geschlossenen Frieden bestättigt wurden.

Von diesem Augenblick an behauptete die holländische Gesellschaft ein ausschliessendes Recht auf alle diese Länder Afrikas, von dem Vorgebirg Palmas bis zu dem Vorgebirg Lopez, mit Einschluß der Goldküste und anderer blühenden Gegenden, zu haben. Obwohl die Engländer schon lange vorher, ehe die Holländer Eroberungen machten, das Fort Cormantin, und verschiedene Faktoreien an der Goldküste besassen, und daher eben so viel Recht auf ihre Besitzungen hatten, so machten es ihnen doch die Holländer streitig. Die Compagnie unterhielt mehrere Kreuzer längs der Küste, um alle fremde Schiffe, welche des Handels wegen dahin kommen würden, zu bewachen, ihnen überall nachzufolgen, ihren Handel mit den Eingebornen zu stören, und im Widersetzungsfalle sich derselben zu bemächtigen, und sie nach St. George del Mina aufzubringen. Sie dehnte diese Gewaltthätigkeiten nicht nur auf die ihren Besitzungen nahe gelegenen Länder aus, sondern auch

auf solche, welche mehrere hundert Meilen davon entfernt waren.

Als Karl II. den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, beschloß er, den Handel seiner Unterthanen in diesem Welttheil kräftigst zu unterstützen, und Entschädigung für den ihnen zugefügten Schaden zu fordern. Zu dem Ende, da durch die Erfahrung bestättigt war, daß einzelne Kaufleute gegen eine mächtige Handelsgesellschaft nicht bestehen konnten, und daß die in Europa geschlossenen Verträge in diesen entfernten Ländern nur schlecht beobachtet wurden, so beschloß der König, seine nach Afrika handelnden Unterthanen in einen Körper zu vereinigen, und diesen so zu unterstützen, daß er der mächtigen Nebenbuhlerinn die Spitze zu bieten im Stande sey. Dieses geschah unter dem 16 Jenner 1662, und die Gesellschaft erhielt den Namen der afrikanischen Compagnie. *) In Hinsicht des den englischen Unterthanen zugefügten Schadens wurde im Haag ein vollständiger Ersatz gefordert; allein die Generalstaaten wußten so viele Hindernisse einzuschieben, so manchen Aufschub zu bewirken, daß der gehoffte Endzweck auf diesem Wege nicht erreicht wurde.

*) Man muß diese Gesellschaft, welche ganz kommerziell ist, nicht mit dem später in England errichteten afrikanischen Institut verwechseln, dessen Zweck ist, die Moralität und das Beste der Einwohner Afrikas auf alle mögliche Weise zu befördern. Diese Gesellschaft war es auch, welche die Abstellung des Sclavenhandels kräftigst unterstützte.

Die Absicht der Holländer war offenbar, die Engländer ganz aus Afrika zu verdrängen, und der Handel nach diesem Welttheil hatte so grossen Werth in ihren Augen, daß sie beschlossen, ihn mit gewaffneter Hand zu behaupten. Ihre Hoffnungen wurden indessen getäuscht, und trotz ihrer Anstrengungen erhielt sich die englische Compagnie in Afrika, und es wurde durch den Friedensvertrag von Breda 1667 bestimmt, daß beide Mächte in dem Besitz aller der Ländereien, Städte, Plätze und Niederlassungen bleiben sollten, welche sie während des Krieges gehabt hatten. Zu Folge dieses Artikels behielt die holländisch-westindische Compagnie die Festung Cormantin, und die kön. afrikanische Gesellschaft des Fort Cabo corvo, welches sie den Holländern während des Krieges abgenommen hatte.

Dieser Vertrag war indessen nicht hinreichend, die Compagnie aufrecht zu erhalten. Es meldeten sich so wenig Theilnehmer, daß es immer an den nöthigen Geldern fehlte. Die Unkosten waren groß, die Verluste während des Krieges ungeheuer, und aus Mangel an den nothwendigen Fonds gerieth die Gesellschaft in Schulden. Weit entfernt, ihren Handel auszudehnen, oder neue Besitzungen zu erwerben, konnte sie trotz aller Anstrengungen kaum die alten erhalten, und beschloß, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, ihren Freyheitsbrief an den König zurückzugeben, und gegen eine bestimmte Summe alle ihre Rechte, Ansprüche, und Eigenthum aller Art in Afrika einer neuen Gesellschaft zu überlassen. Der König, welcher einsah, daß dieses das einzige Mittel sey, den afrikanischen Handel nicht ganz zer-

fallen zu lassen, genehmigte diesen Antrag, und schuf unter dem 27. Sept. 1672. eine neue afrikanische Compagnie, welcher er auf 100 Jahre alle Besitzungen, Häfen, Rheden, und andere Plätze in Afrika, von dem in der mittägl. Barbarey gelegenen Hafen Sallee an, bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung überließ. Er ertheilte ihr zu diesem alle Vorrechte, welche nöthig waren, um diesen mit so vielen Gefahren verbundenen Handel mit Nachdruck betreiben zu können.

Die neue Gesellschaft eröffnete sogleich eine Subscription für alle brittischen Unterthanen, welche an der Unternehmung Theil nehmen wollten, und hielt sie ein ganzes Jahr offen, um einen zu diesem grossen Geschäft hinreichenden Fond zu erhalten. Das Mistrauen in die Unternehmung war indessen so groß, daß die Beyträge aller Theilnehmenden nicht mehr als 111,100 Pfund Sterling betrugen. In diesem Zeitpunkte befanden sich in Afrika folgende feste Plätze. Die holländische Compagnie war im Besitz von St. George del Mina, des ehemaligen englischen Forts Cormantin, welches nun Amsterdam hieß, des Forts St. Anton zu Arim, St. Sebastian und Nassau an dem Flusse Chama, Crevecocur zu Accra, und Konradsburg zu St. Jago. Alle diese Plätze lagen an der Goldküste, und konnten sich wechselseitig unterstützen. Die Dänen besassen Friedrichsberg, ein kleines, aber uneinnehmbares Fort auf einer Anhöhe nahe bey Cap-coast, und ein zweytes bey Accra, östlich von der holländischen Feste. Der Kurfürst von Brandenburg hatte zwey kleine und ein grösseres Fort an dem Cap troispointes, und die neue engli-

sche Compagnie ein kleines Fort an dem Cap Corso, das einzige, welches die Holländer während des Krieges nicht zerstört hatten.

Die engl. Compagnie fieng damit an, mehrere feste Plätze zu errichten. Das Fort Annamabo wurde ausgebessert, das an Cap-coast gelegene vergrössert, längs der Goldküste fünf neue gebaut, Friedrichsberg, durch welches Cap-Coast bestrichen wurde, den Dänen abgekauft, und zu Deckung des Sclavenhandels zu Whida ein fester Platz angelegt. Die Holländer widersetzten sich diesen Unternehmungen, und es kam einigemale zu Thätlichkeiten und Blutvergiessen. Uebrigens war alles dieses mit ungeheuren Kosten verknüpft. Die Einwilligung und der Beystand der Eingebornen mußte erkauft, und alles, was man brauchte, aus England herbeygeführt werden. Zu dem brach ein langer und blutiger Krieg mit Frankreich aus. Allein die englische Compagnie ließ sich durch alle diese Hindernisse nicht abschrecken, und strengte alle Kräfte an, um ihren Handel auf eben den Fuß, als die Holländer, zu setzen. Durch den Krieg erlitt die Gesellschaft unsäglichen Schaden, doch der empfindlichste war der Verlust des Forts an der Gambia, welches 1695 die franz. Flotte einnahm und zerstörte; denn als es nach dem Frieden zurückgegeben wurde, hatten sich die Franzosen indessen an dem Flusse festgesetzt, und machten gleichen Anspruch auf die dortigen Geschäfte.

Um dem afrikanischen Handel mehr Gewicht zu geben, fand das Parlament 1697 für gut, denselben für einen Zeitraum von 13 Jahren allen britischen Unterthanen frey zu geben, und um die Compagnie

für

für die Erbauungs- und Unterhaltungskosten der nothwendigen festen Plätze zu entschädigen, wurden ihr von allen, während dieses Zeitraums ausgeführten Waaren, eine Abgabe von 10 PrC. bewilligt. Während dieser festgesetzten Zeit, nemlich von 1698 bis 1712, beliefen sich die von der Compagnie bezahlten Unterhaltungskosten auf 20,000 Pf. Sterling jährlich, und auf 280,000 Pf. im Ganzen. Von einzelnen Kaufleuten wurden an Abgaben bezahlt 73,785 Pf., 10 Schillinge, 6 1/2 Pfenning, und die 10 PrC. von den durch die Compagnie selbst ausgeführten Waaren beliefen sich auf 36,387 Pf., 13 Schilling, 11/2 Pfenning, daher die Ausgabe für die Unterhaltung der festen Plätze die durch die 10 PrC. erhaltene Einnahme um mehr als die Hälfte überstieg. Die brittischen Unterthanen fuhren auch nach Abfluß der bestimmten Zeit, nemlich von 1712 an bis auf unsere Zeiten fort, freyen Handel nach Afrika zu treiben, und die Compagnie mußte fortwährend für die Unterhaltung der Festungen sorgen. Sie schlug ihre Ausgabe auf 250,000 Pf. Sterling an. Diese gezwungenen Ausgaben, der hohe Preis der Sclaven an der ganzen Küste, und der Zerfall des Goldhandels, welcher eine Folge davon war, setzten die Theilnehmer eine lange Reihe von Jahren hindurch in den Fall, entweder grosse Summen aufzunehmen, um die Festungen in gutem Stande zu erhalten, oder sich der Gefahr auszusetzen, alles zu verlieren, und die festen Plätze den Händen anderer eifersüchtiger Völker zu überlassen.

Man überlegte nun, da es einmal als Grundsatz angenommen war, daß der Handel mit Afrika

für alle brittische Unterthanen frey bleiben solle, ob denn die Festungen zur Aufrechthaltung des Handels durchaus nothwendig seyen, oder wer, wenn dieses der Fall wäre, fürau die Unkosten zu bestreiten habe? In Hinsicht der Festungen zeigte die Erfahrung, daß die europäischen Mächte von jeher die Politik hatten, in den Ländern, welche sie entdeckten, feste Plätze zu errichten, um die rohen Einwohner im Zaum zu halten. Man betrachtete eine solche Besitznahme als ein Recht auf ganze Königreiche. Auf diese Weise genossen die Portugiesen lange den Alleinhandel in Afrika und in Indien, und die Spanier bemeisterten sich eines grossen Theils von Amerika, und der benachbarten Inseln. Auf die nemliche Art hatten sich die Holländer zu Herren der Gewürzinseln gemacht, und versorgten alle Länder mit Zimmt, Gewürznelken, Muskatnüssen, u. s. w. nach selbst geschaffnen Preisen. Um das J. 1660 suchten sie sich auch der afrikanischen Küste zu bemeistern, und die Engländer ganz zu verdrängen, welches zu dem Krieg 1664 Veranlassung gab. Es wurde also anerkannt, daß die Erhaltung und Sicherheit des englischen Handels in Afrika ganz von dem guten Zustande der Festungen abhange, um ihn gegen die Anmassungen anderer Nationen, vorzüglich der Holländer, zu schützen.

In Ansehung der zweyten Frage, wer nemlich die Unkosten zur Erhaltung dieser Festungen zu bestreiten habe? wurden folgende Bemerkungen gemacht. Als die Compagnie in dem Alleinbesitz des afrikanischen Handels war, kaufte, baute, und unterhielt sie diese feste Plätze auf ihre Rechnung, und erhielt dadurch ein unstreitiges Eigenthumsrecht auf dieselben.

Die Unkosten beliefen sich zu Folge der Rechnungen der Gesellschaft von 1672 bis 1698 auf 15,000 Pf. Sterling jährlich, welches für diesen ganzen Zeitraum, nemlich für 26 Jahre, eine Summe von 390,000 Pfund ausmachte. Während der 14 darauf folgenden Jahre, nemlich von 1698 bis 1712 stiegen die Unkosten auf 20,000 Pf., welches nach Abzug der, von den einzelnen Kaufleuten bezahlten 10 PrC., 206,000 Pfund betrug. In den letzten 17 Jahren endlich beliefen sich die Unkosten, zu 15,000 Pf. jährlich, auf 255,000 Pf. Die volle Summe, welche die Compagnie seit ihrer Entstehung zur Erhaltung der festen Plätze verwendet hatte, belief sich also, ohne einige kleinere Ausgaben in Anschlag zu bringen, auf 851,000 Pf. Sterling. Sie trug diese Ausgaben für den ersten Zeitraum gerne, weil bis dahin nichts geschehen war, sie in ihren Privilegien zu beschränken; sie trug sie in den folgenden 14 Jahren, obwohl die von dem Parlament zu ihrer Entschädigung ausgesprochene Abgabe von 10 PrC. nicht hinreichend war; und auch in den letzten 17 Jahren machte sie keinen Anspruch auf die Wiedererstattung der in diesem Zeitraum, für ihr eignes Beste, und zum Schutz des Handels im Allgemeinen, verwendeten 350,000 Pf. Sterling. Da aber nun unwiderruflich festgesetzt wurde, daß alle brittische Unterthanen für immer freyen Antheil an dem afrikanischen Handel nehmen könnten, so schien es der Compagnie, daß sie nicht verbunden sey, die Festungen ferner auf ihre Kosten zu unterhalten.

Die Compagnie reichet, diesen Gründen zufolge, 1730 ihre Vorstellungen bey dem Parlament ein,

und es wurden ihr 10,000 Pf. Sterling bewilligt, welche ihr auch, einige wenige Jahre ausgenommen, bis zu dem Zeitpunkt jährlich ausbezahlt wurden, da sie aufgelöst wurde. Durch eine Parlamentsakte von 1751. wurde die Freiheitscharte der bisherigen afrikanischen Gesellschaft aufgehoben, und eine Summe festgesetzt, welche ihr zur Entschädigung für ihre Ländereyen, Festungen, Schlösser, Sclaven, Magazine ꝛc. ausbezahlt werden, und dieses Eigenthum in Afrika an die Gesellschaft der Kaufleute übergehen sollte. Dieser Akte zufolge hörte die königl. afrikanische Compagnie unter dem 10 April 1752 auf, einen eigenen Körper zu bilden, und alle Festungen und Besitzungen in Afrika wurden der neuen Gesellschaft der Kaufleute übergeben. Da hiedurch der Handel nach diesem Welttheile für alle brittischen Unterthanen frey wurde, so bewilligte das Parlament der neuen Gesellschaft 10 bis 15,000 Pf. jährlich, zur Unterhaltung der festen Plätze; und als der Sclavenhandel aufgehoben wurde, und die Preise der indischen Waaren und anderer Artikel stiegen, so wurden zur Unterhaltung der Niederlassungen an der Goldküste ꝛc. noch ferner 23,000 Pf. Sterling ausgesetzt, welche jährlich bezahlt werden.

Bericht der Direktoren des afrikanischen Instituts, vorzüglich den Sclavenhandel betreffend.

Dieser Bericht wurde den 27 Merz 1811 in der allgemeinen Versammlung des Instituts verlesen,

und durch ein öffentliches Blatt (Monthly Repertory) mitgetheilt. Wir liefern den Lesern blos einige Auszüge, welche vorzüglich den Sclavenhandel betreffen. Der Sieg, welchen die Freunde der Menschheit, in Hinsicht der Abstellung des Sclavenhandels, über ihre Gegner in England endlich erhielten, ist ein wichtiges Ereigniß, und eine grosse Aufmunterung für alle Menschenfreunde, sich vom Guten durch keine Hindernisse abschrecken zu lassen. Früh oder spät kömmt man doch zum Ziele.

Als der Antrag, den Sclavenhandel abzuschaffen, zum erstenmale im Parlament gemacht wurde, fand er so viele und so mächtige Gegner, daß man 1793 nicht hoffen durfte, daß er jemals durchgehen würde. Der Minister Pitt war 1799 dem Antrag so entgegen, daß er durch neue Kolonien den Handel noch ausbreiten wollte; er änderte indessen seine Gesinnungen, und 1804 unterstützte er den Antrag in einer der Kammern; allein er konnte ihn nicht durchsetzen, und erklärte selbst, daß, wenn er für Menschlichkeit und Gerechtigkeit spreche, er auf die Unterstützung seiner Freunde nicht rechnen könne. Im Jahre 1807 erhielt endlich der Antrag in beiden Kammern des Parlaments ein grosses Uebergewicht, und einige Jahre später wurde er allgemein angenommen. Als Herr Brougham im Juny 1810 in dem Parlament erklärte, daß er gesonnen sey, den Antrag zu machen, daß der Sclavenhandel durch ein Gesetz als ein Verbrechen des Hochverraths erklärt werde, fand er keine Opposition. Der Antrag wurde gemacht, gieng in beiden Kammern durch, und erhielt am 14 May 1811 die königl. Bestättigung. Es wurde als Gesetz angenom-

men, daß jede Art des Sclavenhandels, welche ein englischer Unterthan, es sey in welchem Theile der Welt es wolle, und in englischen Besitzungen treiben würde, als Staatsverbrechen anerkannt, und mit der Deportation auf höchstens 14 Jahre, oder mit öffentlicher Zuchtarbeit von höchstens 5, und nicht unter 3 Jahren, gestraft werden solle. Das Gesetz erklärt sich deutlich über alle die Fälle, welche zu diesem Verbrechen gerechnet werden sollen, und begreift darunter allen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Sclavenhandel, nicht nur, wenn man selbst Sclaven erhandelt oder zu Markte bringt, sondern auch, wenn man dazu behülflich ist, ein Schiff dazu herleiht, vermiethet oder befrachtet, und wenn man mit Vorwissen, daß ein solches Schiff zum Sclavenhandel bestimmt sey, Dienste darauf nimmt. Die Matrosen, Bedienten, Schreiber, und Assecuranzmäckler, welche bey einem solchen Schiffe dienen, will das Gesez indessen mit mehr Schonung behandelt wissen. Diese Menschen sollen nicht als Staatsverräther angesehen, sondern blos mit ein-, höchstens zwey jähriger, Gefängnißstrafe belegt werden. Wenn diese Menschen in einem Zeitraum von 3 Monaten, nach ihrer Rückkunft, vor der Obrigkeit eidlich die Schuldigen angeben, so sollen sie von aller Strafe frey, und jede Obrigkeit soll berechtigt seyn, eine solche Erklärung anzunehmen, um sie der Regierung und den in der Nähe kreuzenden Schiffen mitzutheilen.

Es scheint indessen, sagt der Bericht, daß trotz der Bestimmtheit des Gesetzes Schleichhandel getrieben wird, welcher so einträglich ist, daß, wenn

unter 3 Schiffen nur eines durchkommt, der Kaufmann reichlich dabey gewinnt. Ein Vorfall, welcher bey dem Admiralitätsgericht verhandelt wurde, beweist, zu welchen Ränken die Kaufleute ihre Zuflucht nehmen. Zwey Schiffe, Gallizien und Palafox, welche unter portugiesischer Flagge segelten, wurden von der englischen Fregatte Amalia unter dem Kapitän Irby angehalten. Sie kamen aus einem spanisch-amerikanischen Hafen und segelten nach der Küste von Afrika, um Sclaven einzunehmen. Da der Kapitän Irby Gründe hatte zu vermuthen, daß Engländer Antheil an der Unternehmung hätten, so führte er beide Schiffe in den Hafen von Plymouth. Die Kapitäne, Hochbootsmänner und Supercargen schwuren ohne Zögern, daß die Schiffe und die Ladungen spanisches Eigenthum seyen, und die Richter hielten sich für verpflichtet, die Schiffe gegen Bürgschaft bis nach beendigter Untersuchung frey zu geben. Der Supercargo, welcher sich Don Jorge Madre Silva nannte, schwur, daß er ein geborner Spanier, und kein englischer Unterthan sey, es wurde aber von 2 Matrosen der Besazung angezeigt, daß alle diese gerichtlichen Schwüre falsch wären, und es fand sich, daß das eine Schiff Königin Charlotte hieß und noch ein Eigenthum eines Kaufmanns in London war, und das andere unter dem Namen Mohawk von Kingston in Jamaika abgesegelt war. Beide Schiffe wurden zu Carthagena einem Scheinverkauf unterworfen, und nahmen die Namen Galizien und Palafox an. Der Supercargo, welcher geschworen hatte, daß er ein Spanier sey, war ein Engländer, Namens Gr-

orge Woodbine. Die Direktoren wendeten sich hierauf an die Regierung, und verlangten, daß die Schiffe nicht frey gegeben werden sollen. Sie wurden angehalten, und, da die Kläger, welche sich vor den Folgen einer weitern Untersuchung fürchteten, von ihrem Verlangen abstanden, wirklich verurtheilt.

Es wurden dem Bericht Auszüge und Briefe beygefügt, welche 1810 und 11 vom Senegal geschrieben wurden. Hier heißt es unter andern: „Die Ungewisheit, wie lange unser Aufenthalt am Senegal und zu Gorea dauren wird, läßt uns nicht hoffen, auf die Meynungen der Einwohner in Hinsicht des Sclavenhandels viel wirken zu können. Sie sind es seit lange her gewohnt, diesen Handel als eben so unschuldig, wie jedes andere Gewerbe, zu betrachten, und sie haben so ungeheuer bey diesem Handel gewonnen, daß sie die Erneuerung desselben mit Ungeduld erwarten." — Die um die Niederlassung her wohnenden Menschen werden als die schönsten Neger angesehen. Sie lieben die Europäer, und sind so gastfrey, daß man überall aufgenommen wird, und in voller Sicherheit ohne Waffen reisen kann. Wenn die Niederlassung auf immer englisch würde, dann könnte man in Hinsicht der Abschaffung des Sclavenhandels vortheilhaft auf diese Menschen wirken; so lange sie aber hoffen, daß bey eintrettender Veränderung dieser Handel wieder blühen werde, kann der Eindruck immer nur schwach seyn. Die sonst so häufigen Kriege, in welchen alle gemachten Gefangene als Sclaven verkauft wurden, werden immer seltner, und wenn itzt auch einige Gefangene gemacht werden, so können sie immer sich loskaufen. Die Menschen hin-

terlistig zu rauben, um sie dann zu verkaufen, welches einst häufig geschah, ist itzt unter den Afrikanern nicht mehr Sitte. Ehe die Engländer hier ankamen, geschah es zwar, daß Kinder Schulden wegen weggenommen wurden, sie wurden aber den Eltern wieder zurückgegeben.

Der Bericht enthält übrigens noch einige Nachrichten über die Verbesserungen aller Art, welche in einem gewissen Zeitraum durch die Gesellschaft in den afrikanischen Niederlassungen bewirkt wurden. Man hatte Schulen gegründet, und in Sierra Leona genossen schon 300 Negerkinder Unterricht. In London befinden sich fortwährend zwey Afrikaner, welche in den nützlichsten Gegenständen unterrichtet werden, und dazu bestimmt sind, das Gelernte in ihrem Vaterlande zu verbreiten. Von Calcutta wurden mehrere nützliche Pflanzen und Gewächse nach den afrikanischen Niederlassungen gebracht, und der bengalische Hanf war durch die Bemühungen des Herrn Dr. Norburg nicht nur eingeführt, sondern in Afrika schon einheimisch gemacht.

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden in der Noth, in London.

Diese so wohlthätige Gesellschaft wurde 1807 in London gegründet, in dieser grossen Hauptstadt, wohin sich Tausende von Fremdlingen drängen, in der Hoffnung, ihr Glück da zu machen, und nicht selten

ihre Hoffnung betrogen sehen. Sie finden sich dann in der Fremde ohne Hülfe, ohne Unterstützung, und erliegen oft unter dem größten Elend. Man hatte in England schon früher den menschenfreundlichen Gedanken, Fremdlinge zu unterstützen. Der verstorbene Arzt Herr Murray errichtete schon vor 30 Jahren in der kleinen Stadt Norwich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke, und gab ihr den Namen der Gesellschaft des allgemeinen Wohlwollens. Die Mitglieder thaten, was sie konnten; allein ihr guter Wille wurde durch den Mangel an Hülfsquellen beschränkt. Der Stifter versuchte es, eine ähnliche Gesellschaft in die Hauptstadt zu verpflanzen; allein es gelang ihm nicht; denn der günstige Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Im J. 1806 traten die protestantischen Geistlichen in London zusammen; allein auch ihre Kräfte waren für die Menge der Hülfesuchenden nicht hinreichend, und sie faßten den glücklichen Entschluß, ihre Gedanken über die Gründung einer Gesellschaft zu diesem Zwecke öffentlich bekannt zu machen. Der Vorschlag fand Beyfall, und schon den 3 Juny des nemlichen Jahres (1806) kam in der Londontaverne eine ansehnliche Gesellschaft wohlwollender Menschen zusammen, welche über diesen wichtigen Gegenstand berathschlagten, und beschlossen, daß eine Gesellschaft der Freunde für Fremdlinge in der Noth gegründet werden sollte. Man sammelte Theilnehmer, und entwarf den Plan, welcher in einer allgemeinen Versammlung den 2. April 1807 angenommen und bestättigt wurde. Jetzt blühet diese Gesellschaft unter dem Segen des Him-

mels und dem besondern Schutze des Herzogs von Glocester, Neffen des Königs.

Um Ansprüche auf die Unterstützung der Gesellschaft machen zu dürfen, muß man durchaus ein Fremder seyn, und beweisen, daß man schon 6. Monate in Englund war, und vergeblich versuchte, Brod und Unterkommen zu finden. Ein erlittener Schiffbruch macht indessen eine Ausnahme von obigen Bedingnissen. Die Unterstützung besteht nicht blos in Geld, sondern sie erstreckt sich auf alle andere Bedürfnisse der Nothleidenden. Es befinden sich unter den Mitgliedern Aerzte, Anwälde, Kaufleute, Handwerker, Künstler ꝛc. welche alle dazu beytragen, Hülfe zu leisten. Der Brodlose erhält Beschäftigung, der Kranke Pflege, die Wittwe, die Waisen Rath und Schutz, und vorzüglich werden die Fremden gegen Prellereyen aller Art geschützt, welche in volkreichen Städten so oft vorfallen. Man geht indessen mit grosser Vorsicht zu Werke, zieht sorgfältig Erkundigung ein, und es ist ein seltner Fall, daß die Hülfe an Unwürdige verschwendet wird. Diejenigen, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, erhalten dazu die Reisekosten.

Um der Gesellschaft Dauer und Selbstständigkeit zu geben, wurde ein Drittheil der ersten Beyträge von 10 Guineen und darüber, als unveräusserliches Kapital angelegt, und die gewöhnlichen Ausgaben werden von den Zinsen dieses Kapitals und von den jährlichen Beyträgen bestritten. An der Spitze der Gesellschaft stehen, der Schutzherr, Präsident, Vicepräsident, Schatzmeister, die Direktoren, und der Sekretär. Die Direktoren versammeln sich alle Wo-

chen einmal, um die eingelaufnen Bitten zu untersuchen. Die laufenden Geschäfte werden durch sie abgemacht, die wichtigen und ausserordentlichen aber vor den obern Ausschuß gebracht.

Wir entlehnen diese Nachrichten grossen Theils aus einem Bericht, welcher über diese Gesellschaft 1814 unter dem Titel.: Account and plan of the society of the friends ꝛc. im Druck erschien. Er liefert das Verzeichniß der contribuirenden Mitglieder, und man findet unter ihnen die angesehensten Namen Englands, und auch Ausländer. Es giebt mehrere, welche 50, und viele, welche 20 Guineen jährlich beytragen. Der geringste Beytrag ist eine Guinee. Man benutzt beyher noch jede Gelegenheit, ausserordentliche Beyträge zu erhalten. Als die berühmte Catalani in London war, wurde ein Conzert zu Gunsten der Gesellschaft veranstaltet, und die Einnahme betrug über 4000 Pf. Sterling. Auf der Eintrittscharte sah man den Samariter, mit der Unterschrift: Gehe und thue ein Gleiches.

Die Gesellschaft hat seit ihrer Entstehung schon manche Thräne getrocknet, und ihr Wirkungskreis vergrössert sich noch mit jedem Tage. Es wäre zu wünschen, das Tagebuch aller der von dieser Gesellschaft erwiesenen Wohlthaten zu erhalten; allein sie verbindet Bescheidenheit mit Wohlthätigkeit. Den Lesern wird es indessen angenehm seyn, einige der rührendsten Vorfälle hin verzeichnet zu finden.

Ein Amerikaner, dessen Schiff bey Otaheiti geankert hatte, lockte einen Einwohner auf dasselbe, und führte ihn wider seinen Willen mit sich fort. In Port Jackson in Neuwallis erhielt Thomma, so

hieß der Unglückliche, seine Freiheit wieder, und vermiethete sich unter dem Versprechen, daß er in sein Vaterland zurückgeführt werden sollte, auf ein Schiff, welches nach der Insel Bonaty absegelte, um Seekälber zu fangen. Thomma leistete vortrefliche Dienste, und der Eigenthümer des Schiffes hatte die Grausamkeit, ihn mit noch drey andern länger als ein Jahr, entblößt von allem Nothwendigen, auf dieser Insel zurückgelassen. Einer der Gefährten erlag dem Elende, und die übrigen hatten eine beträchtliche Ladung von Seekälbern gefangen, als das Schiff wieder kam, um sie abzuholen. Thomma hoffte, dem Versprechen gemäß, nach Otaheiti oder doch wenigst nach Port Jackson zurückgebracht zu werden; allein man führte ihn nach England. Hier wurde das Schiff verkauft, und der Unglückliche ohne Barmherzigkeit, ohne Hülfe in einem Lande, dessen Sprache er nicht konnte, dem Elend überlassen. Lange irrte er umher, bis er einen Landsmann antraf, welcher sich seiner annahm, und sich, aber fruchtlos, für ihn verwendete, eine Entschädigung von dem Schiffseigenthümer zu erhalten. Er versank wieder in neues Elend, als die Gesellschaft von seinem Schicksale Nachricht erhielt. Sie sicherte ihm sogleich seinen täglichen Unterhalt zu, bewirkte für ihn eine Entschädigung von 31 Pf. Sterling, ließ ihn auf ihre Kosten nach Port Jackson bringen, und bewirkte bey der Regierung, daß er von da nach seinem Vaterlande zurückgebracht wurde.

Eine Französin heurathete in Verdun, ihrem Geburtsorte, einen der gefangenen Engländer, welche in dieser Stadt so lange weilten. Sie verschaffte

ihm durch ihre Thätigkeit und durch ihren Scharfsinn seine Freyheit, und folgte ihm bald in sein Vaterland nach. Hier verlebte sie einige Monate in Ruhe, als ihr Gatte plötzlich nach Indien abreißte, und sie mit ihrem Kinde hülflos zurückließ. Sie wußte sich nicht zu helfen, und war der Verzweiflung nahe, als wohlthätige Nachbarn sich ihrer erbarmten, und ihr eine Zuflucht gaben. Sie wurde der Gesellschaft empfohlen, welche sich ihrer thätig annahm, sie unterstützte, und ihr in einem angesehnen Hause eine passende Stelle verschaffte.

Ein holländischer Arzt, welcher sich in New-York niederlassen wollte, schiffte sich in Amsterdam auf ein Schiff, welches dahin bestimmt war, ein, und bezahlte dem Kapitän für sich und seinen Sohn 80 Pf. Sterling für ihre Ueberfahrt. Unterwegs wurde das Fahrzeug von einem Kriegsschiff angehalten, und in einen englischen Hafen aufgebracht, um daselbst untersucht zu werden. Der Kapitän setzte seine Reisenden in Yarmouth an das Land, und als bald nachher sein Schiff freygesprochen wurde, entsagte er seinem Vorhaben, nach Amerika zu segeln, ohne jedoch den Arzt für die von ihm erhaltene Summe entschädigen zu wollen. Dieser wendete sich an die Gesellschaft, und seine Bitte wurde nach reifer Ueberlegung angenommen. Der Kapitän wurde in dem Augenblicke, als er unter Segel gehen wollte, durch die ernsthaften Maasregeln, welche man ergriff, bewogen, das erhaltne Geld zurückzugeben, und der Arzt reiste auf einem andern Schiffe nach seiner Bestimmung ab.

Ein Deutscher, welcher sich vorzüglich dem Stu-

dium der alten Sprachen gewidmet hatte, wurde nach manchen vergeblichen Versuchen endlich als Unterlehrer in einer bedeutenden Schule angestellt; allein es fehlte ihm an Geld, um sich anständig zu kleiden, und an den Ort seiner Bestimmung zu reisen. Die Gesellschaft lieh ihm die nöthige Summe, welche er von seinem Gehalte schon grossen Theils wieder erstattet hatte, als er von einer Taubheit befallen wurde, welche unheilbar schien, und ihn zum Dienst untauglich machte. Die Gesellschaft der Freunde nahm sich seiner neuerdings an, und empfahl ihn an eine andere Gesellschaft, deren Zweck war, für die Heilung Blinder und Gehörloser zu sorgen. Der Erfolg war der glücklichste; denn nach einigen Wochen erhielt der Kranke nicht nur sein Gehör wieder, sondern zugleich den Ruf zu einer andern Stelle, welche 50 Pf. Sterling eintrug. Die Gesellschaft unterstützte ihn neuerdings mit Reisegeld, und der Mann hatte ihr Gesundheit und Brod zu verdanken.

Ein Eingeborner von Isle de France trat in einem Alter von 16 Jahren in die Dienste eines Herrn, und gieng mit ihm nach England über. Sein Herr miethete in London eine Wohnung; allein nach einigen Wochen verschwand er, und ließ seinen Diener hülflos zurück. Der Hauseigenthümer behielt ihn noch einige Tage in dem Hause, in der Hoffnung, daß der Herr wieder kommen sollte; als aber dieses nicht geschah, wies er ihm die Thüre, und ließ ihm nicht undeutlich merken, daß er ihn im Verdacht habe, mit seinem Herrn einverstanden zu seyn. Der Unglückliche irrte den ganzen Tag trostlos umher,

und zog sich, als es Nacht wurde, und er sonst kein Obdach fand, unter den Bogen einer grossen Hausthüre zurück. Eine Frau bemerkte ihn, und als sie ihn am andern Morgen noch an der nemlichen Stelle fand, redete sie ihn an; allein der Arme, der Sprache des Landes unkundig, konnte nur durch Thränen antworten. Die gute Frau, durchdrungen von Mitleid, nahm den Verlassenen mit sich in ihre Wohnung, wo ihr Gatte, welcher eben so menschenfreundlich war, ihn liebreich aufnahm. Bey diesen guten Menschen, welche selbst von ihrer Hände Arbeit lebten und drey Kinder zu ernähren hatten, verlebte er einige Wochen, bis die Frau zufällig von der Gesellschaft sprechen hörte und ihren Schützling zu einem der Direktoren führte. Man nahm den jungen Menschen gütig auf, und da er eine grosse Sehnsucht nach seinem Vaterlande blicken ließ, so verschaffte man ihm Mittel, dahin zurückzukehren. Für die menschenfreundliche Familie, welche den Verlassenen aufgenommen und so lange beherbergt hatte, wurde eine Kollekte veranstaltet, welche 25. Pf. Sterling betrug und diese genügsamen Menschen vollkommen glücklich machte.

Ueber die Entstehung und Fortschritte der Bibelgesellschaften in verschiedenen Ländern, vorzüglich in England.

Schon frühzeitig dachten wohlthätige, und für das Wohl ihrer Mitmenschen besorgte Männer über die

die Mittel nach, ihren edlen Absichten mehr Kraft und Nachdruck zu geben, und sie fanden allgemein, daß das Wirksamste wohl sey, durch Mehrere das zu bewirken, was Einzelne zu bewirken nicht im Stande sind. Daher entstanden so viele Corporationen und Brüderschaften, welche alle so lange gut und wirksam waren, als sie den vorgesetzten Zweck nicht aus den Augen verloren, um mit vereinter Kraft darauf hin zu wirken. Man erkannte frühzeitig, daß, um religiöse Grundsätze und Sittlichkeit unter den Menschen zu befördern, die Verbreitung der heil. Schrift, und vorzüglich des neuen Testaments, dieses Buches, welches so sanft, und doch so nachdrucksvoll zu dem Geist und Herzen der Menschen spricht, das beste Mittel sey. Es bildeten sich Gesellschaften, welche diesen edlen Zweck hatten, und daher Bibelgesellschaften genannt wurden. Deutschland gieng mit gutem Beyspiel voran, und schon im Anfang des verflossenen Jahrhunderts wurde eine solche Gesellschaft zu Halle in Sachsen gegründet. Sie schränkte sich anfänglich blos auf die Verbreitung der Bibel in Deutschland, und zwar nach Luthers Uebersetzung, ein, allein später breitete sie sich auch auf andere Länder und Welttheile aus, und unsern Zeiten blieb es vorbehalten, diese Quelle rein für alle, ohne Verunreinigung des Partheigeistes, fließen zu lassen. Die Hallische Gesellschaft besorgte 1712 eine, und im folgenden Jahre drey Auflagen, jede von 2000 Exemplaren, welche man, um sie in die Hände auch der ärmern Volksklasse zu bringen, um 6 Kreuzer das Stück verkaufte. Seitdem wurde das neue Testament in verschiedene Sprachen übersetzt, und die

Gesellschaft vertheilte in einem Zeitraum von 100 Jahren 3 Millionen Exemplare, deren viele nach Amerika und nach Asien abgiengen.

England, dieses Land der Gesellschaften und Corporationen, errichtete im Anfang dieses Jahrhunderts eine Bibelgesellschaft, welche in wenig Jahren so an Kraft und Stärke zunahm, daß sie alle andern an Grösse und Wichtigkeit übertrifft. Es scheint überhaupt, daß dieses Land, sey es nun Folge des Nationalcharakters, oder des Reichthums, alles sogleich in das Grosse unternimmt. Wenn andere Nationen lang erst skizziren und in Miniatur mahlen, so entwirft es seine Gemälde sogleich al fresco. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, hier ein Verzeichniß der vorzüglichsten Gesellschaften zu finden, welche in einem Zeitraum von nicht ganz 150 Jahren, zu religiösen und wohlthätigen Zwecken errichtet wurden. 1678 Ges. zur Unterstützung der Wittwen und Kinder der Geistlichkeit. — 1699 Ges. zur Verbreitung des Christenthums. — 1709 Schottische Ges. zur Verbreitung des christlichen Glaubens in dem schottischen Hochlande, den schottischen Inseln, und in Amerika. 1749 Ges. zur Erziehung und Unterhaltung der Waisen der Geistlichen. — 1750 Ges. zur Verbreitung der Religionskenntnisse unter den Armen. — 1761 Ges. zur Verbreitung des Evangeliums ausser England. — 1779 Ges. der Vorsteher der Armenschulen. — 1780 Bibelgesellschaft für das Militär und den Seedienst. — 1785 Ges. zur Aufmunterung der Sonntagsschulen in allen brittischen Besitzungen. — 1791 Ges. der Unitarier, den Glauben durch Verbreitung religiöser Bücher zu befördern. — 1794 Ges.

der Beharrlichkeit zur Beförderung der Religionsgrundsätze durch Gründung einer orthodoxen Büchersammlung. Diese Ges. hatte zugleich den Zweck, den Armen und den Gebährenden ärztliche und wundärztliche Hülfe zu geben, und die Kuhpockenimpfung zu befördern. — 1795 Ges. zur Bekehrung der Negersclaven, und zur Erleichterung ihres Schicksals. — 1796 Ges. den Armen ihr Schicksal zu erleichtern. — 1797 Missionsgesellschaft. — 1803 Ges. zur Unterdrückung des Lasters. — 1804. Bibelgesellschaft für England und das Ausland. Von dieser Gesellschaft, welche itzt schon 300 Hülfsges. in den brittischen Reichen, und eine Menge verbundener Ges. in allen Theilen der Welt zählt, werden wir den Lesern eine kurze geschichtliche Uebersicht mittheilen. — 1807 Ges. der Freunde der Fremden in der Noth. — 1808 Afrikanisches Institut. — 1809 Ges. zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. — 1811 Nationalges. zur Erziehung der Armen in den Grundsätzen der herrschenden Kirche. — 1812 Afrikanische und Asiatischen Gesellschaft. Hiezu gehöret noch eine grosse Anzahl Privatinstitute, welche alle Religion oder Wohlthätigkeit zum Zwecke haben.

Um das Jahr 1803 befanden sich einst fünf Freunde bey einem traulichen Mahle, und unterhielten sich unter anderm von dem grossen Nutzen, welchen die christliche Lehre der Menschheit verschaffte, und äusserten den Wunsch, daß sie überall befestigt, und in allen Ländern und Welttheilen verbreitet werden möchte. Das wirksamste Mittel, meinten die Freunde, wäre hiezu, daß die h. Schrift, und vorzüglich das neue Testament, überall bekannt würde; und sie

glaubten, daß dieses am besten durch eine Gesellschaft bezweckt werden könnte. Sie kamen überein, ihre Bekannte und Freunde von dem Vorschlag zu benachrichtigen, und bald kam die Sache wirklich zu Stande. Man eröffnete eine Subscription, welche so guten Fortgang hatte, daß 1804 die Gesellschaft ihre Sitzungen wirklich eröffnete, und an ihrem ersten Jahrestage, im Monat May 1805, ihr Daseyn durch ein Umlaufschreiben an alle Christen öffentlich bekannt machte. „Die Gesellschaft, sagte der Präsident Lord Teignmouth in demselben, welche sich die Freiheit nimmt, sich heute an Sie zu wenden, glaubt durch ihren Zweck, welcher darin besteht, den Umlauf der h. Schrift bey uns und im Auslande zu befördern, Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen. Jedem Bekenner der christlichen Religion muß es nahe am Herzen liegen, daß sie befördert werde. Der liberale Grundsatz, auf welchem unsere Verbindung ruht, alle Christen ohne Unterschied, so wie sie in unserm glücklichen Vaterlande durch die Constitution gleichen Schutz genießen, gleichen Antheil daran nehmen zu lassen, wird diese Verbindung, welche schon ihrer Einfachheit, Reinheit, und des wichtigen Zweckes wegen Rücksicht verdient, doppelt stark empfehlen. Es giebt in unsern vereinigten Königreichen sicherlich Viele, welche von dem Geiste des christlichen Wohlwollens beseelt sind, und welche wünschen, dasselbe werkthätig ausüben zu können. Die Bibelgesellschaft bietet ihnen Gelegenheit dazu an. Sie bittet Sie, ihr Daseyn bekannt zu machen, und ihren Einfluß zur Beförderung des edlen Zweckes zu verwenden. Die Gesellschaft ist ganz überzeugt, daß durch eine ver-

einigte Anstrengung der christlichen Gemeinde die glücklichsten Erfolge bezweckt werden können, und sie rechnet es sich zur Pflicht, zu einem guten Werke aufzufordern, welches sie dem Schutze aller guten Menschen, und dem Segen des obersten Wesens anempfiehlt."

Die Gesellschaft bildete sich im J. 1804, und hatte in diesem Jahre theils an Subscriptionsgeldern, theils an Geschenken und Vermächtnissen, einen Fond von 5592 Pf. Sterling, ungefähr 60,000 fl. unsers Geldes. Im zehnten Jahre nach ihrer Entstehung, nemlich 1814, belief sich die Zahl der Subscribenten auf 50,000, und die jährliche Einnahme auf 87,216 Pf. Sterling. Seit diesem hat sich diese Einnahme noch ansehnlich vergrößert; denn es befinden sich in den vereinigten Königreichen über 300, und in andern Ländern Europens, auch in Asien, Afrika und Amerika eine Menge Töchtergesellschaften, welche alle dazu beytragen. Die Gesellschaft nahm bey ihrer Entstehung den Namen der Bibelgesellschaft für England und das Ausland an, und setzte über ihre innere Verfassung gewisse Gesetze test. Um Mitglied zu werden, mußte man wenigstens eine Guinee unterzeichnen. Wer für 10 Guineen auf einmal unterzeichnet, bleibt Mitglied für sein ganzes Leben, und jeder, welcher 5 Guineen jährlich beyträgt, gehört mit zu den Vorstehern der Gesellschaft. Die innern Geschäfte besorgt ein Ausschuß von 36 Mitgliedern, welche alle Jahre neu gewählt werden. Jeden ersten Montag des Monats ist Versammlung des Ausschusses, und die jährliche allgemeine Versammlung, in welcher Berichte erstattet und Rechnungen abgelegt werden, wird am ersten Mittwoch

des Monats May gehalten. Die Berichte werden gedruckt, und öffentlich bekannt gemacht. Es ist fast unglaublich, wie geschwind, und wie sehr sich die Gesellschaft ausbreitete. Mit jedem Jahre entstanden neue Töchtergesellschaften, sowohl im In- als Auslande, besonders in Deutschland und in der Schweiz. In den Jahren 1813 u. 14 wurden 86 solcher Töchterges. gegründet, deren einige beträchtlich beytrugen, z. B. die Grafschaft Oxford 1400 Pf., Esser 1600 Pf., Nordfolk 1300 Pf., die Stadt Leed in der Grafschaft York für sich allein 1000 Pf., eine der Vorstädte Londons 2482 Pfund Sterling, u. s. w. In dem nemlichen Jahre wurden 167,320 Bibeln, und 185,249 Neue Testamente ausgetheilt. Man veranstaltete Uebersezungen der h. Schrift in fast alle Sprachen der vier Welttheile, welches viele Mühe und grosse Kosten verursachte.

Der Jahresbericht von 1814 erwähnt vorzüglich Rußlands, seines thätigen Antheils an dem grossen Zwecke wegen. Es waren schon Gesellschaften in Petersburg, Moscau, Yaroslaff, Dorpat, Mietau, Reval, Riga, und an andern Orten entstanden, welche sich durch ihre Thätigkeit und Eifer für die gute Sache auszeichneten. Während des Krieges war es eine vorzügliche Absicht der Gesellschaft, Bibeln in die Hände der Kriegsgefangenen zu bringen, und die eingelaufenen Dankadressen beweisen, mit wie vielem Eifer sie aufgenommen wurden. Die Gesellschaft bedauert nur, daß sich unter den Gefangenen so viele befanden, welche nicht lesen konnten. Unter 5178 Franzosen und 1700 Spaniern, welche sich in Plymouth in Ge-

fangenschaft befanden, waren nur 2410 von den erstern, und 800 von den letzten zu lesen im Stande. Die in Port Jackson, (Botanybay) befindlichen Verbrecher erhielten ebenfalls Bibeln. Sie dankten dafür in einer von 169 Verurtheilten unterschriebenen Addresse, und die Wirkung dieses Geschenks auf ihre Sittlichkeit und Besserung war in kurzem deutlich zu bemerken.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung bildete sich eine Tochtergesellschaft, welche nebst dem allgemeinen Zwecke der Verbreitung der Bibeln, noch einen zweyten sehr wichtigen hat. Es wurden nemlich von ihr Schulen für die Armen errichtet. Man findet Gesellschaften auf vielen Inseln, und auch St. Helena hat die ihrige, welche alle Jahre 160 Pf. Sterling zum grossen Zwecke beyträgt. In Amerika zeichnete sich besonders Louisiana durch Eifer und Thätigkeit aus, und im Orient befindet sich eine grosse Anzahl Töchtergesellschaften. In Serampore sind fortwährend 10 Pressen in Bewegung. Der berühmte Sprachkundige Dr. Martyn hatte für Persien eine Uebersetzung des neuen Testaments besorgt, und nach seinem Tode wurde sein Mitarbeiter Seid Ali mit glänzenden Anerbietungen nach Calcutta eingeladen, um für die dortige Gesellschaft zu arbeiten. Der König von Persien, Tateh-Ali-Schah-Kajar erließ an den ausserordentlichen englischen Gesandten Sir Gore Ouseley im Jahre der Hegyra 1229 (1814) ein Schreiben, in welchem er seine Zufriedenheit über die persische Uebersetzung des neuen Testaments bezeugt, und versichert, daß er sich dasselbe werde vorlesen lassen.

Bemerkenswerth ist noch, daß in dem Southwarks Viertel der Stadt London sich unter den Subscribenten der Gesellschaft 49 Juden befinden, welche ihren Beytrag mit aller Pünktlichkeit liefern. Man fragte sie, wie sie zur Verbreitung einer Lehre beytragen könnten, welche sie nicht als ächt erkennten, und sie antworteten, daß sie es thäten, weil sie bemerkten, daß jene Christen, welche die Bibel lesen, immer bessere Menschen wären, als die, welche es nicht thun.

Die Insel St. Helena
in
politischer und commerzieller Hinsicht.

Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, die nähere Beschreibung einer Insel zu erhalten, welche in unsern Zeiten durch den Aufenthalt eines berühmten Mannes merkwürdig geworden ist. Die Nachrichten, welche wir hier mittheilen, sind aus einem Werke entlehnt, welches 1809 in London unter dem Titel erschien: Reise des Herrn George Vikomt Valentia in Indien, der Insel Ceylon, auf dem rothen Meere, in Abyssinien und Egypten, in den Jahren 1802, 3, 4, 5 und 6.

Karl II. überließ diese Insel der ostindischen Compagnie als Eigenthum, welche, um sie zu bevölkern, jedem, welcher sich da niederlassen wollte, 10 Morgen Landes und eine Kuh, gegen Abgabe eines Schillings von jedem Morgen, gab. Auf solche Weise wurden über 23,000 Morgen Landes vertheilt, aus

welchen, da in der Folge einige reiche Einwohner den Antheil anderer zusammenkauften, mehrere grosse Güter entstanden. Die Compagnie behielt 4000 Morgen für sich, und verpachtete sie, anfangs auf 100 Jahre, und nachdem diese Pachtzeit abgelaufen war, auf 22 Jahre. Der Statthalter und die übrigen auf der Insel wohnenden Beamte besitzen alle mehr oder weniger Landes, so daß man das angebaute Land auf 28 bis 30,000 Morgen berechnen kann. Eben so viel Landes liegt noch unbebaut, und würde, wenn es nicht so sehr an Wasser mangelte, eine vortreffliche Viehweide liefern. Der Boden ist unvergleichlich, und liefert alle Jahre 2 auch 3 Erndten, nur Schade, daß man der ungeheuren Menge Ratzen wegen kein Getreid bauen kann, und sich auf Kartoffeln, Gemüse aller Art, Baumzucht, und Graswuchs einschränken muß. Die gewöhnlichen Einkünfte der Pachtungen sind: Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Trauben, Pfirsige, Granaten, Bananas, alle Arten der Melonen und Kürbisse. Der Apfelbaum, welchen man an verschiedenen Stellen zu pflanzen versuchte, gedeiht nur an einem einzigen Orte, und zwar so gut, daß der Eigenthümer von seinen Bäumen, wenn das Obst geräth, eine Einnahme von 300 Pf. Sterling ziehen kann.

Die Viehzucht ist nicht in dem Zustande, in welchem sie seyn könnte, und der Wichtigkeit des Platzes wegen seyn sollte. Diese Insel ist vorzüglich deßwegen wichtig, daß die Schiffe sich da mit frischen Lebensmitteln versehen können, und aus dieser Ursache sollte man besondere Rücksicht darauf nehmen,

die Viehzucht aller Art zu vermehren. Die Schiffe, welche aus Indien kommen, erhalten zwar itzt bey ihrer Ankunft frisches Fleisch, übrigens ist es aber auf der Insel so rar, daß der größte Theil der Einwohner von gesalzenem Fleische lebt, welches die ostindische Compagnie aus ihren Magazinen liefert, und wobey sie einen jährlichen Verlust von 6000 Pf. Sterling leidet. Die Schafe reichen für den jährlichen Bedarf nicht hin. Daher kommt es, daß man sie sehr jung schlachtet, und das Fleisch daher die nöthige Kraft nicht hat, welches auch bey dem Ochsenfleische der Fall ist. Die englischen Schafe würden sehr gut auf der Insel gedeihen; allein es ist verboten Schafe aus England auszuführen, und die Compagnie konnte bis itzt, ungeachtet aller gemachten Vorstellungen, keine Erlaubniß von der Regierung erhalten. Schweine giebt es viele; allein ihr Fleisch schmeckt häßlich, weil diese Thiere mit den Köpfen und andern Abfällen der Fische gefüttert werden. Ziegen giebt es in Menge; sie leben meist im wilden Zustande, und ihr Fleisch ist vortrefflich.

Die Lebensmittel sind überhaupt sehr theuer; dieses kommt vorzüglich daher, weil der Geist des Monopoliums seinen Sitz sogar auf dieser einsam gelegnen Insel aufgeschlagen hat. Die Pächter verstehen sich untereinander, und sie liessen lieber ihre Erzeugnisse zu Grunde gehen und verderben, ehe sie dieselben unter dem gewohnten Preiße verkauften. Die Regierung allein könnte diesem Uebel abhelfen, und ein sicheres Mittel hiezu wäre, auf ihre Kosten und durch ihre Sclaven öffentliche Gärten anbauen zu las-

sen, und die Erzeugnisse zu billigen Preisen auf die Märkte zu bringen.

Man findet grosse Strecken Landes auf der Insel, welche des Wassermangels wegen nicht benutzt werden können. Die Thäler werden zwar häufig von Bächen bewässert, und da diese von den Bergen herabkommen, so wäre es wohl möglich, an erhabnen Stellen noch mehr Quellen zu entdecken, und sie nach Bedürfniß umher zu leiten. Es würde sich übrigens der Mühe und auch der Kosten lohnen, durch Maschinen das Wasser in die Höhe zu leiten, sollte es auch blos geschehen, um den Graswuchs zu befördern, und mehr Vieh ernähren zu können. Die Trockenheit soll in manchem Jahre so groß seyn, daß die Heerden Gefahr laufen, vor Durst zu Grunde zu gehen. Man könnte diesem Uebelstande wahrscheinlich grossen Theils abhelfen, wenn man Sorge trüge, die Gipfel der Berge mit Bäumen zu bepflanzen, damit die Wolken da aufgehalten würden. Alle Bergspitzen der Insel, den einzigen Dianenpik ausgenommen, sind kahl, und von Bäumen entblößt. Würden sie bepflanzt, so würden sie die nemlichen Dienste leisten, welche der Dianenpik leistet. Dieser hält die Wolken auf, und erhält dadurch eine Menge Wassers, welches dann in Quellen das tiefere Land bewässert. Während des Winters vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht Gewitterwolken sich an dieser Bergspitze entladen. Uebrigens würde das Anpflanzen der Waldungen auf den Bergspitzen noch von einer andern Seite vortheilhaft seyn, da es itzt auf der Insel an Holz, nicht nur zum Schiffbau, sondern auch zu anderm Bedarf mangelt. Der Di-

aneupik ist 2692, und Longwood 1762 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Longwood erhielt seinen Nahmen von einer Flagge, welche auf der Spitze des Berges aufgesteckt ist, denn Longwood heißt im buchstäblichen Sinne ein langes Holz. Der Statthalter hat da ein schönes Landhaus. Der Weg von der Stadt aus dahin ist so steil, daß man sich gewöhnlich der Ochsen bedient, um hinauf zu fahren. Oben befindet sich eine schöne und sanfte Ebene, welche ehedem mit Gummibäumen bewachsen war. Seitdem man Alleen ausgehauen hatte, welche dem Südwestwinde freyen Zugang gestatteten, verdarben diese Bäume allmählig. Man hat es versucht, junge Bäume nachzupflanzen, welche, von Jugend an daran gewöhnt, diesen zerstörenden Wind ertragen können; auch fängt man an, Lerchenbäume zu pflanzen, welche sicherlich gedeihen und einst von großem Nutzen seyn werden; nur hält es schwer, sie gegen die Verwüstungen der Ziegen zu schützen. Diese Thiere leben frey, und verursachen überall grossen Schaden. Die Pächter sind gezwungen, ihre Pflanzungen einzuzäunen, oder allem Anbau zu entsagen. Wahr ist es, daß diese Thiere den Vortheil gewähren, immer frisches Fleisch zu haben; allein der Schaden überwiegt den Nutzen, und die Pflanzer würden sich gerne dazu verstehen, wenn man durch Ausrottung der Ziegen sie von dieser Plage befreyen wollte, frisches Fleisch auf andere Weise zu liefern. Der Boden um Longwood ist, so wie auf allen Anhöhen der Insel, vortrefflich, aber ohne Wasser. Man hofft, Quellen zu finden, und wenn es gelingt, so können noch 1500 Morgen Landes, welche itzt unbenutzt liegen, zu Wie-

sen umgeschaffen werden. Das Vieh, welches da ernährt werden könnte, würde für den Einwohner, und vorzüglich für die Schiffe, welche an dieser Insel Anker werfen, von grossem Nutzen seyn.

Die Niederlassung auf der Insel St. Helena ist für die ostindische Compagnie sehr kostspielig. Die Verwaltung kostet jährlich 40,000 Pf. Sterling, und es ist wohl nicht möglich, Ersparnisse zu machen, da nur so viele Beamte hier sind, als nothwendig erfordert werden, und da die Besatzung so gering ist, daß sie kaum hinreicht. Sie besteht aus einem einzigen Regiment Infanterie, und zwey Compagnien Artillerie. Die zufälligen und ausserordentlichen Ausgaben dürfen für jedes Jahr nicht unter 10,000 Pf. angeschlagen werden, und überdieß ruht noch ein Kapital von 200,000 Pf. Sterling in dem Kriegs- und andern Magazinen. Die Einrichtung dieser Magazine macht der Compagnie viele Ehre, und zeugt von ihren wohlwollenden Gesinnungen. Man findet darin nicht nur alles, dessen die Schiffe bedürfen können, welche an der Insel landen, sondern auch alle Gegenstände, welche dazu beytragen können, den Einwohnern das Leben angenehm zu machen. Die Compagnie nimmt auf diese Waaren blos einen Gewinn von 10 PrC. welche die Unkosten und die Fracht nicht bezahlen. Die Einkünfte der Compagnie bestehen in den Abgaben von den Ländereyen, welche sich ungefähr auf 1100 Pf. Sterling belaufen, aber leicht das Doppelte einbringen könnten, und dann in dem Monopol mit Arrak, welches im Durchschnitt 6000 Pf. jährlich betragen kann.

Anfangs wurde die Insel durch Linien befestigt,

welche die zwey größten Thäler, James und Rupert, die einzigen, durch welche man glaubte, daß ein Feind vordringen könnte, schlossen; als aber der Kapitän Munden 1673 die Insel den Holländern wieder abnahm, errichtete er an dem nemlichen engen Kanal, durch welchen er eingedrungen war, eine Batterie. Seit dem wurden mehrere Werke an verschiedenen Orten unter dem Winde, und in der Sandybay (sandig) vor dem Winde angelegt, obwohl es der heftigen Strömung wegen schwer hält, daß ein Fahrzeug auch bey der günstigsten Witterung daselbst lande. Die Batterien liegen übrigens so hoch, daß sie ein Fahrzeug unter Segel kaum erreichen würden. Seit kurzem hat man auch mit einem Kostenaufwande von 20,000 Pf. Sterling eine Zitadelle angelegt. Die Insel ist als Ankerplatz so wichtig, und die Folgen, wenn sie in feindliche Hände fallen sollte, würden so nachtheilig seyn, daß es allerdings der Mühe lohnt, auf eine regelmäßige Vertheidigung zu denken. Die Natur hat dazu viel gethan; allein der Kunst bleibt noch mehr zu thun übrig.

In Ansehung der auf der Insel befindlichen Sclaven bestehen vortreffliche Gesetze, welche aber nicht jederzeit beobachtet wurden. Es ist vorgeschrieben, sie in der Religion zu unterrichten, und zum Ehestand anzuhalten. Beides wurde vernachläßigt. Es war verboten einen Sclaven los zu geben, ohne Sicherheit zu stellen, daß er im Alter der Gemeinde nicht zur Last fallen werde; allein auch dieser Punkt wurde vernachläßigt, und die Folge davon war, daß die Regierung immer eine grosse Anzahl solcher Menschen zu ernähren hatte. Der Herr darf seinem

Sclaven nicht mehr als 20 Streiche als Strafe zuerkennen. Jede härtere Strafe muß von der Obrigkeit auferlegt werden. Die Sclaven haben das Recht, Klagen vor dem Richter anzubringen. Seit langer Zeit werden keine Sclaven auf der Insel mehr eingeführt, die schon vorhandenen aber vermehren sich zusehends, welches vorzüglich daher kommt, daß sie so gut und menschlich behandelt werden.

Die Insel Sumatra.

W. Marsden lieferte schon in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts über diese in jeder Rücksicht wichtige Insel ein sehr geschätztes Werk, von welchem 1811 in London die dritte sehr vermehrte Auflage erschien. Er handelt in demselben von der ehemaligen und itzigen Verfassung dieser Insel, von den Gesetzen, Gewohnheiten und Sitten der Ureinwohner, und vorzüglich von den Naturseltenheiten und Produkten derselben. Wir liefern einige Auszüge über Gegenstände, welche, obwohl die Schrift in mehrere Sprachen übersetzt wurde, noch wenig bekannt sind.

Die Einwohner des Landes haben eigene Begriffe von Schönheit. Hiezu gehören, eine eingedruckte Nase, grosse, weit vom Kopfe abstehende Ohren, lange, rothgefärbte Nägel an den Händen und Füssen, und vorzüglich, künstlich abgefeilte, und schwarz gebeitzte Zähne, welche die Vornehmen noch mit Gold belegen. Die sorgfältigen Mütter tragen Sorge, schon in früher Jugend ihre Kinder mit die-

sen Schönheiten auszuschmücken, und ein Mädchen, welches dieselben nicht besäße, würde sicherlich keinen Freyer finden.

Man findet in der Lebensweise, in den Gebräuchen, und auch in der Kleidung der Ureinwohner von Sumatra viel Aehnlichkeit mit jenen der Inseln in der Südsee. Ihre Stoffe sind ebenfalls von Baumrinde gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Sumatra einem feinen Leder, auf Otaheiti aber und den andern dortigen Inseln, dem Papier gleichen. Die Einwohner haben einige Begriffe von Seelenwanderung, und die Volkssage erzählt Geschichten von Menschen, welche in Tiger und andere reissende Thiere verwandelt wurden. Sie haben daher eine grosse Ehrfurcht vor ihnen, besonders vor den Tigern, und es geschieht selten, daß sie sich gegen ihre Verwüstungen zur Wehre stellen. Wenn die Europäer diesen Thieren nachstellen, oder ihnen Schlingen legen, und Eingeborne bey dieser Arbeit zu Hilfe nehmen, so geschieht es häufig, daß diese des Nachts dahin schleichen, und Entschuldigungen machen, um das Thier, wenn es ja gefangen werden sollte, zu überzeugen, daß sie nichts beigetragen haben.

Es gibt auf der Insel noch jetzt viele wilde und reissende Thiere. Der Büffel ist zwar gezähmt, und man gebraucht ihn zum Ackerbau und andern Arbeiten, es irren aber noch grosse Heerden dieser Thiere in voller Freyheit in den Wäldern umher, und sie sind oft sehr gefährlich, besonders jene, welche sich von den andern trennen, und für sich einzeln leben. Die rothe Farbe ist ihnen zuwider, und sie gerathen bey dem Anblick derselben in Wuth. Sie gehen darauf

auf los, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie mit dem Pferd gleichen Schritt halten. Wenn sie angegriffen, oder beunruhigt werden, so machen sie einen Rückzug, als hätten sie es nach den Regeln der Taktik gelernt. Sie ziehen sich eine kleine Strecke zurück, und bieten dann dem Feinde wieder muthig die Stirne. Dieses wiederholen sie oft, bis sie in einem Walde Sicherheit finden. Der Tiger ist des Büffels gefährlichster Feind. Die Männchen zwar bestehen oft den Kampf mit ihm, und bleiben Sieger, die Weibchen aber, und die Jungen, werden allemal die Beute ihres Feindes.

Die Elephanten sind zwar nicht gefährlich, denn sie greifen Niemanden an, wenn sie nicht gereitzt werden, allein in einer andern Rücksicht sind sie eine grosse Plage. Da sie in grossen Heerden sind, so verwüsten sie oft in einer Nacht ungeheure Strecken. Sie lieben vorzüglich Gartengewächse und Zuckerrohr, und die Pflanzer wissen sich oft nicht zu retten. Sie vergiften oft die Zuckerpflanzen mit Arsenick, und viele dieser Thiere finden dadurch ihren Tod. Man fängt sie auch in Gruben und auf andere Weise. Die Einwohner verstehen die Kunst nicht sie zu zähmen, und zum Krieg oder zum Hausdienste abzurichten.

Die Tiger sind auf Sumatra zahlreich, und sehr grausam. Es ist unglaublich, welch eine Anzahl Menschen alle Jahre die Beute dieser Thiere werden, und der Verfasser versichert, ein Dorf gesehen zu haben, deren Einwohner alle auf solche Weise zu Grunde giengen. Wir haben schon oben gesagt, daß die Ureinwohner aus Aberglauben sich weigern, Gewalt gegen diese Thiere zu brauchen, und überdieß macht

sie ihre Anhänglichkeit an Fatalismus gegen alle Gefahr gleichgültig. Die Europäer zwingen sie manchmal, gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen diese Feinde zu machen, sie thun es aber immer mit dem größten Widerwillen. Ein sicheres Mittel, sich bey nächtlichen Wanderungen gegen die Tiger zu schützen, ist, Fackeln anzuzünden. Sie fürchten das Feuer, daher man auch gewöhnlich bey Nachtzeit rings um die Dörfer Feuer unterhält. Man stellt den Tigern manchmal Fallen verschiedener Art. Bald sind es starke Käfiche, deren Thüre sich schließt, so bald das Thier darin ist, um die dort befindliche Lockspeise zu verzehren; manchmal auch Schlingen, oder schwere Balken, welche herabstürzen, und den Tiger, wenn er seine Beute verzehrt, erschlagen. Die Europäer bedienen sich der Feuergewehre, und stellen ordentliche Tigerjagden an. Manchmal nimmt man auch zu Gift die Zuflucht. Man legt den Körper einer Ziege, oder eines andern Thieres, als Köder unter einen Baum, und befestigt ihn fest an denselben; damit der Tiger ihn nicht wegschleppen kann. Neben an stellt man ein Gefäß voll Wassers, in welchem man Arsenick auflößt. Wenn nun das Thier sich voll angefressen hat, wird es von Durst geplagt, trinkt von dem vergifteten Wasser, und geht zu Grunde. Es ist des Tigers Gewohnheit, seine Beute immer erst in der zweyten Nacht weg zu schleppen, nachdem er vorher alles Blut ausgesaugt hat. Diesen Augenblick benutzen auch die Europäer, um manches dieser Thiere zu erlegen.

Ein anderes, den Eingebornen sehr gefährliches Thier, ist der Cayman. Dieses gefräßige Raub-

thier, welches in den dortigen Gewässern häufig ist, ist sehr lüstern nach Menschenfleisch, und mancher Eingeborne, da diese Menschen das Baden leidenschaftlich lieben, wird von ihm verzehrt. Dieses Thier ist den Einwohnern heilig, daher sie denselben nicht nachstellen, und sich lieber, voll Vertrauen auf den Fatalismus, ruhig von ihm verzehren lassen. Die Kugeln prallen an seiner dicken, Panzerartigen Haut ab, durch starke Hacken aber, welche man in den ausgeworfenen Köder birgt, kann derselbe leicht gefangen werden.

In den Wäldern giebt es vieles Ungeziefer, und vorzüglich viele Schlangen, deren einige ihres Giftes wegen sehr gefährlich sind. Die Bäume wimmeln von Affen aller Art, und dienen den Tigern und andern Raubthieren zur Speise. Die Einwohner behaupten, daß einige Thiere die Gabe haben, die Affen so zu bezaubern, daß sie nicht von der Stelle können, und sich ihren Feinden selbst in den Rachen stürzen. Das Wahre an der Sache mag wohl dieses seyn, daß der Anblick des Feindes die Affen so erschreckt, daß sie die Flucht darüber vergessen, und in der Angst ein Raub desselben werden. Der Verfasser behauptet ein Augenzeuge eines solchen Auftritts gewesen zu seyn. Ein Cayman legte sich in einem Flusse ganz nahe zu einem Baum, welcher an dem Ufer stand, und auf welchem sich viele Affen befanden. Kaum erblickten diese ihren Feind, als sie unruhig wurden, sich ängstlich auf den Aesten zusammen drückten, und bis an die äußersten Spitzen der Zweige sich drängten. Da fiel nun mancher im Gedränge herab, welcher von dem Cayman sogleich aufgefangen, und verzehrt wurde.

Linnäus Wanderung
durch
Lappland.

Der Präsident der Linnäischen Gesellschaft in London, Herr John Edward Smith, machte ein bisher noch unbekanntes Manuskript dieses berühmten Naturforschers, in einer Uebersetzung bekannt. Es betrift eine Reise, welche Linnäus durch Lappland machte, um die Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes zu untersuchen. Es ist, wie fast alle Schriften dieses gelehrten Mannes, in lateinischer Sprache, aber so unleserlich geschrieben, daß der Uebersetzer viele Stellen, welche abgekürzt, oder nur durch Zeichen angezeigt waren, ersetzen mußte. Er widmete diesem Geschäft sieben Jahre, ließ bey der Herausgabe des Werkes mehrere Schriftzüge und Abbreviationen des Verfassers in Kupfer stechen, und fügte dem Werke eine Abhandlung des Dr. Wahlnberg über die Höhe der lappländischen Gebirge bey. Wir liefern den Lesern blos einige Auszüge aus dieser interressanten Schrift.

Linnäus hatte auf dieser weiten Reise, von 1230 Meilen, in den rauhesten und unwegsamsten Gegenden, viele Beschwerlichkeiten zu erdulden, allein sein Muth verließ ihn niemals, und sein Eifer für die Wissenschaft machte, daß er willig alle Beschwerden trug, allen Gefahren trotzte. Linnäus machte die ganze Reise zu Fuß, und hatte sich zu diesem Ende so leicht, als möglich gekleidet. „Ich trug, sagte er, eine wollene, roth gefütterte, und mit Pelz ausgeschlagene Weste, lederne Hosen, und Halbstiefeln.

In meiner Reisetasche befanden sich ein Hemd, zwey paar Aermel, zwey Oberhemden, ein Schreibzeug, ein Federrohr, ein Vergrösserungsglas, ein Fernrohr, eine Florkappe, um mich gegen die Schnecken zu schützen, ein Kamm, mein Tagebuch, ein Heft Papier, um die trocknen Pflanzen einzulegen, meine Ornithologie im Manuskript, und die Flora ublandica. Zum Schutz trug ich ein Jagdmesser, eine leichte Flinte, und einen Stock, welcher zugleich als Maasstab diente. In meiner Brieftasche hatte ich einen von dem Statthalter zu Upsal ausgestellten Paß, und ein Empfehlungsschreiben der Akademie. Ich reißte ab den 12 May 1732, an dem Tage, da ich 25 Jahre alt war."

Linnäus mußte durch Sümpfe, unwegsame Wälder, und über Flüsse wandern. Er hatte einen Lappländer zum Führer, welcher einen kleinen Nachen trug, um über die Flüsse, welche nicht zugefroren waren, zu kommen. Sie mußten manchen Tag, und manche Nacht gehen, ohne Nahrung, oder eine Hütte, zur Lagerstätte zu finden. An Fleisch war gar nicht zu gedenken, und gesalzne, halb faule Fische, oder elende verdorbene Käse war alles, was sie fanden. Auf solche Weise war er schon mehrere Wochen vorwärts gegangen, als seine Kräften zu schwinden anfiengen, und er ernstlich an die Rückkehr denken mußte.

Die Lappen sind grosse Esser, wenn sie Vorrath haben, allein sie können auch den Hunger gut ertragen. In der Jahreszeit des Fischfangs leben sie blos von Fischen, und essen sie roh, gesalzen, oder auch halb verfault. Wenn ihr Vorrath zu Ende ist, und

das Eis des Winters es nicht mehr erlaubt, Fische zu fangen, so nähren sie sich von Fleisch. Sie gehen dann auf die Jagd, und verzehren das Fleisch aller wilden Thiere, das von Wölfen und Füchsen ausgenommen, vor welchem sie einen wahren Abscheu haben, mit Heißhunger. Wenn die Jagd schlecht ausfällt, so nehmen sie zu dem Fleisch der Rennthiere ihre Zuflucht. Da indessen nur die reichern Einwohner Heerden von Rennthieren halten, so entsteht in solch einem Falle unter der ärmern, und zahlreichern Klasse der Menschen grosse Hungersnoth. Sie vernachläßigen auch, für das Winterfutter der Rennthiere zu sorgen. Diese nähren sich von einer Moosart, welche nur an dem Abhang der Berge wächst, und unter dem Schnee frisch erhalten wird. Wenn nun durch die Wärme des Sommers der Schnee schmilzt, und zu Anfang des Winters, ehe die Erde mit Schnee bedeckt ist, strenge Kälte eintritt, so verdirbt das Moos, und die Rennthiere leiden Mangel an Futter. Man bemerkt, daß diese Thiere in grosser Noth auch Frösche, Schlangen, und vorzüglich die Bergratten (Mus Lemmus) fressen, allein diese Nahrung ist ihnen nicht zuträglich, und es entstehen in solchem Falle häufig Krankheiten unter ihnen.

Die Wohnungen der Lappländer sind kleine, unförmige Hütten, und so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Es herrscht grosse Unsauberlichkeit in denselben, und sie sind immer mit dickem Rauch angefüllt. Dieses, und der Glanz, welchen der Schnee von sich wirft, und sie blendet, macht, daß die Einwohner durchgehends an Augenschmerzen leiden, und frühzeitig blind werden. Köpfe sind

auch häufig unter ihnen zu finden, sonst kennen sie wenig Gebrechen und Krankheiten, und leben sehr lang, wozu wohl die heitere Luft, und die Entbehrung aller geistigen Getränke viel beitragen mag. Linnäus schreibt das hohe Alter, welches die Lappen erlangen, so wie auch ihre grosse Leichtigkeit im Laufen, dem häufigen Genuß des Fleisches zu, und stellt hierüber Grundsätze auf, welche ihrer Sonderbarkeit wegen verdienen, den Lesern wörtlich mitgetheilt zu werden.

„Man bemerkt, sagt er, daß Thiere, welche aus dem Pflanzenreich sich nähren, viel stärkere und unbiegsamere Fibern haben, als jene, welche Fleisch essen. Der Lappländer nährt sich ganz von Fleisch, und Pflanzen kommen niemals auf seinen Tisch.... Im Frühjahr ißt er Fische, im Winter und Herbst blos Fleisch, und im Sommer Milch, Butter und Käse. Das gemeine Volk ißt niemals gesalznes Fleisch, welches den Körper ebenfalls schwerfällig macht. Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einiges gegen die Behauptung jener einzuwenden, welche den Beweis, daß der Mensch für alle Gattungen der Nahrung geschaffen sey, aus der Bildung seiner Zähne zu folgern suchen. Die Schneidezähne des Menschen, sagen sie, gleichen den Zähnen jener Thiere, welche von Früchten und Nüssen leben; die Augenzähne jenen der Fleischfressenden Thiere, und die Stockzähne deren der Thiere, welche von Gras und Kräutern sich nähren. Wenn man indessen die Schneidezähne des Menschen mit jenen der Thiere vergleicht, welche von Früchten und Nüssen sich nähren, so wird man sogleich einen großen Unterschied fin-

den. Die Zähne der Thiere stehen auswärts, und sind getrennt, die des Menschen hingegen bilden einen rechten Winkel mit dem Kiefer, und hängen zusammen. Zudem, so sind die Schneidezähne dieser Thiere viel länger. Einige Fleischfressende Thiere haben zwar Schneidezähne wie der Mensch, aber ihre Augenzähne sind verschieden, und sie machen auch von denselben einen weit größern Gebrauch. Die Stockzähne, welche der Mensch mit von Gras und Kräutern lebenden Thieren gemein hat, sind eben so wenig ein Beweis, weil auch die Fleischfressenden Thiere ihre Stockzähne haben. Es ist unmöglich, wenn man unsere Zähne, unsere Hände, Finger und Zehen betrachtet, zu verkennen, daß die Menschen nahe mit den Affen, diesen Waldmännern, verwandt sind. Wenn die Affen Fleischfressend sind, so sind es die Menschen auch."

Linnäus fand auf seiner Wanderung eine grosse Menge vorher noch unbekannter Pflanzen, und besonders viele Moosarten. Er erwähnt vorzüglich einer Moosart (polystrichum commune) welche häufig in den feuchten und niedern Wäldern wächst, und den Lappen von grossem Nutzen ist. Sie nennen dieses Moos in ihrer Landessprache romsi, und es ist so kraus, so weich, und zugleich so elastisch, daß sie ihre Betten davon machen. Eine Matratze von solchem Moos ist so leicht, und läßt sich so packen, daß man sie in eine Rolle binden, und bequem unter dem Arm davon tragen kann. Fängt eine solche Matraze durch den langen Gebrauch an, hart zu werden, so wird sie mit Wasser besprengt, und das Moos erhält seine vorige Elastizität wieder.

Die lappländischen Gebirge gehören zu den höchsten unseres Welttheils; und ihre Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt. Es gibt Pflanzen und Bäume, welche nur bis zu einer gewissen Höhe gedeihen. So findet man auf den lappländischen Hochgebirgen grosse Fichten bis zu der Höhe, welche noch 3000 Fuß von der ewigen Schneekette entfernt ist. Höher gedeiht nur die Schottländische Fichte, und auch diese hört in einer Entfernung von 2800 Fuß von dem Schnee auf. Buchen, aber sehr schwächliche, findet man 2000 Fuß von dem Schnee, und in einer Entfernung von 1400 Fuß trift man nicht einmal Gesträuche mehr an. Der Vielfras ist das einzige vierfüßige Thier, welches sich so hoch versteigt; die Bären, welche doch die Kälte gut vertragen können, wagen sich nicht so weit. In einer Entfernung von 800 Fuß von dem Schnee reift noch die schwarze Heidebere (empetrum nigrum.) Höher steigen auch die Lappen nicht, weil in dieser Gegend das Moos, welches die vorzüglichere Nahrung ihrer Rennthiere ist, aufhört. Es giebt Büsche von Heidekraut bis auf 200 Fuß von dem Schnee, allein sie tragen keine Früchte mehr. Inner dem ewigen Schneekreis findet man an einzelnen Stellen, und zwischen den Spalten der Felsen, einige Pflanzen, z. B. Saxifraga stellaris, rivularis et oppositifolia, rumex dignus, juncus curvatus, ranunculus glacialis ꝛc. Diese letztere findet man noch 500 Fuß über der Schneekette. Thiere gibt es, die Eisfliege (emberica nivalis) ausgenommen, in dieser Höhe keine mehr.

Die warmen Quellen in Island.

Der um die Wissenschaften, besonders um die Naturkunde, so verdiente Ritter Joseph Banks hatte das in so mancher Hinsicht merkwürdige Island schon 1772 besucht, da aber noch viel zu untersuchen übrig blieb, so vermochte er 1809 den Herrn Hooker, eine Reise dahin zu unternehmen. Er hielt sich 2 Monate da auf, und sammelte alles, was er in Hinsicht der Botanik, und der Produkte dieser Insel merkwürdiges fand, allein seine kostbare Sammlung verbrannte sammt dem Schiffe, auf welches sie geladen war, auf offnem Meere, und Herr Hooker konnte blos aus seinem geretteten Tagebuch einen unendlichen Bericht über seine Reise erstatten, welchen er auch später in einer Schrift unter dem Titel: Journal of a tour in Islandia 1811 öffentlich bekannt machte.

Wir liefern den Lesern blos einen Auszug dessen, was der Verfasser über die warmen Quellen dieses Landes, und vorzüglich über den Geyser sagt. Diese Quelle ist mit einem hohen, meist aus Kieselstein bestehenden Rande umgeben. Man bemerkt an der Aussenseite viele Erhöhungen in der Gestalt der Maulwurfshaufen, welche, da von allen Seiten Krystalle anschiessen, für das Aug einen herrlichen Blick gewähren. Wenn man oben an dem Rande angelangt ist, so erblickt man ein ungeheures Becken, in dessen Mitte eine mehrere Fuß grosse, runde Oeffnung ist, aus welcher das Wasser hervorquillt. Diese Oeffnung

ist 3 bis 4 Fuß tiefer, als der Rand des Beckens, welches 140 Fuß im Durchmesser hält. Es war dem Verfasser unmöglich, in das Becken hinabzusteigen, weil es voll eines ganz hellen Wassers war. In der Mitte bemerkte man ein starkes Kochen, und es stieg fortwährend eine Dampfsäule empor.

Der Verfasser hatte das Vergnügen, Augenzeuge mehrerer Ausbrüche zu seyn. Er beschreibt sie auf folgende Weise. „Um 9 Uhr Morgens ließ sich ein unterirdisches Getöse hören, das so ziemlich dem fernen Rollen des Kanonendonners glich. Man fühlte dabey eine schwache Erderschütterung; das Wasser in dem Becken fieng an zu kochen, und Wellen zu werfen, welche über den Rand desselben strömten. Plötzlich erhob sich ein Wasserstrahl mit einer starken Entladung zu einer Höhe von 10 bis 12 Fuß." Ein andersmal stieg dieser Strahl zu einer Höhe von 90 Fuß, und hatte 50 Fuß im Durchmesser. Am Fuße der Säule konnte man blos eine dichte Dampfwolke unterscheiden, aus welcher der Strahl emporstieg, und sich oben in einen dicken Staubregen auflößte. Es geschahen drey Ausbrüche, welche immer einige Minuten dauerten, und nach dem dritten Ausbruche, sank das Wasser, welches in dem Becken immer gestiegen war, plötzlich, und man hörte deutlich, daß es sich durch die Oeffnung in der Mitte zurück stürzte. Zwanzig Minuten, nachdem sich das Wasser zurückgezogen hatte, war das Becken noch so warm, daß man es mit der bloßen Hand nicht berühren konnte. Einst hatte der Verfasser sein Zelt in der Entfernung von mehr als 200 Klaftern von dem Geiser, nahe bey einem alten Crater aufgeschlagen, um da verschiedene

gesammelte Pflanzen zu untersuchen, und zu ordnen, als plötzlich sich ein fürchterliches Geräusch hören ließ. Er trat erschrocken aus seinem Zelte, und sah, daß aus dem alten, schon lange vertrockneten Crater eine Wasserquelle zu einer Höhe von 150 Fuß empor stieg. Die Gewalt, mit welcher das Wasser hervorstürzte, war so groß, daß die Säule bis an die oberste Spitze die gleiche Dicke behielt, und daß grosse Steine, und Felsstücke, welche der Verfasser in den Krater warf, noch hoch über die Wassersäule empor geschleudert wurden.

Die Einwohner erzählten, daß 1808 während eines Erdbebens sich plötzlich ein neuer Crater geöffnet habe, und daß während 14 Tagen, alle übrigen Quellen still gestanden, und kein Wasser ausgeworfen haben. Islands vulkanische Berge sind schon lange berühmt, und es scheint, daß sie in Verbindung mit den entferntesten Ländern stehen. Als 1783 der Hecla fürchterlich tobte, war auch der Vesuv in grosser Bewegung, und Calabrien wurde vom Grunde aus erschüttert. Ein trockner Nebel, welche man den Heerrauch nannte, bedeckte ganze Länder, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er mit jenen Ausbrüchen in Verbindung stand. Der Verfasser wollte den Hecla, und andere Vulkane der Insel besuchen, allein man widerrieth es ihm allgemein, und er fand keinen Führer, welcher ihn dahin begleitet hätte. Die Einwohner behaupteten, daß während der Regenzeit alle Flüsse ausgetreten seyen, und die Sümpfe das Ersteigen der Berge höchst gefährlich machen. Sie zeigen überhaupt eine grosse Abneigung, sich den feuerspeyenden Bergen zu nähern, welche sie als den

Aufenthalt der Verdammten betrachten, und es ist bemerkenswerth, daß dieser Aberglaube allen jenen Ländern gemein ist, in welchen sich Vulkane befinden.

Es wird den Lesern, welche nicht Gelegenheit hatten, die Beschreibungen, welche von diesem Lande schon erschienen, kennen zu lernen, vielleicht angenehm seyn, eine kurze Uebersicht dieser in jeder Hinsicht merkwürdigen Insel zu erhalten. Sie ist eines der nördlichst gelegenen Ländern, denn sie liegt zwischen dem 62 und 67 Grad, und hat einen Flächeninhalt von 1400 dänischen Quadratmeilen, deren 14 1/2 auf den Grad gehen. Sie gehört jetzt der Krone Dänemark, und hat eine Bevölkerung von ungefähr 50,000 Seelen. Sie war ehedem ein Freystaat, und sehr blühend, bis im 13ten Jahrhundert der König von Norwegen sie seinem Reiche unterwarf. Lange Zeit hindurch wurde dieses Land sehr vernachläßigt, seit der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts aber fieng die Regierung an, dieser Insel mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und der König zieht itzt von ihr ungefähr 6000 Thaler reiner Einkünfte.

Die Einwohner dieser Insel sind frohe, und kräftige Menschen, welche Krankheiten kaum dem Namen nach kennen, und haben eine vorzügliche Anlage zur Dichtkunst. Man findet bey ihnen eine Menge Gedichte und Erzählungen, Saga's genannt, in welchen die Geschichte des Landes, aber freilich auch viele Mährchen, eingehüllt sind. Als sie das Christenthum kennen lernten, wurden sogleich die Bibel, und die Kirchenväter in Reimen gebracht, und abgesungen. Viele ihrer Schriftsteller verdienen indessen näher ge-

kannt zu werden. Einar in seinem „Syllabus auctorum Islandicarum" zählt deren 417.

Die jetzigen Bewohner Islands beschäftigen sich größten Theils mit der Viehzucht und Fischerey. Die Küste sowohl, als die Seen, und die Flüsse, wimmeln von den vortreflichsten Fischen, und in der Viehzucht sind besonders die Schaafe von Bedeutung, obwohl auch Hornvieh, und ein guter Schlag kleiner, aber sehr dauerhafter Pferde gezogen werden. Die Regierung glaubte dem Lande ein sehr nützliches Geschenk zu machen, indem sie Rennthiere dahin bringen ließ, welche sich auch in kurzer Zeit sehr vermehrten, allein die Einwohner sind ganz anderer Meynung. Sie klagen sehr darüber, daß diese Thiere ihnen das Lycher (isländisches Moos) welches an den Abhängen der Berge wächst, und den Menschen zum Nahrungsmittel dient, wegfressen. Sey es nun Vorurtheil, oder gegründete Ursache, sie versuchten es noch niemals, dieses andern nördlichen Ländern so nützliche Thier, zu zähmen, sondern jagen es, wie andere wilde Thiere. Daß die Isländer indessen, so wie der Pöbel in allen Ländern, an eingewurzelten Vorurtheilen kränkeln, ist der Beweis, daß sie noch nicht dahin gebracht werden konnten, Gärten anzulegen, obwohl die Erfahrung gelehrt hat, daß Kartoffeln, auch Rüben und Kohl sehr gut gedeihen. Sie behaupten, der Boden thaue bey ihnen niemals ganz auf, und bleibe in der Tiefe von ein paar Schuhen immer gefroren. Ihre Vorrathskammer ist das Meer, auf welchem sie das Seegras sammeln. Es wird in Küsten fest zusammen gepreßt, erhält sich lange gut, und wird im

Winter mit Butter genossen. Uebrigens wird viel Milch-Molken und Butter verbraucht, nur Schade daß sie letztern, da es so sehr an Salz gebricht, nicht lange aufbewahren können. Aus der nemlichen Ursache müssen auch Fische und Fleisch frisch verzehrt werden. Das Fleisch besteht in dem der Schaafe, und in Wildpret. Das Fleisch des Hornviehes wird nicht häufig genossen, aber Pferdefleisch war ehemals ein Lieblingsgericht der Isländer, so wie aller Scardinavier. Der größte Reichthum der Isländer ist das Lychen. Es ist eine gesunde und nahrhafte Speise, und wird, ehe es genossen wird, ein paar Tage in Milch eingeweicht, welche davon ganz gallertartig wird. Nebstdem sammeln die Isländer zu ihrer Nahrung mehrere Arten von Wurzeln, unter welchen die Angelikawurzel, und die des Löwenzahns vorzüglich geschätzt werden. Wohlhabendere genießen Haber oder Gerstengrütze in Milch gekocht, und sehr dünnen Kuchen von Gerstenmehl. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, doch findet man auch Bier und Branntwein.

An Holz ist grosser Mangel, weil keine Waldungen vorhanden sind. Man findet zwar einige Birken, welche aber immer kränkeln, und kaum die Höhe von einigen Fuß erlangen. Das Meer flößt indessen an Islands Küsten manchmal Holz aus den entferntesten Ländern an, und im Allgemeinen wird Torf gebrannt. Die Häuser sind von besonderer Bauart. Man findet wohl einige von Stein, gewöhnlich aber bestehen sie aus Erde. Das Gerippe besteht aus dünnen Sparren, welche dann mit Rasen dicht überlegt werden, welcher so zusammen wächst, daß er

grünt, und abgemähet werden kann. Diese Wohnungen sind sehr warm, aber immer dumpfig.

Die Viehzucht hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben. Man fand auf der Insel 500,000 Schaafe; Kühe und Pferde sind ungleich weniger. Man hat es versucht die Schaafe durch Merinowidder, welche man mit grossem Kosten dahin brachte, zu veredeln, allein der Erfolg war nicht glücklich, vermuthlich weil der Himmelsstrich für diese Art Schaafe zu rauh ist. Die eingebornen Schaafe sind indessen von grosser Dauerhaftigkeit, und können Hitze und Kälte vertragen. Sie gehen sogar im Winter auf die Weide, scharren den Schnee hinweg, um Futter zu finden. Merkwürdig ist, daß die Schaafe, welche auf die Berge getrieben werden, die beste Wolle, jene aber, welche an der Küste, und in Thälern weiden, die beste Milch und viel Fett liefern. Die Wolle der Schaafe ist gut bis in ihr sechstes, höchstens siebentes Jahr, dann müssen diese Schaafe durch jüngere ersetzt werden.

Die Pferde werden in Island sich selbst überlassen. Wenn man ihrer bedarf, fängt man sie ein, und bedient sich ihrer. Vor einigen Jahren befanden sich auf der Insel ungefähr 3500 Pferde, und 30,000 Kühe. Wenn der Winter zu strenge wird, so treibt man sie in Stallungen, welche aber gegen die Kälte nur schlecht verwahrt sind.

Die Botanibay
auf
Neuwallis.

Die Bemerkungen, welche wir hier den Lesern vorlegen, sind von einem Manne, welcher einige Jahre sich in dieser Colonie aufhielt, und ein öffentliches Amt daselbst bekleidete. *) Die Ansiedlung besteht bekanntlich größten Theils aus Verbrechern, welche aus ihrem Vaterlande verbannt, und für bestimmte Jahre dahin gesendet werden; doch gibt es da auch viele Freywillige, welche sich dahin begaben, in der Hoffnung ihr Glück zu machen.

Die Laster der Verbannten, sagt der Verfasser, die Streitigkeiten mit den Eingebornen des Landes, und die Hungersnoth, welche sich in den ersten Jahren verschiedene male fühlen ließ, hinderten das Gedeihen der Niederlassung gar sehr. Viele Verbannte zeigten sich unverbesserlich, und hatten weder für sanfte noch strenge Behandlung Gefühl. Abgehärtet in den Lastern, bestahlen und beraubten sie die armen Einwohner des Landes, welche dadurch mistrauisch wurden, und sich, wenn sie konnten, rächten, daher man oft Ermordete in den Wäldern fand. Da man diese Leute mit Gewalt zur Arbeit anhalten mußte, so gieng der Anbau des Landes sehr langsam von statten, und Mangel und Hungersnoth war die Folge davon. Durch die Nachläßigkeit der Hirten gieng das Vieh, welches man aus England zum Behuf der

* The present picture of Botanibay by D. Mann. London 1811.

Niederlassung mitgebracht hatte, verloren. Die Thiere verirrten sich in den ungeheuren Wäldern, und erst nach einem Zeitraume von 7 Jahren fand man im Innern des Landes eine Heerde wilder Ochsen und Kühe, welche Abkömmlinge jener Verirrten waren. Man sah sich bald genöthigt, Gefängnisse zu bauen, und baute sie aus Holz, allein die Verbrecher zündeten sie an, so daß man andere von Stein aufführen mußte.

Endlich ließ sich eine Besserung spüren. Die Einwohner des Landes lebten mit den Ansiedlern in guter Eintracht; die Heerden hatten sich ansehnlich vermehrt, und durch Bebauung des Landes war die Niederlassung gegen Hungersnoth gesichert, allein diese Besserung war von kurzer Dauer. Im Jahr 1800 entstanden Gährungen, und einige neuerlich angekommenen Verbrecher, geborne Irrländer, suchten eine allgemeine Empörung anzufachen. Es gelang indessen dem damaligen Statthalter, Herrn Hunter, dem Ausbruch zuvorzukommen, und die Ruhe wieder herzustellen. Dieser Mann machte sich überhaupt um die Niederlassung sehr verdient, und hinterließ sie, nachdem er sie 1795 in voller Gährung angetroffen hatte, nach einigen Jahren ruhig, und blühend. Die Anzahl der Ansiedler, sowohl Verbannte, als Freywillige belief sich auf 6000; es waren schon 7000 Morgen Landes bebaut, und man zählte 6000 Schaafe, 2000 Ziegen, und 1200 Stücke Hornvieh.

Im Jahre 1801 richtete eine Ueberschwemmung fürchterliche Verwüstungen an. Durch lange und heftige Regen, und durch die Ströme, welche von den Bergen herab stürzten, stieg der Fluß Hawkesbury

so sehr, daß das Wasser 60 bis 70 Fuß über sein gewöhnliches Bett stand, und Heerden und Hütten dadurch weggerissen wurden.

Ein Uebel, an welchem die Ansiedlung kränkelt, und welches schwer zu heilen ist, ist der unmäßige Hang zum Brantwein. Obwohl dieses Getränk ungeheuer theuer ist, da die Flasche 10, 15, auch manchmal sogar 30 Schillinge kostet, so trinken doch Männer und Weiber davon; und richten ihre Gesundheit, und ihr Vermögen dadurch zu Grunde. Es wäre zu wünschen, daß der Luxus Fortschritte machte, und Wein an die Stelle des Brantweins träte; die Folgen würden weniger nachtheilig seyn. Man versuchte schon alle Mittel, gute Beyspiele, Drohungen, Ermahnungen und Strafen, allein vergebens. Nebst der Trunkenheit sind die Ansiedler auch sehr dem Spiele ergeben. Es gab Fälle, daß Menschen, nachdem sie alles, was sie besassen, verspielt hatten, noch ihr letztes Kleidungsstück daran wagten, und nackt umher laufen müssen. Es fallen auch zuweilen, doch seltner als ehemals, Mordthaten vor, deren einige sehr grausam sind. Der Diebstahl wird streng bestraft, und das wirksamste Mittel, welches man ergriff, war, daß man die Schuldigen fern von der Colonie in die Einsamkeit verbannte. Die Furcht, sich von allen Bekannten getrennt zu sehen, hält diese Menschen besser im Zaume, als körperliche Züchtigungen. Jene Verbannten, welche ein Handwerk verstehen, treiben es nach ihrer Ankunft in der Colonie, und die andern, werden zu öffentlichen Arbeiten, oder zum Landbau, gebraucht. Der Statthalter hat das Recht, hierüber zu verfügen. Die Fes-

seln werden den Verbrechern, einige Fälle ausgenommen, sogleich nach ihrer Ankunft abgenommen.

Man versuchte es, für die Gebildetern ein Schauspiel zu halten, allein man mußte es wieder aufheben, weil die ärmsten, um dieses Vergnügens zu genießen, ihre Lebensmittel verkauften, und oft große Unordnungen entstanden. Es giebt zwar viele Verbrecher, welche sich bessern, und in ihrer Verbannung sehr achtungswerthe Menschen werden, viele aber bleiben unverbesserlich. Folgendes Beyspiel ist ein Beweis davon. Ein Verbannter wurde eines gewaltsamen Diebstahls wegen zum Strange verurtheilt. Als er gehangen werden sollte, brach der Strick, und zwar zum dritten male. Man berichtete den Vorfall an den Statthalter, und er begnadigte den Verbrecher, in der Hoffnung, daß er sich bessern werde, allein bald darauf begieng er wieder neue Verbrechen, und wurde in eine Wüste verbannt, wo er bey einem Versuche der Flucht elend zu Grunde gieng.

Das Clima des Landes ist zwar veränderlich, im Ganzen genommen aber der Gesundheit sehr zuträglich. Der Frühling und der Herbst gleichen unserm Sommer, und die Luft ist immer hell und heiter. Auf den Gipfeln der Berge, welche die Gränzen der Niederlassung bilden, erblickt man manchmal Schnee, aber Eis ist etwas Ungewöhnliches. Man findet in den Ebnen, und in den Wäldern, welche von den schönsten Vögeln bewohnt werden, Producte verschiedener Art. Bäume, Hecken und Pflanzen sind immer grün, und das Geranium, dessen man sich an vielen Orten zu Hecken bedient, verbreitet die herrlichsten Wohlgerüche. Das Korn wird im Merz und

April gesäet, und im November und Dezember geerntet. Zuweilen säet man in dem nemlichen Monate, wenn die Felder noch voll Stoppeln sind, den Mais, um eine doppelte Ernte zu erhalten. Melonen giebt es im Ueberfluß, und sehr köstliche Erdbeere. Man findet in der Colonie Topase, welche den Brasilianischen vorgezogen werden, und in dem Thierreich hat man zwey neue Thierarten entdeckt. Das eine, welches Coula genannt wird, gehört in die Klasse der Faulthiere. Es nährt sich von Baumblättern, vorzüglich von jenen des Gummibaums, und verläßt den Baum niemals, bis es ihn ganz entblättert hat. Das andere ist eine Art Hyäne, welche den Schafen und dem Geflügel sehr gefährlich ist, an Menschen aber sich nicht wagt.

Die Landeseinwohner leben jetzt mit der Colonie in Frieden, unter sich aber sind sie in beständigem Kriege. Ihr Charakter ist grausam, und hinterlistig. Sie rauben, so bald sie es unbestraft thun zu können glauben, daher es sehr oft der Fall ist, daß man Truppen gegen sie schickt, um sie zu zerstreuen, wenn sie die Pflanzungen zu verwüsten drohen, doch erhalten die Soldaten allemal den gemessenen Befehl, so schonend, als möglich zu Werke zu gehen. Sie sind Feinde aller angestrengten Arbeit, und sehr anhänglich an ihre alte Gewohnheiten. Der Statthalter hatte einen Eingebornen mit sich nach England genommen. Im Anfang schien er Gefallen an den Bequemlichkeiten und der Lebensweise der Europäer zu finden, plötzlich aber wandelte ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande an. Man brachte ihn zurück, und er nahm in seinen Wäldern die alten Gewohnheiten

wieder an. Man versuchte es, die Eingebornen bey den Arbeiten zu Hülfe zu rufen, aber ohne Erfolg. Sie bedienen sich der Wurfspieße, und sind so geübt, daß sie in einer Entfernung von 50 bis 60 Ruthen das Ziel niemals verfehlen. Im Jahr 1808 wurde das Schiff, The Fly, die Fliege, in eine ferne Bucht getrieben; und schickte ein Boot mit drey Mann an das Land, um frisches Wasser einzunehmen. Man kam überein, daß man, wenn man vom Schiffe aus Versammlungen der Eingebornen entdecken werde, sogleich durch einen Schuß das Zeichen geben solle, damit die am Strande befindlichen Matrosen sich sogleich in das Boot zurück ziehen, und aller Gefahr entgehen könnten. Der vorgesehene Fall trat wirklich ein. Man bemerkte von allen Seiten Eingeborne, welche herzuströmten, und man gab das verabredete Zeichen, allein zu spät. Die Matrosen kamen zwar glücklich in das Boot, und stiessen vom Ufer ab, allein sie wurden alle drey durch Wurfspieße getödtet. Sogleich bemächtigten sich die Eingebornen des Fahrzeugs, besetzten es, und fuhren, begleitet von einer grossen Menge Kähne, nach dem Schiffe ab, um auch dieses zu erobern. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Kapitän den Anker gekappt hätte, und dem offnen Meere zugesegelt wäre?

Die Bevölkerung der Colonie belief sich 1811 auf 10,000 Menschen, von welchen zwey Drittheile sich selbst ernähren, der Ueberrest aber von der Regierung unterhalten werden muß. Die Besatzung besteht aus einem, dem 102. Regiment, und einer Abtheilung bewaffneter Bürger. Es werden jährlich ungefähr 12000 Morgen Landes mit Korn besäet, und

man zählt 1000 Pferde, 10,000 Stücke Hornvieh, 40,000 Schaafe, 30,000 Ziegen, 25,000 Schweine ꝛc. Man findet schon mehrere Fabriken in Tuch und Leinwand, Gerber, Töpfer, und einige grosse Bräuereien. Die Läden sind gut versehen, und Mode und Putzwaren finden sichern Absatz. Man sieht daher, daß die Ansiedlung seit 1800 sich ansehnlich hob. Die Anzahl der Verurtheilten, welche zur öffentlichen Arbeit, und zum Dienst der Regierung gebraucht werden, vermindert sich zusehends, und zwar aus verschiedenen Ursachen. Viele sterben, einige werden wegen guter Aufführung frey gegeben, andere haben ihre Strafzeit ausgestanden, und dann haben die Pflanzer die Bewilligung, sich Sträflinge zu ihrem Dienste aussuchen zu dürfen. Die Arbeitezeit der Sträflinge, welche für die Regierung arbeiten, ist von dem Aufgang der Sonne an, bis 8 Uhr, und dann von 9 Uhr an bis 3 Uhr Nachmittags.

Die Mumien in Egypten,

ein

Beitrag zur Geschichte dieses Landes.

Die Leser wissen, daß man unter diesem Namen jene ausgetrockneten, durch künstliche Zubereitung vor der Verwesung bewahrten menschlichen Körper versteht, welche man in verschiedenen Ländern, vorzüglich in Egypten findet, und es wird ihnen vielleicht angenehm seyn, etwas Näheres hierüber zu erfahren. Der Bericht, welcher hier mitgetheilt wird, ist aus

einer Schrift entlehnt, welche Hamilton 1809 in London unter dem Titel bekannt machte: Bemerkungen über verschiedene Theile der Türkey.

In dem ersten Theile seiner Schrift handelt der Verfasser von dem alten und neuern Egypten, nach an Ort und Stelle in den Jahren 1801 und 1802 gemachten Beobachtungen, und im II. Kapitel von den Mumien. Nachdem die Reisenden einige Pyramiden betrachtet, und untersucht hatten, kamen sie endlich an die grosse Ebene, in welcher die Mumien gefunden werden, und welche sich weit in Lybiens Wüsten erstreckt. Sie hofften, vielleicht eines dieser unterirdischen Gewölbe noch unversehrt zu finden, allein die Araber, welche sie zu Wegweiser genommen hatten, wußten keine nachzuweisen, und man mußte sich daher damit begnügen, Gewölbe zu besuchen, welche schon längst geöffnet und durchwühlt wurden. Es herrscht der allgemeine Wahn, daß die Mumien Gold und Kostbarkeiten bey sich haben, und sobald ein Gewölbe entdeckt wird, so wird es durchwühlt. Die Bekleidung, in welche die Körper eingehüllt sind, wird abgerissen, die Körper selbst zerstümmelt, und dann von den Arabern in Cairo heimlich an irgend einen kauflustigen Europäer verkauft.

Das Gewölbe, in welches die Reisenden hinabstiegen, war ein Viereck von ungefähr 30 Fuß. Man bemerkte eine mit Sand verstopfte Oeffnung, welche zu einem zweyten, und vielleicht von da, zu noch andern tiefern Gewölben führte. An das Gewölbe stieß ein langer schmaler Gang, an dessen Ende ganze Haufen Bänder, und Stücken lagen, in welche die hier gefundene Mumien einst eingehüllt waren. In

einem daran stossenden kleinern Gewölbe fand man zerbrochene Knochen und Harz und Erdpech, welches zum einbalsimiren der Körper gebraucht wurde. In dem Felsen waren mehrere 2 Fuß breite, und 7 Fuß lange Oeffnungen, in welchen die Körper wagerecht lagen. Die Mumien um Memphis fanden die Reisenden nicht so fest und dichte, als jene, welche sie früher in Theben gesehen hatten. Die Farbe der Knochen indessen, und des Fleisches, war sehr gut erhalten. Dieser Unterschied mag wohl daher kommen, daß es verschiedene Arten gab, die Körper zu balsamiren, und die grössere oder kleinere Dichtigkeit derselben von den Ingredienzien abhängt, welche man dazu verwendete.

Die Gewohnheit der Egyptier die Körper der Verstorbenen zu balsamiren, mag wohl den Grund in zwey verschiedenen Ursachen haben, nemlich in ihrem religiösen Begriffe, und dann, in der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Da sie glaubten, daß die Seele nach dem Tode noch immer in einer gewissen Verbindung mit dem Körper bleibe, welchen sie im Leben bewohnte, so mußte ihnen daran gelegen seyn, diese Körper vor der Verwesung zu bewahren, daher auch Herodot sagt, daß die Egyptier die Körper der Verstorbenen balsamirten, um zu verhindern, daß sie von den Würmern verzehrt würden. Egypten wird bekanntlich zum grossen Theil alle Jahre von den Gewässern des Nils überschwemmt. Man durfte daher die Körper der Verstorbenen nicht in diesen feuchten Boden begraben, weil dadurch schädliche Ausdünstungen, und Krankheiten entstanden wären. Es blieb also kein anderes Mittel, als sie in der Wüste, oder

in den Felsen zu begraben. Der Weg dahin war aber weit, und oft durch die Ueberschwemmungen unterbrochen. Wollten sie nun die Körper bis zur gelegnen Zeit in den Häusern aufbewahren, so würden diese unter dem brennenden Himmelsstriche bald in Verwüstung übergegangen seyn, und ebenfalls ansteckende Krankheiten verursacht haben. Sie mußten daher Körper durch künstliche Mittel zu erhalten suchen, um sie dann in den Catacomben oder Todtengewölbern niederzulegen.

Die ältern Schriftsteller haben uns keine deutliche Beschreibung von den verschiedenen Arten hinterlassen, wie die Körper zubereitet wurden, um sie unversehrt zu erhalten, wenigst haben sie diesen Gegenstand nicht wissenschaftlich, und chemisch behandelt. Es scheint indessen, daß der Salpeter, welcher durch Egyptens Lage so häufig gebildet wird, daß er fast in allen Gebäuden, an allen Mauern, krystallartig anschießt, vorzüglich dazu gebraucht wurde. Die Alten kannten sehr gut die Eigenschaft des Salpeters, die Körper zu reinigen, und zu trocknen. Herodot und Diodor, welche beyde von diesem Gegenstande handeln, kommen darin überein. Ersterer sagt, daß der Salpeter 70 Tage hindurch in den Körpern erhalten werde, und letzterer, daß man 30 Tage dazu gebrauche, um die Körper mit Spezereien und Wohlgerüchen anzufüllen. Es scheint daher, daß ein Zeitraum von 100 Tagen erfodert wurde, um einen Körper zuzurichten.

Man fieng damit an, das Gehirn und die Ingeweide aus dem Körper zu nehmen; dann wendete man den Salpeter an, um den Körper zu reini-

gen, und ließ ihn einige Zeit in den Körper, damit er das Fett, und die Lymphe verzehre und austrockne; endlich füllte man alle hohlen Theile mit verschiedenen trocknenden Materien, je nachdem man die Zubereitung des Körpers mehr oder weniger kostspielig machen wollte. Reiche, spritzten Myrrhen, Zimmt ꝛc. ein, und bedienten sich köstlicher aromatischer Kräuter, und Specereyen. Weniger Vermögende gebrauchten zur Zubereitung ihrer Todten den Zederfaft, welcher eine Art Balsam, oder weichen Harzes liefert. Dieser Saft hat eine austrocknende Eigenschaft, daher er sehr geeignet ist, die Körper vor Fäulniß zu bewahren. Alle andere Gegenstände aber frißt er an, daher man die Bänder, und Baumwollenzeugen, in welchen die Mumien eingehüllt sind, sehr oft verbrannt, und verkohlt findet. Die ärmste Klasse der Menschen gebrauchten einen Aufguß von Cassia und Senes. Die Eigenschaft dieser in Egypten und den dortigen Ländern einheimischen Pflanzen ist, daß sie reinigen und trocknen.

Wenn nun die Körper trocken, und hinlänglich gereinigt waren, so wurde jedes Glied, und dann der ganze Körper in Bande, oder Baumwollenzeuge eingehüllt, welche mit einem aus der egyptischen Acacia gezogenen, harzigen Saft bestrichen waren. Es gab Gesetze und Vorschriften, wie die Hände, und die Füsse, dem Geschlechte und Stande des Verstorbenen zu Folge, gelegt werden mußten. Die Körper wurden gewöhnlich von den Verwandten in eine Küste gelegt, auf welcher das Bild des Verstorbenen zu sehen war, und diese Kisten wurden dann aufrecht hingestellt, und mit Ehrfurcht bis zur Beise-

bung, welche oft mehrere Monate nachher statt fand, in den Häusern aufbewahrt. Diese Kisten scheinen von dem Holze des Feigenbaums gemacht zu seyn, und waren fast immer noch gut erhalten. In einigen Gegenden, besonders in der Nähe von Theben, bediente man sich, vermuthlich des Holzmangels wegen, Kisten, welche aus Baumwollenzeuge verfertigt wurden. Man tauchte nemlich den Zeug in einen harzigen Saft, welcher in der Landessprache Sonnt genannt wurde. Zwanzig und mehr solcher Blätter von Zeug wurden auf einander gelegt, und so gepreßt, daß sie kaum die Dicke eines halben Zolles hatten. Sie erhielten dadurch eine solche Festigkeit, daß sie wie Holz verarbeitet werden konnten. Nach dem Zeugniß Herodots und anderer Schriftsteller scheint es, daß die Krieger sich ehmals so beharzter Leinwand bedienten, um sich Panzer und Bruststücke daraus zu machen. Die aus dieser Leinwand gemachten Kisten, oder Särge, wurden aussen nochmal mit einer harzigen Materie bestrichen, und Figuren, und Schriftzüge darein gegraben.

Nachrichten aus dem Innern von Brasilien.

Herr John Mawe, der Verfasser der Mineralogie von Derbyshire, machte im J. 1804 in commerzieller Hinsicht eine Reise nach dem südlichen Amerika, und vorzüglich nach Brasilien. Wir

entlehnen die Nachrichten, welche wir hier den Lesern bekannt machen aus einem Werke, welches er 1812 unter dem Titel: Reisen in das Innere von Brasilien bekannt machte. Die englischen Kaufleute hegten grosse Hoffnungen von dem Handel nach den spanischen Besitzungen in Amerika. Hunderte strömten nach Rio de la Plata hin, und machten bedeutende Speculationen, welche aber, als die Unternehmung auf Buenos Ayres fehlschlug, und Monte-Video, samt andern weggenommenen Plätzen, den Spaniern wieder zurückgegeben wurde, größtentheils vereitelt wurden. Das Schiff, auf welchem Mawe sich befand, wurde in dem Hafen zu Monte-video angehalten, und die Besatzung gefangen genommen. Als nachher die Engländer den Platz wegnahmen, folgte Mawe dem General Whitelocke nach Buenos-Ayres, und gieng, als die Unternehmung fehlschlug, nach Rio-Janeiro. Er wurde von dem Prinz Regenten nachdrücklich empfohlen, und erhielt die seltene Erlaubniß, als Naturkundiger Brasilien zu durchstreifen, und die Gold und Diamantengruben zu besuchen.

Von Monte-video giebt Mawe folgende Beschreibung: Die Stadt, welche 15 bis 20,000 Einwohner hat, liegt auf einer Anhöhe, einem Berge gegenüber, auf welchem ein Beobachtungspostен unterhalten wird, von welchen sie in ihren Namen erhielt. Sie ist gut gebaut, und ihr Hafen ist der beste an dem Platafluß, grosse Schiffe sind indessen bey lang anhaltendem, und heftigem Nordostwind nicht ganz sicher in demselben. Die Häuser sind von Backsteinen, und meist nur einen Stock hoch, doch gibt es auch sehr grosse

und schöne Gebäude, unter andern die Domkirche, das Rathhaus ꝛc. Da die Strassen nicht gepflastert sind, so hat man immer von Koth, oder von Staub zu leiden. Das Clima ist mehr feucht, als trocken, und in den Wintermonaten, Juny, July und August, herrschen oft heftige und kalte Winde. Die Hitze ist im Sommer drückend, und Schwärme von Moskito's füllen die Luft, und quälen die Einwohner. In der trocknen Jahreszeit fehlt es nicht selten an Wasser, welches für den Bedarf der Stadt zwey Meilen weit hergeleitet werden muß. Die Lebensmittel sind im Ueberfluß und wohlfeil, vorzüglich das Ochsenfleisch, das Schweinefleisch hingegen ist schlecht, und kaum eßbar. Man findet allerwärts in den Strassen, und in den Umgebungen der Stadt, Knochen und rohes Fleisch umherliegen, durch welche eine Menge von Insekten, und Raubvögeln herbeigezogen werden. Die Umgebungen der Stadt sind angenehm gelegen, aber schlecht bebauet. Die vorzüglichsten Handelsartikel dieses Platzes sind rohe Häute, Unschlitt, und trocknes Ochsenfleisch, wovon die ersten Gegenstände nach Europa, der letztere aber nach den Antillen, und vorzüglich nach der Havannah verführt werden. Vor der Besitznahme durch die Engländer gab es wenig reiche Einwohner in Monte-video, durch die verunglückten Spekulationen derselben aber bereicherten sich viele, indem nach der Zurückgabe dieses Platzes an die Spanier die aufgehäuften englischen Waaren um jeden Preis losgeschlagen wurden.

Als der englische General Beresford auf dem Platafluß ankam, wurden die Gefangenen in das Innere des Landes gebracht, und Mave hatte die Gelegen-

heit, Beobachtungen anzustellen. Die Viehzucht ist ein Hauptgegenstand, und man findet im Innern des Landes grosse Güter, auf welchen 60,000 und mehr Stücke Vieh gehalten werden. Man macht indessen weder Butter noch Käse, und das Vieh wird blos der Häute, des Fleisches, und des Unschlitts wegen gehalten. Die Einwohner essen dreimal des Tages Fleisch, und zwar oft ohne Brod und Salz, welches sicherlich viele Krankheiten verursachen würde, wenn sie sich nicht eines bittern Getränkes bedienten, welches durch Aufguß, wie bey dem Thee, von einem Kraut, Matte genannt, bereitet wird, welches aus Chili und Paraguai eingeführt wird, und ein wichtiger Handelsartikel ist. Das Fleisch wird gewöhnlich an einem schief über das Feuer eingesteckten eisernen Stab gebraten, und das abtröpfende Fett dient dazu, das Feuer zu unterhalten, weil Holz und andere Brennstoffe sehr selten sind. Die Hirten kommen aus Paraguai, und werden Peons genannt. Sie haben eine ausserordentliche Fertigkeit, das Vieh zu zähmen, und in Ordnung zu halten. Fünf bis sechs solcher Menschen besorgen oft eine Heerde Hornvieh von mehr als 10,000 Stücken. Sie verstehen es, das Vieh mit Schlingen zu fangen, und in kurzer Zeit, besonders die Pferde, zahm zu machen, und zur Arbeit abzurichten. Die Pferde des Landes sind vortreflich. Man gebraucht sie gewöhnlich nur einige Tage zur Arbeit, und läßt sie dann wieder einen Monat, und länger auf die Weide gehen. Ein gut abgerichtetes Pferd gilt gewöhnlich 5 bis 7, und Hornvieh 2 bis 3 Dollars. Schaafe giebt es wenige, und man ißt ihr Fleisch nicht. Im Innern des Lan-

des irren grosse Heerden Hornvieh im wilden Zustande umher. Sie sind dunkelbraun, erhalten aber, wenn sie gezähmt werden, und sich als Hausthiere fortpflanzen, eine hellere Farbe. Die Peons oder Hirten wohnen in elenden Hütten umher. Sie haben wenig, oder keine Weiber bey sich, und sind eines ernsten und düstern Charakters. Sie kommen gewöhnlich erst im Mannesalter aus ihrem Vaterlande, und leben dann einsam und zerstreut bey ihren Heerden.

Der Boden ist fruchtbar, und man findet da nicht nur alle Arten der Südfrüchte, sondern die Erzeugnisse der gemäßigten Himmelsstriche, als Aepfel, Pfirsiche ꝛc. gedeihen sehr gut, allein die Menschen sind zu nachlässig, und zu träge, um sie zu pflanzen und zu warten. Man gab sich schon alle Mühe, die Kartoffeln da einheimisch zu machen, welches sicher für die ärmere Classe der Einwohner eine große Wohlthat wäre, allein diese haben eine unüberwindliche Abneigung dagegen. Auch sind die Landeseinwohner größtentheils arm, und von allem entblößt. Sie gehen baarfuß, und ein Hemd, und lange Hosen von Baumwollenzeug sind ihre ganze Bekleidung.

Ein so schlecht bebautes Land muß nothwendig von wilden Thieren wimmeln. Man findet da Löwen, Tieger, und Hyänen, doch greifen sie, da sie sonst Nahrung genug finden, Menschen selten an. In den Wäldern findet man eine Art wilder Schweine, deren Fleisch sehr schmackhaft ist, wenn man Sorge trägt, ihnen einen Beutel, welchen sie auf dem Rücken haben, sogleich abzunehmen. Vernachläßigt man dieses, so verbreitet sich sogleich nach dem Tode des Thieres ein so widerlicher Geschmack, daß das

Fleisch

Fleisch desselben durchaus ungenießbar wird. Es gibt da noch ein kleineres Thier, welches dem Kaninchen gleicht, und von den Einwohnern Zurilla genannt wird. Dieses hat ebenfalls die Eigenschaft, wenn es verfolgt wird, einen so stinkenden Saft auszuspritzen, daß die Häuser sogar dadurch auf lange Zeit unbewohnbar werden. Die verschiedenen Gattungen der Vögel sind unzählbar, vorzüglich gibt es viele Adler und andere Raubvögel. Die Bäume wimmeln von den buntesten Papageyen, und die Steppe von Rebhühnern, Gänsen, Enten, Truthähnen und Straussen, welche, wenn sie jung sind, vortreflich schmecken. In den Flüssen findet man Schildkröten, Muscheln aller Art, und viele Arten wohlschmeckender Fische.

Von Buenos-Ayres, wohin der Verfasser den englischen General begleitete, machte er folgende Beschreibung. Die Stadt zählt, mit ihren Vorstädten, ungefähr 60,000 Einwohner, und das Verhältniß der Männer gegen die Weiber steht, wie 4 gegen 1. Das Land ist schwach bevölkert, welches grossen Theils daher kömmt, daß die Einwohner den Ehestand scheuen, und ihn als die Quelle grösserer Armuth und Elendes betrachten. Man findet ungeheure Strecken Landes, auf welchen kaum 100 Menschen leben. Man kann die Einwohner in sechs verschiedene Klassen eintheilen, nemlich: 1) Spanier und andere Europäer; 2) Abkömmlinge von diesen, welche Creolen genannt werden; 3) Mestizen, welches Abkömmlinge von Europäern mit Eingebohrnen des Landes sind; 4) Die Eingebohrnen; 5) Die farbigen Leute, welche Abkömmlinge von Europäern mit Afrikanern sind; 6)

Mulatten in verschiedenen Abstufungen. Alle diese Menschen verheurathen sich ohne Unterschied unter einander, welches sehr weise ist, weil dadurch das Interesse der verschiedenen Klassen enger zusammenschmelzt, und jene gewaltsame Trennungen verhindert werden, welche auf St. Domingo, und an andern Orten schon so viel Blut gekostet haben.

In der Stadt unterscheidet man vorzüglich: 1) Die Kaufleute. So nennt man da alle Menschen, welche kaufen und verkaufen, vom Groshändler an, bis zum kleinlichsten Krämer, welcher seine Bude an der Strassenecke aufschlägt. Die grössern Geschäfte werden meist von Fremden betrieben, denn die Spanier halten es unter ihrer Würde, und sind auch unfähig dazu. Einige Creolen widmen sich den Geschäften, und zeigen viele Anlage. Sie gehen langsam, aber sichern Schrittes. Zu den Kleinhändlern gehören vorzüglich die Pulperos, die Magazin- und die Budenhändler. Die erstern verkaufen Wein und Branntwein im Kleinen, und man findet bey ihnen noch Brod, Salz, Lichter, Holz ꝛc. Bey ihnen versammeln sich gewöhnlich die Müßigen der Stadt, und man findet in Buenos-Ayres mehr als 600 solcher Pulperos. Die Magazinhändler verkaufen Glas, Porzellain und Töpferwaaren, Gewürze samt einigen andern Consumtionsartikeln, und vorzüglich rohe Materien für die Fabricken des Landes. Bey den Budenhändlern findet man baumwollene, wollene, seidene und andere Zeuge, Hüte, und andere zur Kleidung gehörende Gegenstände. Diese, und besonders jene, welche den Handel mit Lima, Peru, Chili, Paraguai unterhalten, und dort ihre Faktoren haben,

machen oft sehr bedeutende Geschäfte. Zu den Kaufleuten kann man endlich auch noch die Monopolisten rechnen, welche die Lebensmittel, die aus dem Innern kommen, im Grossen aufkaufen, und ungeheuer dabey gewinnen. 2) Die Häuser und Güterbesitzer. Diese sind größten Theils Creolen, weil die Spanier nicht gerne ihr Geld in liegende Gründe verwenden. Uebrigens tragen die Grundstücke so wenig, daß ein Mann, welcher ein Gut 20,000 Piaster an Werth besitzt, kaum von dem Ertrage desselben leben kann. Der Ackerbau befindet sich in dem elendesten Zustande, und wird wenig begünstigt. Die Landbebauer werden Quinteros genannt. Sie leben unter dem Drucke, und werden verachtet. 3) Die Künstler und Handwerker. Die Arbeiter sind farbige Leute, und die Meister durchaus Fremde, größtentheils Genueser, denn die Spanier verachten die Handarbeit, und schämen sich mit Negern und Mulatten in Gemeinschaft zu arbeiten. Die Sackträger, deren es eine grosse Anzahl gibt, sind eine grosse Plage der Stadt. Sie sind dem Trunke und dem Spiel ergeben, und es hält schwer, diese Menschen im Zügel zu erhalten. 4) Die Beamten aller Art. Es versteht sich, daß die Spanier die einträglichsten Stellen bekleiden, und andere für sich arbeiten lassen. Man könnte diese Menschen als unnütz betrachten, wenn sie nicht ihre ansehnlichen Gehalte im Lande verzehrten. 5) Das Militär. Vor dem Einfall der Engländer kannten die Offiziere den Geist des Ruhms nur sehr wenig. Sie trachteten blos eine Stelle an der portugiesischen Gränze zu erhalten, um sich da durch den

Schleichhandel zu bereichern. Die Soldaten waren schlecht geübt, eben so schlecht bezahlt, und noch schlechter gekleidet. Die Regierung unterhielt ein Regiment Infanterie, welches 1200 Mann stark seyn sollte, aber kaum 600 Mann stark war, ein Regiment Dragoner, zwey Regimenter schwere Reuter, und zwey Compagnien Artillerie. Bey dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurde das Militär bis auf 9000 Mann vermehrt. 6) Die Geistlichkeit, welche ungefähr aus 1000 Menschen besteht. Der Verfasser rühmt sehr die Weltgeistlichen ihres Wandelswegen, von den Mönchen aber behauptet er, daß sie dem Müßiggang fröhnen, und den Aberglauben zu befördern suchen. Das Volk, sagt er, ist sanft und gut. Unter einer andern Regierung könnte es ein Muster für andere Länder werden, allein die Sitten sind sehr verdorben, und man ergreift gewöhnlich verkehrte Mittel, um dem Uebel zu steuern. Man schließt das Gift in den Körper ein, statt dasselbe nach und nach aus demselben zu entfernen. Man eifert sehr gegen öffentliches Aergerniß, aber die Zügellosigkeit in den Familien wird geduldet, und die Ruhe und das Glück derselben wird oft durch die gestört, welche Rath und Trost dahin bringen sollten.

Als die Engländer Buenos-Ayres und Montevideo zurückgeben mußten, schiffte sich Mave nach Brasilien ein. Er fuhr längs der Küste hin, kam an mehrere Inseln, und an der starken Festung Santa-Cruz vorüber, und lief in den Hafen der Insel St. Katharina ein. Es ist ein Freyhafen, und für die größten Schiffe bey jeder Jahreszeit vollkommen sicher.

Die Stadt gleichen Namens, liegt auf einer Anhöhe, und bietet einen lieblichen Anblick dar. Sie enthält ungefähr 6000 Einwohner, und hat wenig Handel. Nichts destoweniger ist sie ein sehr angenehmer Aufenthalt, weil vermögliche Kaufleute, welche den Geschäften entsagt haben, und Schiffskapitäne, welche ihr Alter nach überstandenen Mühseligkeiten in Ruhe zubringen wollen, daselbst wohnen, und weil der Hafen von den Schiffen, welche von Bahia, Fernambuc ꝛc. herkommen, und nach dem Platafluß gehen, häufig besucht wird. Man findet da Künstler und Handwerker aller Art, und die Märkte sind reichlich mit allem versehen. Das Clima der Insel ist heiter und gesund, da die Hitze durch die Seewinde gemäßigt wird. Vom September an bis März herrschen die Nordostwinde, daher dann eine Fahrt nach Norden sehr langsam und beschwerlich ist. Die Insel, welche in 4 Kirchsprengeln 30,000 Einwohner zählt, wird von Bergen durchschnitten. Die Thäler sind angenehm und fruchtbar, doch gibt es auch viele sumpfige Gegenden, in welchen Reis gebaut wird. Uebrigens wird Mais, Maniok, vortreflicher Kaffee gebaut, auch Indigo, aber nur sehr wenig. Pomeranzen und andere vortrefliche Früchte gibt es in Menge, und Blumen aller Art blühen das ganze Jahr hindurch. Der Hanf, welcher auf dieser Insel gebaut wird, ist vorzüglich geschätzt. Die Flüsse und die Küste wimmeln von vortreflichen Fischen, das Fleisch aber ist schlecht und unschmackhaft. Von Vögeln findet man viele Arten, vorzüglich Raubvögel, Kraniche, Papagayen, und Colibris. In den Wäldern sind viele Affen, aber auch viele schädliche Thie-

re, unter welchen sich die Corallenschlange ihrer Schönheit wegen auszeichnet.

Während seines Aufenthalts auf der Insel machte Herr Mawe mehrere Ausflüge auf die nahe gelegene Küste des festen Landes. Bey dem Dorfe Armasas ist ein Posten für den Wallfischfang, welche ehedem an dieser Küste sehr häufig waren. Es war nichts seltenes 3 bis 400 Wallfische in einem Jahre zu fangen. Die Vorrichtungen hiezu sind vortreflich. Es befinden sich da 27 Kessel zum Aussieden des Fetts, und der Behälter, in welchen der Thran geleitet wird, ist so geräumig, daß ein Kahn mit Ruder darin umher fahren kann. Jetzt sind die Wallfische indessen seltener geworden. Diese Küstenbewohner sind sehr sinnreiche Menschen. Sie bauen ihre Häuser selbst, und wagen sich mit ihren Kähnen tief in die See. Eine weite Ebene erstreckt sich von der Küste landeinwärts bis zu einer Kette von Bergen, deren einige 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben sind. Der Boden ist fruchtbar, und die vortreflichsten Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Oliven und andere Früchte gedeihen fast im wilden Zustande, weil die Viehzucht der Hauptgegenstand der Beschäftigung ist. Man zieht da zahlreiche Heerden, welche dann nach Rio-Janeiro, S. Paul, und andere Städte Brasiliens gebracht werden. Die Bevölkerung der Küste ist nicht beträchtlich, und kaum hinreichend, die Menge Viehes zu besorgen, welches grossen Theils von dem Mangel der Strassen, und nöthiger Verbindung mit dem Innlande herkömmt. An der Strasse, welche nach S. Paul führet, welche Stadt ungefähr 80 Meilen entfernt liegt, ist die Bevölkerung stärker, und

auf halbem Wege dahin, befinden sich reichhaltige Eisenbergwerke, welche aber nicht bebaut werden. Gegen Norden ist das Land mit Waldungen bedeckt, welche für Brasilien von grosser Wichtigkeit sind. Das Holz, welches zu dem Schiffsbau verwendet wird, ist härter und dauerhafter, als das europäische, und man baut da Schiffe von jeder Grösse, welche nach Rio-Janeiro, Bahia und Fernambuc gehen. Die Waldungen liefern Maste für die Schiffe, und die Fichten sind reichhaltig an vortreflichem Harz, welches in der Folge ein beträchtlicher Handelsartikel werden kann.

Als der Verfasser die Insel verließ, fuhr er längs der Küste hin nach der Bucht von Santos. Der Hafen ist bequem und vollkommen sicher. Er wird von zwey Forts beschützt. Die Stadt Santos, welche 4 Meilen einwärts liegt, ist eine der ältesten europäischen Niederlassungen in Brasilien, und für den Handel sehr wichtig, da sie die Niederlage der Statthalterschaft von S. Paul, und der Sammelplatz aller Schiffe ist, welche nach Rio de la Plata Handel treiben. Die spanischen Besitzungen beziehen von Santos Zucker, Kaffee, Rhum, Reis, Indigo ꝛc., und die Portugiesen erhalten dagegen Häute und Talg, welche sie nach Europa ausführen. Da aller Handel von S. Paul über Santos geht, so ist die Strasse zwischen beeden Städten immer sehr lebhaft. Es kommen alle Tage mehrere hundert beladene Maulesel zu Santos an, welche die Erzeugnisse des Innlandes dahin bringen, und Eisen, Salz und europäische Manufakturwaaren dafür zurücknehmen. Der Fluß kann 20 Meilen aufwärts, nemlich bis Cuba-

ton, wo ein Militärposten ist, befahren werden. Santos ist gut gebaut, und die Einwohner, ungefähr 6000 an der Zahl, sind größten Theils Kaufleute, Künstler und Handwerker. Die Lage, weil sie niedrig und feucht ist, ist nicht die gesündeste.

Herr Mawe beklagt sich sehr über Mangel an Gastfreundschaft zu Santos, daher er auch diesen Ort bald verließ, und die Reise nach S. Paul antrat. Von Cuberton an geht der Weg immer Berg an, und man hat einige Stunden zu steigen, ehe man den Gipfel des Berges, welcher 6000 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, erreicht. Von da an senkt sich der Weg in einen sanften Abhang. Man bedient sich zur Reise der Maulesel, welche einen sichern und sanften Schritt gehen. S. Paul liegt auf einer Anhöhe, und wurde von den Jesuiten gegründet. Wahrscheinlich wählten sie diesen Ort zu ihrer Anlage, der gesunden Luft, und der Nähe der Goldbergwerke wegen. Der Fahr. Thermometer steht gewöhnlich zwischen 50 und 80°, und die Regenzeit ist weder heftig, noch anhaltend. Die Abende sind indessen kalt, und man ist nicht selten genöthigt, zu der Kohlenpfanne seine Zuflucht zu nehmen. Die Stadt zählt ungefähr 20,000 Einwohner, und 13 Kirchen und Klöster, welche, so wie die Häuser, von Erde gebaut sind. Obwohl es in dem Lande Thon gibt, so werden doch keine Backsteine gemacht, und man schichtet in Modeln die Erde auf einander, befeuchtet sie, und schlägt sie dann fest. An der Luft und in der Sonnenhitze erhalten diese Erdmauren eine solche Festigkeit, daß es Häuser gibt, welche 100 und mehr Jahre stehen. Die Dächer reichen weit in

die Strasse hervor, um die Mauren von der Feuchtigkeit zu bewahren, und sind mit Hohlziegeln gedeckt. Der Charakter der Einwohner ist sanft, und verträglich. Man wird da nicht, wie in den spanischen Besitzungen, seiner politischen oder religiösen Meinungen wegen verfolgt, und, wenn man nur nicht zu öffentlich sich auszeichnet, kann jeder Fremde leben, wie er will. Es dringen indessen wenig Fremde bis in das Innere von Brasilien, weil es schwer hält, von der Regierung die Erlaubniß hiezu zu erhalten, und man ohne diese allerwärts angehalten wird.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß, allein der Ackerbau wird noch sehr vernachläßigt. Man beschäftigte sich anfänglich blos mit den Bergwerken, und daher entstand das Vorurtheil, den Feldbau, und jede andere Beschäftigung zu verachten. Das Land fängt indessen an, minder reichhaltig an Metallen und Edelsteinen zu werden, und die Einwohner werden in der Folge von selbst genöthigt werden, den Ackerbau sorgfältiger zu betreiben. Die Regierung bewilligt jedem, welcher sich niederlassen will, eine Strecke Landes zu den billigsten Bedingnissen. Jene Gegenden sind die gesuchtesten, welche an einem Flusse, oder an einer Strasse liegen, daher sie auch die bevölkertesten sind. Hat ein Kolonist eine Strecke Landes erhalten, so fängt er damit an, sich eine Hütte zu bauen, welche von Fachwerk, welches mit Erde ausgefüllt wird, gemacht wird, und da man keine Schornsteine hat, und sich des grünen Holzes bedient, so ist bald alles vom Rauch geschwärzt. Er schaft sich so viel Neger an, als es seine Umstände

erlauben, und diese hauen die Bäume, und das Gesträuch nieder, welches auf dem Platze verbrennt wird. Es hängt die folgende Fruchtbarkeit davon ab, daß alles gut in Asche verwandelt, und diese mit dem Erdreich vermischt werde. Man säet Mais, Erbsen und Bohnen, und pflanzt vorzüglich den Manir, welcher die Stelle des Brodes vertritt. Reichere Landeigenthümer bauen auch Zuckerrohr, und legen die zur Fabrikation nöthigen Gebäude an. Die Viehzucht ist in diesen Gegenden sehr vernachläßigt. Die Einwohner verstehen den künstlichen Futterbau nicht, und vernachläßigen es, sich für die Regenzeit mit dem nöthigen Futter für ihr Vieh zu versehen, daher oft der größte Mangel entsteht. Thun sie es auch, so sind ihre Vorrathshäuser in dem schlechtesten Zustande. Da liegt alles, Kaffee, Baumwolle, Mais, Erbsen, Heu und Stroh in grossen Haufen unter einander, werden mit Häuten zugedeckt, und durch die Feuchtigkeit ganz, oder zum Theil verdorben. Die Butter ist ranzig, und der Käs nicht genießbar. In den Umgebungen der Städte ziehen die Einwohner viel Geflügel, und Schweine, um sie auf die Märkte zu bringen, und beschäftigen sich aus der nemlichen Ursache viel mit Baumzucht und Gartenbau. Man mästet die Schweine mit Mais, und das Fleisch ist vortreflich, allein die Einwohner verstehen nicht, es gut einzusalzen. Die Bienenzucht wird stark betrieben, und man findet auch in den Wäldern wilde Bienen, deren Honig und Wachs vortreflich sind. Die Waldungen liefern vortrefliches Holz, und sind von wilden Thieren bewohnt, deren Pelzwerk sehr geschätzt wird.

Herr Mave erhielt die Erlaubniß, das Bergwerk zu Jaragua, das älteste in diesem Lande, zu besuchen. Der Weg dahin gieng durch eine gebirgigte, fruchtbare, aber schlecht bebaute Gegend. Das Bergwerk war vor zweyhundert Jahren das reichste in dem Lande, allein nun ist es ziemlich erschöpft. Das Gold liegt in Schichten von Kiesel auf Granit, und man findet von allen Seiten Gänge, deren einige 100 Fuß lang, 50 breit, und 12 bis 15 tief sind, aber nun ganz vernachläßigt werden. Man beschränkt sich jetzt damit, das Gold, welches man in einer geringen Tiefe in der Erde findet, auszuwaschen. Zu diesem Ende macht man an einem Abhang eine Treppe von mehrern 20 Fuß langen, 3 Fuß breiten, und einen Fuß hohen Stufen, an deren Fuß sich ein tiefer Graben befindet. Ueber diese Treppe nun wird Wasser geleitet, und auf jeder Stufe befinden sich einige Neger, welche mit Schaufeln immer neue Erde und Kies einrühren, so daß alles zu einem Brey aufgelöst wird, welcher sich in dem unten befindlichen Graben sammelt. Dieser Brey nun wird gewaschen, und enthält viele Goldtheilchen, deren einige manchmal so groß und größer als Erbsen sind. Das Waschen geschieht in hölzernen, zylinderförmigen Gefässen, und im fliessenden Wasser. Der Arbeiter dreht sein Gefäß mit grosser Behendigkeit, und macht dadurch, daß die Goldtheilchen ihrer Schwere wegen sich zu Boden setzen. Das Waschen geschieht immer unter Aufsicht, und von dem erhaltenen Golde erhält der Landesherr den fünften Theil. Das übrige gehört dem Eigenthümer, welcher es in grössere oder kleinere Stangen schmelzen,

und mit dem Stempel bezeichnen läßt. Diese Goldstangen vertreten die Stelle des gemünzten Geldes.

Der Verfasser setzte nun seine Reise nach der Hauptstadt von Brasilien fort, und wird nicht müde, den herrlichen Anblick zu schildern, welchen Rio-Janeiro mit allen dieser Stadt umgebenden Landhäusern gewähret. Man wird sich eine Vorstellung der Größe dieser Stadt machen, wenn man bedenkt, daß sie 100,000 Einwohner zählt, und die Häuser doch nur ein Stockwerk haben. Es gibt indessen viele herrliche Gebäude, besonders Klöster und Kirchen. Die Domkirche, welche erst vor einigen Jahren vollendet wurde, ist ein Meisterstück der Kunst. Seitdem der Hof sich diese Stadt zum Aufenthalt gewählt hat, ist viel zum Besten des Landes überhaupt, und vorzüglich der Hauptstadt geschehen, und es steht zu vermuthen, daß Rio-Janeiro bald mit den größten Hauptstädten Europens wetteifern wird. Die Strassen wurden ehemals durch die weit vorragenden Vordächer verfinstert, allein diese wurden auf Befehl des Hofes alle weggenommen. Unangenehm ist es, daß die Strassen keinen Abzug haben, und daher an manchen Orten schlammig und unrein sind, welches der Ausdünstung wegen der Gesundheit sehr nachtheilig ist, und bösartige Krankheiten verursacht. Die Ungesundheit dieser Stadt wird noch manchmal durch Krankheitsstoffe vermehrt, welche die Neger mit sich bringen. Das Wasser für die Stadt kömmt durch kostbare Leitungen von den Bergen, und es ist oft grosser Mangel darin, daher sich manche Menschen von dem Verkauf des Wassers nähren. Die Gasthöfe sind schlecht, und die Miethe der Wohnungen un-

geheuer theuer, die Lebensmittel aller Art hingegen wohlfeil. Die Polizey ist seit kurzem sehr verbessert, und es sind überhaupt viele Verbesserungen getroffen worden. Die Inquisition wurde abgeschafft, und es herrscht, wenn man übrigens nicht öffentlich gegen die Landesreligion anstößt, vollkommne Gewissensfreyheit. Die Gefängnisse sind noch in schlechtem Zustande, doch darf man erwarten, daß in diesem, so wie in manchem andern Stücke, Verbesserungen gemacht werden.

Rio-Janeiro ist in Hinsicht des in- und ausländischen Handels ein äusserst wichtiger Platz. Diese Stadt ist der Hauptmarkt für ganz Brasilien. Die Provinzen, vorzüglich jene, in welchen sich Bergwerke befinden, und welche daher die bevölkertsten sind, bedürfen vieler Einfuhrsartikel, und beziehen ihren ganzen Bedarf aus der Hauptstadt. Sie bedienen sich dazu der Maulesel, welche dann beladen mit Metallen aus den Provinzen zurückkommen. Für den Handel mit dem Auslande ist dieser Hafen der gelegenste, und ganz dazu geeignet, Europa, Amerika, Afrika, Indien, und die Inseln der Südsee durch den Handel zu verbinden. Von dem Platafluß und Riogrande bezieht Rio-Janeiro getrocknetes Fleisch, Häute, Talg, und Getreid; aus den amerik. Freystaaten ebenfalls Fleisch, Mehl, und Theer; aus Afrika Wachs, Oehl, Schwefel, einige Holzarten, und Sclaven, obwohl der Negerhandel jetzt blos auf das Königreich Angola beschränkt ist, und der Prinz Regent seine Absicht äusserte, den Sclavenhandel, so bald es die Umstände erlauben, gänzlich aufzuheben; von der Küste von Mozambique Elfenbein, Eben und

anderes kostbares Holz, Apothekerwaaren, Oehl, Gummi, und verschiedene Wurzeln, ohne den Wallfischfang zu berechnen, welcher an dieser Küste stark betrieben wird. Der Handel mit Indien wird, wenn dem Unwesen der Corsaren, welche von Isle de France aus, denselben oft beunruhigten, gesteuert ist, bedeutend werden. Die Reise dahin ist sicher und kurz. Es giengen schon Schiffe von Rio-Janeiro nach Surate, und kamen von da beladen zurück, in einem Zeitraum von 7 Monaten. Eben so verhält es sich mit China, und es steht zu erwarten, daß dieser Hafen die Niederlage aller indischer, nach Europa bestimmter Waaren werden wird. Das Vorgebirg der guten Hoffnung, und Neuwallis können sich von diesem Hafen aus leicht mit dem Nöthigen versehen, und die Schiffe, welche auf den Wallfischfang nach der Südsee gehen, nehmen hier Branntwein, Wein, Zucker, Kaffee, Taback, Seife und Fleisch mit. Von Portugall bezieht Rio-Janeiro Wein und Oehl, und aus Schweden Eisen, welches seiner Geschmeidigkeit wegen zum Beschlagen der Maulthiere vorzüglich geschätzt wird. Die Ausfuhrartikel aus Brasilien sind nebst dem Gold, und den edlen Steinen, Baumwolle, Zucker, Rhum, Schiffs- und Bauholz, Holz für Künstler, Häute, Talg, Indigo, und sehr viele grobe Baumwollenzeuge, in welche die Peons in den am Platafluß gelegenen Provinzen gekleidet werden. Als der Hof aus Europa nach Amerika wanderte, und Rio-Janeiro zu seinem Aufenthalte wählte, machten die europäischen Kaufleute, vorzüglich die Engländer, ungeheure Spekulationen. Sie überschwemmten Brasilien so sehr mit ausländischen Waaren, daß diese auf-

ferordentlich im Preise fielen, daher man auch in Rio-Janeiro und andern Städten dieses Landes die englischen Manufakturwaaren wohlfeiler kaufte, als in dem Mutterlande selbst. Die brasilianischen Landeserzeugnisse stiegen dagegen ungeheuer im Preise, weil alle die fremden Schiffe Rückladung haben wollten, sich einander überboten, und dadurch die Waaren vertheuerten. Das Gleichgewicht wird indessen bald wieder hergestellt seyn.

Herr Mawe suchte während seines Aufenthalts in Rio-Janeiro um die Erlaubniß nach, ein Eisenbergwerk öffnen zu dürfen, und stellte die Vortheile vor, welche dieses dem Lande bringen würde. Man verweigerte ihm diese Erlaubniß nicht geradezu, doch äusserte man, daß man wünschte, daß er vorher auf einem Landgut des Prinzen Regenten Verbesserungen nach englischer Art machen, und zugleich ein neu entdecktes Silberbergwerk zu Canta Gallo, welches 40 Meilen von der Hauptstadt entfernt lag, besuchen sollte. Er that es, machte verschiedene Vorschläge, vorzüglich zu Verbesserung der Viehzucht, und Anlegung einer Melkerey, allein man legte ihm so viele Hindernisse in den Weg, daß die Sache nicht zu Stande kam. Er begab sich also 1809 in Begleitung des Professors der Chymie, Herrn Gardener auf den Weg nach Canta Gallo. Die Reise gieng über hohe Berge, und durch fürchterliche Wege. Das Land ist fruchtbar, aber schlecht bebaut. Man findet da wenig Vieh, und vorzüglich wenig Milchkühe, da man sich durchaus der Geismilch bedient. Es gibt in dieser Gegend viele Waldungen, welche das vortreflichste Holz liefern, und die Reisenden fanden auf ihrem

Wege einen Baum, welcher von selbst umgefallen war, und dessen Stamm 75 Fuß in der Länge, und in seiner größten Dicke 6 Fuß 4 Zoll im Durchmesser hatte. Einen Beweis der grossen Fruchtbarkeit des Landes lieferte eine neue Anlage, welche ein Fremder erst seit 5 Jahren gemacht hatte. Man fand da grosse und vortreflich bebaute Maisfelder, welche, es ist fast unglaublich, in guten Jahren die Aussaat 150 bis 200mal geben. Mit Hülfe zweyer Söhne, und 6 Neger, waren 5000 Kaffeebäume gepflanzt, welche herrlich standen, und bereits zu tragen anfiengen. Es fehlt überhaupt nur an Menschenhänden. Die Ureinwohner des Landes, welche sich größten Theils in das Innere des Landes zurückzogen, haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Arbeit. Man findet selten einen, welcher als Diener, oder Taglöhner sich gebrauchen läßt, und dann auch bleiben diese Menschen immer träge und unbeholfen. Die Guteseigenthümer sind also gezwungen, das Feld durch Neger bebauen zu lassen, und da diese sehr theuer sind, so kann mancher die nöthigen Ausgaben nicht bestreiten, und der Anbau des Landes schmachtet. Welch ein Glück für das Land, wann es der Regierung gelingen sollte, diese Menschen nach und nach an die Arbeit zu gewöhnen. Herr Mawe hatte auf seinen Streifereyen Gelegenheit, über die Lebensweise der Ureinwohner sich näher zu unterrichten. Er machte die Bekanntschaft eines ihrer Oberhäupter, welcher einen Handel mit Ipecacuanha trieb, und ihm Aufschlüsse gab. Diese Menschen wohnen in den Waldungen in Hütten, welche sie von Baumzweigen machen, und mit Palmblättern bedecken. Sie leben von

der

der Jagd, und von Wurzeln. Die Männer tragen eine lange Hose, die Weiber ein Hemd, und einen bis an die Knie reichenden Rock. Sie sind stark von Körperbau, kupferfarbig, und haben ein rundes Gesicht, eine breite Nase, und schwarze, straffe Haare. Reinlichkeit ist ihre Sache nicht, und sie verzehren rohes Fleisch, und Geflügel sammt den Ingeweiden. Sie laufen mit grosser Geschwindigkeit, und dringen durch die dicksten Gebüsche. Des Bogens und der Pfeile bedienen sie sich mit solcher Geschicklichkeit, daß sie selten das Ziel verfehlen, und Vögel im Fluge tödten. Ihre Bogen sind aus elastischem Holze, und sehr groß und schwer. Die Pfeile haben 6 Fuß in der Länge, und die Spitze ist von Knochen, oder auch von Eisen. Nach Branntwein sind diese Menschen sehr lüstern. Sie trinken, wenn sie welchen bekommen können, mit Uebermaas, und dann ist es gefährlich, sich ihnen zu nahen. Nach einer beschwerlichen Reise kam Herr Mave endlich in Canto Gallo an. Dieser Ort liegt mitten in Wäldern, welche von den herrlichsten Thälern durchschnitten sind. Man fand ehmals überall Gold, und dieses machte, daß mehrere Glücksritter sich in diese Wälder zurückzogen. Sie legten Goldwaschereyen an, und lebten frey und unabhängig. Als nach mehrern Jahren die Regierung verlangte, daß sie den fünften Theil des gefundenen Goldes abgeben sollten, so weigerten sie sich, und widersetzten sich mit gewaffneter Hand. Man schickte Spionen aus, um ihre Schlupfwinkel aufzufinden, welche sie auch durch das Geschrey der Hähne entdeckten, woher der Ort seinen Namen erhielt. Die Regierung gebrauchte nun Gewalt, ver-

trieb die ungebetenen Gäste, und läßt nun das Goldwaschen auf eigene Rechnung betreiben. Der Ertrag ist indessen so schlecht, daß er kaum die Unkosten deckt, und man fängt an, sich immer mehr auf den Anbau des Landes zu legen. In diesen Gegenden nun sollte ein neues und reichhaltiges Silberbergwerk entdeckt worden seyn. Herr Mave und sein Gefährte Gardener stellten nun ihre Untersuchungen an, fanden aber nirgends Spuren von Silber. Es waren Proben von sandiger Erde nach der Hauptstadt eingesandt worden, welche allerdings Silber enthielt, allein es fand sich bey näherer Beleuchtung, daß ein Betrug zum Grunde lag. Einige unternehmende Köpfe, welche gern die Regierung um die Unkosten prellen, und ihren Nutzen dabey fördern wollten, hatten Silber gefeilt, und unter die Erde gemischt. Sie wurden nach entdecktem Betrug dafür zur Strafe gezogen.

Herr Mave suchte bey der Regierung um die Erlaubniß nach, die Diamantenbergwerke besuchen zu dürfen, und, was noch niemals einem Fremden geschah, er erhielt sie. Man fertigte ihm die nöthigen Pässe aus, und die Beamten und Aufseher erhielten die Weisung, nichts vor ihm geheim zu halten. Er erhielt eine Begleitung von Soldaten, welche in diesem Lande durchaus nothwendig ist, und Maulthiere, um die beschwerliche Reise über die Gebirge zu machen. Nach einem Marsche von mehrern Wochen kam er endlich in der ehemals reichsten Provinz Brasiliens, in der Provinz de Minas Geraes, und in der Hauptstadt derselben, Villa ricca, an. Die reichen Goldbergwerke in dieser Provinz wurden von Bewohnern von S. Paul entdeckt, und bearbeitet.

Sie legten eine Strasse von S. Paul bis dahin durch die Gebirge und Waldungen an. Der Ruf von dem Reichthum, welcher da zu erwerben war, verbreitete sich bald allerwärts, und es drängten sich bald Glücksritter von allen Seiten in so grosser Menge herbey, daß die ersten Gründer verdrängt wurden, und es oft zu blutigen Händeln kam. Die Gedrückten wandten sich an den Hof zu Lissabon, und als die Regierung von den ungeheuren Reichthümern benachrichtigt wurden, welche da zu finden waren, so schickte sie den General Albuquerque mit Truppen ab, um Besitz davon zu nehmen. Es wurde 1711 die Stadt Villa ricca erbaut, und das Bergwesen gewissen Gesetzen unterworfen. Der fünfte Theil gehörte dem König, der Ueberrest aber wurde in Stangen geschmolzen, diese gestempelt, und den Eigenthümern überlassen. Im Jahr 1713 betrug die Ausbeute der Bergwerke von Villa ricca 2 1/2 Million Pfund Sterling, und die Art die Bergwerke zu bebauen, war folgende: Man durchbrach die Berge, wie einen Bienenkorb, durch Kanäle nach allen Richtungen. In der Regenzeit durchströmte das Wasser diese Kanäle, spielte sie aus, und führte den Schlamm in die Thäler, wo er dann nach Muße ausgewaschen wurde. Von 1730 bis 1750 waren diese Bergwerke in dem höchsten Flor, und das dem König gehörende Fünftheil betrug 2 Millionen Pf. Sterling jährlich. Seit dem nahm die Ausbeute immer mehr ab, und zwar so, daß viele es vortheilhafter fanden, ihre Kapitalien auf den Ackerbau zu verwenden. Die Stadt Villa ricca ist jetzt schlecht bevölkert, und hat sehr von ihrem ehemaligen Glanze verloren. Die Einwohner sind der Arbeit feind, und

des Müßiggangs gewohnt. Das Gold ist von verschiedenem Gehalte. Einiges ist sehr blaß, und von wenigem Gehalte, welches man der Beymischung von Platina, Silber, und andern Metallen zuschreibt. Man findet Gold zu 15, aber auch welches zu 28 Karat und darüber. Die Regierung bezahlt für das Gold von 22 Karat eine Prämie. Uebrigens findet man in der Nähe von Villa ricca Porcellanerde, welche an Feinheit selbst die von Severs übertrifft, aber es fehlt an Geschmack und Geschicklichkeit, sie zu bearbeiten. Herr Mave besuchte alles Sehenswürdige, hielt sich 14 Tage in Villa ricca auf, und machte sich endlich nach dem Distrikt auf, in welchem die Diamanten gefunden werden, und dessen Hauptstadt Tejuco ist. Nachdem er sich von den Beschwerden der Reise erholt hatte, besuchte er die Diamantengruben zu Mondengo, welche eine der reichhaltigsten sind. Sie liegen an dem Flusse, welcher durch den Zusammenfluß vieler kleiner, aus den Bergen kommender Flüsse gebildet wird, und 3 bis 9 Fuß tief ist. Es werden in diesen Gruben 1000 bis 1500 Neger beschäftigt. Wenn man eine Stelle des Flusses untersuchen will, so wird durch einen Kanal das Wasser abgeleitet, und eine Strecke des Flußbettes dadurch trocken gelegt. Der Schlamm wird nun weggeschafft, und der Kiesgrund, welcher die Edelsteine enthält, an den zum Waschen bestimmten Ort gebracht. Bisher geschah dieses durch die Neger, welche den Kies (cascalhao) in Gefässen auf dem Kopfe weg trugen, nun fängt man an, Maschinen zu erbauen, welche aber noch sehr unvollkommen sind, und der Seltenheit des Bauholzes wegen, welches

160 Meilen weit hergebracht werden muß, ungeheuer viel kosten. Das Wasser wird an die zum Waschen bestimmten Orte durch Kanäle hingeleitet. Es sind gewöhnlich grosse, dreißig Fuß lange und zwanzig Fuß breite Schuppen, durch welche ein mit Holz ausgetäfelter, und in mehrere Kammern eingetheilter Kanal geht. An jeder dieser Abtheilungen steht ein Neger, welcher von Zeit zu Zeit Kiesgrund hineinwirft, um ihn von allem Schlamm zu reinigen, die grösseren Steine wegwirft, und den Ueberrest sorgfältig durchwühlt, um die Diamanten zu finden. Gegen über sitzen die Aufseher, und haben auf jede Bewegung ein aufmerksames Aug. Wenn ein Neger einen Diamanten findet, richtet er sich empor, klascht in die Hände, und hält den gefundenen Stein zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger in die Höhe. Ein Aufseher nimmt ihn ab, und wirft ihn in das über jeder Abtheilung an der Decke befestigte, mit Wasser angefüllte Gefäß. An jedem Abend werden die gefundenen Steine von einem dazu aufgestellten Beamten gewogen, und das Gewicht in das Verzeichniß eingetragen. Wenn ein Neger einen Stein findet, welcher 17 1/2 Karat wiegt, so wird er mit Blumen bekränzt, und mit grosser Feyerlichkeit umher geführt. Er erhält die Freyheit, indem die Regierung seinem Herrn den Werth des Sclaven bezahlt, und hat nun das Recht, für eigene Rechnung zu arbeiten. Für Steine von geringerm Gewicht erhalten die Neger, welche sie finden, Geschenke anderer Art, als Kleidungsstücke ꝛc. Die Neger sind keineswegs, wie viele behaupteten, nackt, um sie zu verhindern, Edelsteine in ihren Kleidern zu verbergen, man wendet aber

andere Vorsichtsmaasregeln an. Da diese Menschen immer gebückt arbeiten, so sehen sie nicht, ob der Aufseher nicht sein Aug auf sie hält. Es wäre vielleicht möglich, irgend einen Stein in einer Ecke der Abtheilung zu verbergen, um ihn dann bey gelegner Zeit abzuholen, allein auch dafür ist gesorgt. Man wechselt häufig die Plätze, und der Neger muß auf den ersten Wink seine Abtheilung verlassen, und sich anderswo anstellen. Bey dem geringsten Verdacht, daß ein Neger einen Stein verschluckt haben könnte, welches schon oft geschah, wird er so lang eingesperrt, bis man sich von der Wahrheit überzeugt hat. Die Neger sind in Haufen von 200 abgetheilt, welche unter eigenen Aufsehern stehen. Sie werden jetzt besser, als ehemals, genährt und gekleidet, doch könnte ihr Schicksal noch um vieles verbessert werden. Jeder Haufen hat indessen seinen eignen Geistlichen und Wundarzt. Die Flüsse sind in dieser Gegend alle reich an Diamanten, doch findet man deren auch auf den Bergen, und überall, wo das Wasser Höhlungen ausgespielt hat.

Herr Mave besuchte noch mehr andere Diamantengruben. Die Art, sie zu bebauen ist überall die nemliche. Eine derselben, nemlich an dem kleinen Flusse Abaite, welcher nördlich in den Platastrom fällt, ist dadurch berühmt, daß da der größte Diamant gefunden wurde. Drey Verbrecher, welche für immer verbannt waren, beschäftigten sich damit, überall in den Wüsteneyen nach Goldgruben zu forschen. Bey niedrigem Wasser durchwühlten sie auch den Fluß. Sie fanden kein Gold, aber einen Diamanten, welcher eine Unze im Gewicht hatte, und wendeten sich mit ihrem Schaze an einen Geistlichen, welcher sie selbst

zu dem Statthalter von Villa ricca führte. Der Stein wurde untersucht, als ächt erkannt, nach Rio Janeiro und von da nach Lissabon gebracht, und die Verbannten erhielten zur Belohnung ihre Begnadigung. Die Regierung ließ nun den Fluß auf eigne Kosten bebauen, allein der Ertrag entsprach der Erwartung nicht.

Der Distrikt von Cerro do Frio, in welchem die Diamantengruben sich befinden, liegt zwischen den höchsten Bergen Brasiliens, welche von Norden nach Süden laufen. Der Umfang des Thales beträgt 8 Meilen in die Länge, und 4 in der Breite. Kurz nach Gründung von Villa da Principe wagten sich einige Einwohner dieser Stadt in diese wilde Gegenden. Sie suchten nach Golde, und kamen auf ihren Wanderungen auch an den Fuß des Berges, an welchem nachher die Stadt Tejuco erbaut wurde. Gold fanden sie wenig, aber in dem Flußbett einige glänzende Steine, welche erst später als ächte Diamanten erkannt wurden. Die Regierung wurde nun aufmerksam, und in den ersten 20 Jahren wurden so viele Edelsteine, (nahe an 1000 Unzen) ausgeführt, daß der Preis derselben ausserordentlich fiel. Dieses, und andere Ursachen, bewogen die Regierung, die Bebauung der Diamantengruben auf gewisse Jahre einer Gesellschaft zu überlassen. Es wurde als Bedingniß festgesetzt, daß nur eine gewisse Anzahl Neger beschäftigt werden durften, allein dieses gab zu häufigem Unterschleif, und Betrügereyen Veranlassung. Als 1772 die Pachtzeit verflossen war, zog die Regierung die Diamantgruben wieder an sich, und nun war der Zeitpunkt, gute Einrichtungen zu tref-

fen, allein er wurde vernachläßigt. Der reine Betrag ist mehr scheinbar als wirklich, weil die Unkosten zu groß sind. Sie beliefen sich während der Jahre 1801 bis 1806 auf 204,000 Pfund Sterling. Dagegen wurde in dem nemlichen Zeitraum für 17,300 Pf. Gold, und 115,675 Karat Edelsteine in den kön. Schatz nach Rio-Janeiro geliefert. Jeder Karat kam also der Regierung 33 Schilling 9 Pfenninge zu stehen. Ungeachtet aller Wachsamkeit geschieht doch häufiger Unterschleif, und es werden viele Diamanten bey Seite geschafft. Die Neger thun es selten für eigene Rechnung, sondern für ihre Herren, welche ihnen einen Theil davon abgeben. Zwar scheuen sich die Einwohner ausserordentlich als Schleichhändler (grimperos) betrachtet zu werden, und bey der leisesten Aeusserung eines Verdachts, bekreuzen sie sich, heben die Hände zum Himmel, und rufen die Jungfrau Maria als Zeuge ihrer Unschuld an, allein nichts desto weniger treiben sie das Unwesen fort. Man findet zu Tejuco eine Menge Menschen, welche unter verschiedenem Vorwande, aber in der Absicht, sich zu bereichern, sich da niederlassen. Sie leben blos davon, daß sie ihre Neger der Regierung zur Arbeit vermiethen, leben gut, und werden reich, welches unmöglich der Fall seyn könnte, wenn sie nicht heimliche Quellen hätten.

Tejuco liegt an dem Abhang eines Berges, und ist sehr regelmäßig gebaut. Ungeachtet die Einwohner träg, und unthätig sind, herrscht doch unter ihnen viel Wohlstand. Die Gegend um die Stadt ist unfruchtbar, aber in geringer Entfernung findet man sehr fruchtbaren Boden, welcher aber schlecht bebaut

wird. Man findet da grosse Strecken Landes, welche in der Landessprache Terra voluta genannt werden, das heißt, solches Land, welches noch keinen Eigenthümer hat. Die Regierung gibt allen, die es verlangen, unentgeldlich Land, so viel sie wollen, und man kann übrigens von den Einwohnern, welche zu träge sind, um den Feldbau zu betreiben, Aecker sehr wohlfeil kaufen. Es wäre zu wünschen, daß fremde, thätige Menschen sich in diesem Lande niederliessen. Alles trägt bey, sie dazu einzuladen. Ein immer heiterer, herrlicher Himmel, ein fruchtbarer Boden, welcher hundertfältig die Aussaat wider gibt, und die Aussicht, die reichen Erzeugnisse des Landes leicht und gut absetzen zu können. Selbst der Unterschied der Religion würde für fremde Ansiedler kein Hinderniß seyn, denn man beunruhigt, vorzüglich in neuern Zeiten, Niemand mehr seiner Meynungen wegen, wenn er sich übrigens nur mit Klugheit beträgt, nicht öffentlich anstößt, und andern eben die Nachsicht erweist, welche er zu geniessen wünscht.

Die Tscherkassen.

Die Gebirge des Caucasus sind von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt. Sie sind Mahomedaner, und leben grossen Theils vom Raube. Die Russen, deren Gränze längs des Caucasus hinläuft, werden sehr von ihnen belästigt, und sind schon öfters, aber ohne Erfolg, gegen sie zu Felde gezogen. Bey der Annäherung der Truppen ziehen sie sich in

die Gebirge zurück, deren Päſſe und Zugänge ſie ſo lange beſetzen, bis der Mangel an Lebensmittel die Feinde nöthigt, ſich zurück zu ziehen. Auf ſolche Weiſe gelang es dieſen Völkerſchaften, trotz der Anſtrengung der Ruſſen, ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

Der zahlreichſte und mächtigſte Stamm unter dieſen Völkern ſind die Tſcherkaſſen. Einige derſelben wohnen auf ruſſiſchem Gebiete, und werden Freunde genannt. Ohne wirkliche Unterthanen zu ſeyn, ſtehen ſie doch in einiger Abhängigkeit von der Regierung, haben aber ihre alten Gewohnheiten beybehalten. Der größte Theil des Stammes aber lebt noch in voller Freyheit. Den ruſſiſchen Tſcherkaſſen iſt es nicht erlaubt, ohne Erlaubniß der Regierung über die Gränze zu gehen, auch müſſen ſie, ſo wie die Nogayſchen Tartaren, wegen der häufig unter jenen Völkern herrſchenden Peſt, Quarantäne machen, wenn ſie in eine Stadt gehen wollen. Es iſt ihnen ſtrenge unterſagt, zu rauben und zu plündern, doch iſt zu vermuthen, daß ſie mit ihren Brüdern, den freyen Tſcherkaſſen im Einverſtändniß leben, und ſie in ihren Streifzügen wenigſt mit gutem Rath unterſtützen.

Die Verfaſſung dieſer Völker iſt ganz lehenmäſſig. Es gibt unter ihnen drey Klaſſen von Menſchen. Die Fürſten, welche Herren des Landes ſind, und deren Stand von dem Vater auf die Kinder forterbt. Die Adelichen, welche in der Landesſprache Uzdenen heiſſen, und bey welchen ein groſſer Unterſchied zwiſchen neuem, und altem oder angeerbtem Adel gemacht wird, da der Fürſt das Recht hat, einen Sclaven in den Adelſtand zu erheben, oder auch einen Adelichen ſeines Standes zu berauben, und endlich die

Sclaven, oder Leibeigne, welche aber der Eigenthümer, welcher sie wie andere Güter erbt, nicht verkaufen darf. Die Leibeigenen müssen arbeiten, und die Heerden der Adelichen besorgen. Die Adelichen müssen für den Unterhalt der Fürsten sorgen, und ihnen Pferde und anderes Vieh liefern. Wenn die Gattin des Fürsten mit einem Sohne niederkömmt, so wird er sogleich den Händen eines Uzdens oder Edelmanns übergeben, und der Vater sieht ihn nicht mehr, bis er die Waffen zu tragen im Stande ist. Eben so verhält es sich mit den Töchtern, welche der Vater und Mutter nicht wiedersehen, bis sie heurathen. Die Adelichen müssen dem Fürsten, als seine Lehensleute in den Krieg folgen, und daher fodert es der eigne Vortheil des Fürsten, ihren Adel zu schonen, und ihn bey seinen Rechten zu erhalten.

Die Tscherkassen sind der mahomedanischen Religion zugethan, doch sind sie nicht sehr strenge in Befolgung derselben. Ihre Priester tragen einen rothen Turban, und sind nach arabischer Art gekleidet. In Hinsicht der Weiber sind sie weniger streng, als die Tartaren, oder die Türken. Die Unverheuratheten sind keinem Zwange unterworfen, die Verheuratheten aber, besonders die Weiber der Vornehmen, bleiben in ihren Häusern, zu welchen es schwer hält, Zutritt zu erhalten. Die Weiber der Leibeigenen hingegen gehen frey, und sogar ohne Schleyer umher. In Ansehung der Ehen hält man strenge auf den Stand, und der Verführer eines Mädchens von höherm Stande setzt sich der größten Gefahr aus. Ein schlanker Wuchs wird als eine grosse Schönheit angesehen, daher die Mädchen schon im zartesten Alter

lederne Gürtel erhalten, welche den Körper eng umschliessen. Die Weiber tragen weite, und die Mädchen anschliessende Pantalons. Die Haare der Mädchen werden in Zöpfe geflochten. Nach der ersten Niederkunft legen die Frauen die Mädchenkleidung ab, und umwickeln nun den Kopf mit einem weissen Tuche, welches unter dem Kine geknüpft wird.

Die Männer sind sehr schön. Sie haben einen schlanken Wuchs, eine regelmäßige Bildung, lebhafte Augen, eine gebogene Nase, schöne Zähne, und eine dunkle Gesichtsfarbe. Die Haare werden nach türkischer Art abgeschoren, und auch von dem Barte bleibt nur ein kleines Stutzbärtchen stehen. Gewöhnlich bedecken sie den Kopf mit einem runden Käppchen. Der Hals bleibt nackt. Auf dem Leibe tragen sie einen engen Rock, welcher um die Lenden fest anschließt, und bey Vornehmern mit silbernen Tressen besetzt ist. Ueber diesen Leibrock wird ein weiter Rock mit aufgeschlitzten Aermeln getragen, und wenn es regnet, oder kalt ist, so kömmt noch der Bourca, ein Mantel ohne Aermel, welcher bis an die Knie reicht. Er ist von grobem Tuche, und hat oben ein Loch, durch welches der Kopf gesteckt wird, welchen sie bey schlechtem Wetter mit einer hohen, spitzen Kappe bedecken. Da sie die Unbeständigkeit ihres Clima kennen, so sind sie immer mit diesen Kleidungsstücken auf den Nothfall versehen. Sie tragen lederne Hosen, und enge Stiefeln, welches macht, daß sie, besonders die Vornehmen, welche immer zu Pferde sind, sehr kleine Füsse haben.

Wenn die Tscherkassen zu Felde ziehen, so kleiden sie sich so ziemlich nach Art unserer alten Ritter.

Sie haben Helme, Küraſſe, Arm- und Beinſchienen ꝛc. Ihre Waffen ſind Flinten, Piſtolen, Säbel, Dolche, Lanzen, doch bedienen ſich einige noch der Bogen und Pfeile. Die Flinte wird gewöhnlich in einer ledernen Scheide auf dem Rücken, und der Säbel an einer Kuppel getragen, welche feſt um den Leib ſchließt. In dem nemlichen Gürtel ſtecken auch die Piſtole, welche auf den Rücken, und der Dolch, welcher vorn zu liegen kommt. Alle dieſe Waffen ſind von dem vortreflichſten Eiſen oder Stahl, reich mit Silber verziert, und werden niemals verkauft. Sie erben von Vater auf Sohn fort.

Man beſchuldigt die Tſcherkaſſen der Falſchheit, und ſie ſind treulos gegen ihre Feinde, übrigens bleiben ſie ihrem gegebenen Worte getreu, und ſind vorzüglich ſehr gaſtfrey. Wer von einem Tſcherkaſſen einmal gaſtfreundlich aufgenommen wurde, kann vollkommen ruhig ſeyn, und wenn er vollends der Kounack, das iſt der Bürge ſeines Gaſtes geworden iſt, ſo wird er ſich eher tödten laſſen, als zugeben, daß ſeinem Schützling etwas Leides begegne. So menſchenfreundlich indeſſen die Tſcherkaſſen in der Gaſtfreundſchaft ſind, ſo fürchterlich ſind ſie in der Rache. Eine erhaltne grobe Beleidigung wird niemals vergeſſen, und die Rache iſt erblich.

Die Fürſten und Edlen beſchäftigen ſich blos mit dem Kriege, und der Aufſicht über ihre Stutterey en, welche für ſie von groſſer Wichtigkeit ſind. Alle übrigen Geſchäfte liegen den Weibern, und den Leibeigenen ob. Die Heerden und die Pferdezucht ſind die Hauptſache, doch wird auch etwas Ackerbau getrieben, und Türkiſchkorn und Hirſe gebaut. Sie bedienen

sich dazu grosser, unförmlicher Pflüge, welche mit Ochsen bespannt werden, und auch zu dem Fuhrwesen gebraucht man diese Thiere, welche klein, aber munter und kraftvoll sind. Die Wagen der Tscherkässen bestehen blos aus einer Achse, an welcher zwey ungeheure Räder stecken, welche, da sie niemals mit Fett bestrichen werden, fürchterlich knarren. Ziegen und Schaafe gibt es viele, so wie auch Geflügel, als Hühner, Enten und Gänse. Die Bienenzucht ist ein wichtiger Gegenstand für die Tscherkassen. Der Honig, und das Wachs dieses Landes werden vorzüglich geschätzt, und stark ausgeführt.

Die Tscherkassen sind in ihrer Lebensweise äußerst mäßig. Sie trinken weder Wein noch Branntwein, doch haben sie einige starke und berauschende Getränke Eines derselben wird aus Pferdemilch, und die übrigen aus Hirse gemacht. Ihr Lieblingsgetränk ist indessen der Meth, welcher aus Honig bereitet wird. Sie nehmen auch Honig zu fast allen ihren Speisen. Sie essen viel Milch und Schaaffleisch. Ihr Brod wird aus Hirse, oder Türkischkorn gemacht.

Die Tscherkassen kennen wenig Krankheiten, und gelangen fast durchgehends zu einem hohen Alter. Wenn sie krank sind, so gebrauchen sie keine Arzneyen, denn sie behaupten, daß, da die Krankheiten von Gott kommen, man nicht gegen seinen Willen handeln dürfe. Verwundungen sind indessen davon ausgenommen, denn, sagen sie, da die Wunden von Menschenhänden gemacht werden, so ist es billig, daß der Mensch sie zu heilen versuche. Sie sind darin auch sehr geschickt, und heilen mit einfachen Mitteln die bösartigsten Wunden. Die Pest, welche einige Prie-

ster von Mecca mitbrachten, hat grosse Verheerungen bey diesen Völkern gemacht. Die russische Regierung hat die ernstlichsten Vorsichtsmaasregeln deßwegen ergriffen. Es wird, so bald die Pest sich zeigt, ein starker Cordon längs der Gränze gezogen, und es befinden sich überall Häuser, in welchen alles, was über die Gränze kömmt, Menschen, Thiere und Waaren, eine festgesetzte Zeit aufgehalten werden, um alle Ansteckung zu verhindern. Wenn sich diese Krankheit bey den auf russischem Gebiete lebenden Tscherkassen äussert, so wird die Wachsamkeit noch verdoppelt. Das Dorf, in welchem sich die Krankheit zeigt, wird gesperrt. Ein Arzt muß die Angesteckten absondern, und alle Tage die Gesunden untersuchen, um zu sehen, ob an keinem sich Merkmale der Ansteckung zeigen. Ein geübter Arzt unterscheidet die Angesteckten, noch ehe die Krankheit ausgebrochen ist, an gewissen Kennzeichen, besonders an dem Blicke. Glücklicherweise theilt sich diese fürchterliche Krankheit nicht durch die Luft, sondern blos durch die Berührung mit. Sie wüthet nur in dem Sommer, und hört bey strenger Kälte von selbst gänzlich auf.

Das Grab
Karls I. Königs von England,
ein
Beitrag zur Geschichte seiner Zeit.

Ein Zufall entdeckte erst kürzlich, nemlich 1813 den Ort, an welchem der Körper des unglücklichen

Karls, welchen seine eigne Unterthanen auf dem Blutgerüste mordeten, ruht. Die Geschichtschreiber jener und auch der spätern Zeiten waren darüber nicht einig. Herbert, welcher Kammerdiener des unglücklichen Fürsten war, und ihn bis zum Tode begleitete, sagt in seinem Bericht, welchen man in dem Werke: Athenae Oxonienses findet, daß er beauftragt wurde, den Körper nach Windsor zu bringen, und daß dieser in der Gruft Heinrichs VIII. beigesetzt wurde. Clarendon hingegen, und nach ihm noch andere, erzählten, daß der Körper Karls I. zwar in Windsor in der Georgskapelle beygesetzt wurde, allein später, als Karl II. aus kindlicher Frömmigkeit denselben nach der Westmünsterabtey bringen lassen wollte, daselbst nicht mehr gefunden worden sey.

Als das Mausoleum, welches der jetzige König errichten ließ, aufgestellt werden sollte, so war man genöthigt, unter dem Chor der Kapelle des h. Georgs in Windsor durchzubrechen. Zufälliger Weise wurde die daselbst befindliche Gruft Heinrichs VIII. beschädigt. Durch die gemachte Oeffnung erblickte man in dem Gewölbe nicht nur 2 Särge, nemlich den Heinrichs, und der Königin Johanna Seymour, sondern noch einen dritten, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Sarg, welcher nach Herberts Bericht wohl der Karls I. seyn konnte. Man berichtete den Vorfall an den Prinz Regenten, und er beschloß diesen für die Geschichte wichtigen Gegenstand selbst aufzuklären. Nach dem Leichenbegängniß der Herzogin von Berwick, am 1. April 1813 begab er sich in Begleitung des Herzogs von Cumberland, des Grafen von Münster, des Dechants an der Kirche zu Wind-

sor,

for, Benjamin Karl Stevenson, und des kön. Leibarztes Heinrich Halford, welcher den Bericht darüber im nemlichen Jahre noch durch den Druck bekannt machte, an Ort und Stelle.

Die Gruft, welche man nun untersuchte, hatte 7 Fuß 2 Zoll in der Breite, 9 Fuß 6 Zoll in der Länge, und 4 Fuß 10 Zoll in der Höhe. Das Gewölbe war einen halben Backstein dick, und befand sich unter der Mitte des Chors dem Stuhl des Königs gerade gegen über.

Nachdem man die samtne Decke abgenommen hatte, fand man einen kleinern, ganz einfachen Sarg, welcher mit einem ebenfalls bleiernen Band geschlossen war, auf welchem die Worte: König Karl, 1648, sehr deutlich zu lesen waren. Ohne den Deckel zu heben, machte man oben in denselben eine Oeffnung, welche hinreichte, um zu sehen, was in dem Sarge enthalten sey, und man fand einen hölzernen Sarg, welcher aber in Stücke zerfiel, und in welchem der Körper in Wachstuch eingehüllt lag. Der ganze Sarg war mit einer fetten, harzigen Materie ausgegossen, wahrscheinlich um die äussere Luft abzuhalten. Man löste diese Materie, und die Leinwand behutsam ab, und entdeckte nun das Gesicht, welches ziemlich gut erhalten war. Die Haut war blasgelb, die Stirne und die Schläfe voll. Der Nasenknorpel fehlte, allein die Ohren waren noch ganz erhalten, und ein Auge war offen, und voll, zerfiel aber, sobald die äußere Luft eindrang. Der Mund hatte noch mehrere Zähne, und der Spitzebart, wie man ihn in jenen Zeiten trug, war ganz unbeschädigt. Das Gesicht war länglich rund, und, obwohl entstellt, fanden alle Zuschauer viele Aehnlichkeit mit den Gemälden,

welche man von diesem König hat, besonders mit jenen, welches Vandyke fertigte.

Man fand den Kopf vom Körper getrennt, und konnte ihn ohne Mühe heraus nehmen. Er war feucht, und die ihn umgebende Feuchtigkeit war von einer grün röthlichen Farbe. Es ist sehr wahrscheinlich, und auch der Leibarzt Halford war der Meynung, daß diese Feuchtigkeit Blut sey, welches, da nach Herberts Bericht der König sogleich nach der Enthauptung in den Sarg gelegt und einbalsamirt wurde, noch aus den Halsgefässen drang. Das Haupthaar war ganz erhalten, und am Hinterhaupt kurz abgeschnitten. Wahrscheinlich geschah dieses der Enthauptung wegen, doch ist es auch möglich, daß die Freunde des unglücklichen Fürsten, um ein Andenken von ihm zu haben, die Haare abschnitten. Sie waren dunkelbraun, und die Haut, besonders an dem Hinterhaupte, war noch so frisch, daß man die Schweißlöcher unterscheiden konnte. Nachdem alles genau untersucht worden war, wurde der Kopf wieder an seine Stelle gelegt, alles in die vorige Ordnung gebracht, die ausgeschnittene Oeffnung im Deckel des Sarges eingelötet, und die Gruft wieder geschlossen.

Keiner der andern Särge war geöffnet worden, weil es des Prinzen Regenten Absicht war, diesen für die Geschichte wichtigen Gegenstand zu untersuchen, keineswegs aber die Ueberreste der Todten unnöthiger Weise in ihrer Ruhe zu stören. Der kleinere Sarg, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach den Körper der Königinn Johanna verschloß, wurde gar nicht untersucht, und an dem grössern bemerkte man blos, daß der äussere hölzerne Sarg in Stücken zerfiel,

der innere bleyerne aber durch irgend einen heftigen Stoß so beschädigt war, daß er eine kleine Oeffnung erhielt, durch welche man ein Gerippe erblickte. An keinem dieser Särge war übrigens eine Inschrift zu finden. Auf dem Sarge Karls I. stand ein kleiner mit einer roth sammtnen Decke behangener Kindersarg, welcher vermuthlich die Gebeine des in der Geburt gestorbenen Kindes der Gattin dieses Fürsten in sich schloß.

An einer Seite des Gewölbes bemerkte man, daß dasselbe einst erbrochen, und die Oeffnung blos mit Bruchstücken, und ohne Ordnung wieder verschlossen wurde. Clarendon und auch Herbert erzählen, daß die Beysetzung des Leichnams in größter Eile in Gegenwart des Statthalters geschah. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es auch damals, und da die Stimmung der damaligen Menschen nicht dazu geeignet war, grosse Achtung für die Ueberreste der Könige zu haben, daß der Sarg Heinrichs VIII. beschädigt wurde.

Beschreibung
des
Staatsgefängnisses in Konstantinopel, nebst einigen Bemerkungen über die Gerechtigkeitspflege in der Türkey.

Das vorzüglichste Gefängniß in Konstantinopel wird Bagno genannt. Es liegt an dem Hafen, und bildet einen Flügel des Arsenals. In seinem Innern

ist es in mehrere Abtheilungen getrennt, deren jede ihre eigne Bestimmung hat. Die Staatsverbrecher, und vorzüglich alle jene, welche zur öffentlichen oder heimlichen Hinrichtung bestimmt sind, werden nach dem Bagno gebracht. Man findet aber auch da viele andere, besonders reiche und vornehme Griechen, welche unter dem Vorwande eines Verbrechens fest genommen werden, um dann von ihnen, oder ihren Familien, ansehnliche Summen für ihr Lösegeld zu erpressen. Die zur Galeere, oder zu andern öffentlichen Arbeiten Verurtheilten, finden ebenfalls ihren Platz in diesem Gefängniß, so wie die Kriegsgefangenen. Ehedem wurden diese letztern oft sehr grausam behandelt, und hatten vieles zu erdulden, in neuern Zeiten aber behandelt man sie nach menschlichern Grundsätzen. Sie werden zwar in Ketten gelegt, und zu öffentlichen Arbeiten auf den Schiffen, oder in dem Hafen angehalten, allein die Arbeit ist nicht übermäßig. Die Kriegsgefangenen wohnen in mehrern grossen Sälen, in welchen kleine Zimmerchen für die Offiziere angebracht sind, welche, so wie die Kranken, von aller Arbeit frey sind. Um 6 Uhr des Morgens werden die Galeerensclaven zu der Arbeit geführt, erhalten des Mittags ihre nothdürftige Kost, und des Abends zu der nemlichen Stunde kehren sie in ihr Gefängniß zurück. Ein Aufseher ruft ihnen mit lauter Stimme zu: „Nun mögt ihr in Ruhe es„sen und trinken. Verhaltet euch ruhig, und mor„gen, wenn es Gottes Wille ist, werdet ihr eure „Freiheit erhalten.“ Nun werden die Thüren geschlossen, und scharf bewacht, denn die Wächter haften für jeden Gefangenen mit ihrem Kopfe, daher

sie auch alle Morgen und Abende genau nachsehen, ob alle vorhanden sind.

Die Oberaufsicht über das Arsenal sowohl, als die damit verbundenen Gefängnisse hat der Grosadmiral, oder Capitan bascha. Unter seinen Befehlen stehen eine grosse Menge Unterbeamter, unter welchen der Polizeybeamte der angesehenste ist. Ihm liegt es ob, die Ordnung und Ruhe im Innern zu erhalten. Er hat das Recht, engere Gefängniß- und Kettenstrafen zu verhängen, aber an dem Leben darf er Niemand bestrafen. Die untern Diener in diesen Gefängnissen sind gewöhnlich Griechen, welche den Stock führen, und denselben gegen die armen Gefangenen oft trefflich zu gebrauchen wissen. Noch ist eine Art Menschen in diesen Gefängnissen zu bemerken. Sie sind dazu bestimmt, die Urtheile zu vollziehen, und die zum Tode Verurtheilten zu erdrosseln, oder auf andere Weise hinzurichten. Ehedem waren diese Menschen größtentheils von der Insel Malta gebürtig. Wenn sie mit den Schiffen des Ordens, auf welchen sie dienten, aufgebracht wurden, so erkauften sie ihre Freiheit dadurch, daß sie dieses Amt übernahmen. Sie erhielten volle Freiheit, wohnten ausser dem Bezirke des Gefängnisses, und liessen sich zu manchen Dienstleistungen für Gefangene, welche im Stande waren, dieselben zu bezahlen, gebrauchen. Uebrigens sahen sie es für ein verdienstliches Werk an, einen Ungläubigen zu martern, und zu ermorden.

Man hatte sehr oft unrichtige Begriffe von der türkischen Gerechtigkeitspflege. Viele beschuldigten sie, käuflich zu seyn, und behaupteten, daß kein türkischer Richter dem Glanze des Goldes zu widerste-

hen vermöge. In Ansehung der Grossen des Reiches, der Statthalter in den Provinzen, und der Pascha's, mag diese Beschuldigung allerdings seine Richtigkeit haben. Wenn eine Provinz, oder eine Stadt mit ihrem Statthalter unzufrieden ist, und gerechte Ursache zur Klage zu haben glaubt, so gibt sie ihre Vorstellungen ein, und sie werden angenommen, wenn sie aber dieselben nicht mit Gold unterstützt, oder der Beklagte grössere Summen zu opfern im Stande ist, so bleibt die Klage ohne Wirkung, und der Statthalter findet später hundert Mittel, das zu seiner Rechtfertigung gespendete Gold, von seinen Untergebenen unter anderm Vorwande wieder beyzutreiben. Diese Opfer, welche die Statthalter in den Provinzen, von Zeit zu Zeit zu bringen verbunden sind, sind auch die Quelle, aus welcher sich die obersten Staatsdiener bereichern.

Der Vorwurf, daß die türkischen Richter sich in eine Menge Förmlichkeiten einhüllen, und dadurch die Streitigkeiten zu verwickeln wissen, ist ungerecht, und unrichtig, wenigst wenn von Streitigkeiten, welche zwischen Gläubigen vorfallen, die Rede ist. Diese werden mit einer Bestimmtheit, mit einer Kürze entschieden, welche nachgeahmt zu werden verdienen. Die Verhandlungen geschehen öffentlich, und die Richter haben in ihren Entscheidungen sehr auf die öffentliche Meynung Rücksicht zu nehmen, denn es ist nicht selten, daß ihre Aussprüche öffentlich getadelt werden. Es sind Gesetze vorhanden, an welche die Richter sich zu halten verbunden sind. Es ist zwar Sitte, daß die Streitenden, Fetwa's, oder Entscheidungen und Gutachten irgend eines Mufti, Prie-

ster und Rechtsgelehrten, um ihrer Sache Gewicht zu geben, vorlegen, allein der Richter ist keineswegs verbunden, darauf Rücksicht zu nehmen. Es ereignete sich einst der Fall, daß eine streitende Partey, sich nachdrücklich auf ihren Fetwa stützte, und laut behauptete, daß dieses der Wille Gottes sey. Das mag seyn, antwortete der Richter, indem er den Ausspruch des Mufti erfurchtsvoll zurücklegte, wenn der Wille Gottes immer genau beobachtet würde, so gäbe es keine Prozesse, und er entschied nach dem Gesetz und seiner eignen Ueberzeugung. Die Parteyen, wenn sie Gläubige, das ist Muselmänner sind, führen vor dem Richter ihre Angelegenheiten selbst, ohne Hilfe, ohne Rechtsbeistand. Sie führen ihre Zeugen vor, deren zwey immer den vollständigen Beweis liefern.

Anders verhält es sich, wenn Ungläubige, — mit diesem Namen belegen die Türken ohne Unterschied jeden, welcher nicht unbedingt die göttliche Sendung des Propheten und sein Gesetz anerkennt, — mit Muselmännern im Streite sind. Da läßt es sich nicht läugnen, daß bey den Richtern oft grosse Partheilichkeit herrscht, und nicht immer nach Recht und Billigkeit erkannt wird. Die Ungläubigen, besonders Christen und Juden, sind für die Regierung sowohl, als für einzelne Muselmänner, eine immer offne und ergiebige Quelle. Es gibt keine Art der Bedrückung, welche sie sich, mit Ausnahme indessen, nicht gegen sie erlauben. Die Zahl der falschen Zeugen, welche ganz von diesem Erwerb leben, und zu jeder Stunde gegen einen Ungläubigen auszusagen bereit sind, ist unglaublich. Man kennt sie, und doch

treiben sie ihr schändliches Handwerk ungestört fort. Die Richter sind verbunden nach ihren Aussagen zu entscheiden, wenn es ihnen nicht gelingt, sie des Widerspruchs zu überführen, welches auch viele gewissenhafte Richter wirklich thun. Ein merkwürdiger Fall dieser Art ereignete sich in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Ein Fremder, unter englischem Schutze in Constantinopel wohnender Kaufmann starb. Die Hinterlassenen fanden unter seinen Papieren die Schuldverschreibung über eine bedeutende Summe, welche der Verstorbene einer Sultanin geliehen hatte. Sie legten diese Papiere vor, und foderten die Rückzahlung, allein die Schuld wurde abgeläugnet. Die Sultanin gestand zwar, Geld von dem Verstorbenen erhalten zu haben, behauptete aber, es schon längst zurückbezahlt zu haben, und bewies ihre Behauptung durch die Aussage zweyer Zeugen. Der Richter konnte und durfte diesen Beweis nicht verwerfen, und stand im Begriff, die Kläger mit ihrer Forderung abzuweisen; doch plötzlich wendete er sich gegen einen dieser Zeugen, und fragte ihn, wie der Vater des Verstorbenen mit Namen geheissen habe. Der Zeuge gerieth in Verwirrung, und konnte die Frage nicht beantworten, welches den Richter bewog, das Zeugniß des Menschen zu verwerfen, und für die Kläger zu entscheiden. Er that es, und das Geld mußte bezahlt werden. Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die türkischen Gesetze fodern, daß bey jeder Verhandlung nicht nur die Namen der Contrahirenden, sondern auch die ihrer Väter beigesetzt werden. Der Richter konnte also fodern, daß der Zeuge diese Na-

men wisse, und das gefällte Urtheil macht seiner Unpartheilichkeit Ehre.

Nicht immer hat man indessen das Glück, so vorsichtige und gewissenhafte Richter zu finden. Die Zeugen treiben ihre Treulosigkeit oft auf den höchsten Grad, und das um so unverschämter, als sie keine, oder geringe Strafe zu erwarten haben. Nach dem Gesetz wird ein falscher Zeuge verkehrt auf einen Esel gesetzt, und durch die Straßen geführt, welche Strafe auf so niedrige Seelen wenig Eindruck macht, allein auch diese Strafe wird nur selten verhängt.

Ein anderer Grund, warum Fremde in der Türkey jeden Rechtsstreit vermeiden, ist, weil sie in jedem Falle, sie mögen nun gewinnen, oder verlieren, grosse Kosten zu tragen haben. Nach den türkischen Gesetzen bezahlen in jedem Rechtsstreit Ausländer drey, und Inländer zehen vom Hundert der streitigen Summe. Da nun noch überdies Sitte ist, daß nicht der Verlierende, sondern der Gewinnende die Kosten bezahle, so läuft der Ausländer immer Gefahr, Geld zu verlieren, und erträgt lieber manche Ungerechtigkeit, oder versteht sich zu einem nachtheiligen Vergleich.

Die Begierde nach Gold und Reichthümern veranlaßt, zwar überall, aber besonders in der Türkey, manche gewaltsame Handlungen. Nach den Gesetzen fällt das Vermögen eines in Ungnade gefallenen, und vom Gipfel des Ansehens in das Nichts gestürzten Grossen, dem Staate zu. Dieses gibt von einer Seite zu den feinsten Vorsichtsmaasregeln, und von der andern zu den härtesten Erpressungen, Gelegenheit. Die Grossen, wenn sie ein Unglück befürchten,

vertrauen nicht selten ihre Schätze irgend einem Lieblinge unter ihren Leuten an, um sie bey ihrem Sturze zu verbergen, und nach ihrem Tode den Ihrigen zu überliefern. Es ist daher Sitte, nach dem Sturze eines Grossen, alle seine Leute, alle jene, welche nur in einiger Verbindung mit ihm standen, aufzufodern, alles, was sie von ihm in Händen haben, auszuliefern. Wenn nun das Vorgefundene der Erwartung nicht entspricht, so geschah es einst häufig, geschieht auch wohl noch manchmal, daß die, welche man im Verdacht hat, etwas zu verschweigen, durch die grausamsten Mittel zum Geständniß gezwungen werden. Der berühmte von Tott erzählt die Geschichte zweyer Armenier, welche im Dienste eines in Ungnade gefallenen Pascha standen. Sie wurden wegen der Schätze, welche man bey ihrem Herrn zu finden hoffte, in Anspruch genommen. Der eine kaufte sich mit Hinterlassung all seiner Habe von der Untersuchung los, und der andere stand mit heldenmüthiger Standhaftigkeit alle Grade der Tortur aus, ohne etwas zu bekennen, und hinterließ die Seinigen im Wohlstande. Ein anderes Mittel der Reichen und Vornehmern im Staate, ihre Schätze zu sichern, ist, all ihr Vermögen den Weibern zu überlassen, und, so zu sagen, in Abhängigkeit von ihnen zu leben, weil das Eigenthum der Weiber, so wie alles an milde Stiftungen übermachte Vermögen, unverletzbar ist.

Es geschieht häufig, wie das denn auch in gebildertern Staaten nichts Seltenes ist, daß ein Grosser den andern zu verdrängen und zu stürzen sucht. Der Besiegte verliert dann mit seinem ganzen Vermögen nicht selten auch

das Leben, und die Verfolgung erstreckt sich manchmal auf seine Verwandten und Diener. Ein solcher merkwürdiger Fall ereignete sich vor nicht langer Zeit. Der bekannte Paßwan-Oglu war der geschworne Feind des Fürsten der Wallachey Caugierli. Er verfolgte ihn, wo und wie er nur konnte, und foderte endlich bey der Pforte seines Feindes Kopf. Nicht zufrieden, seinen Feind gestürzt, und ihn um Vermögen und Leben gebracht zu haben, dehnte er seine Rache auch auf dessen Verwandte aus. Ein Neffe des unglücklichen Caugierli war der Liebling, und erste Dollmetscher des Hussein Pascha. Er folgte seinem Herrn nach Widdin, und hatte die frohesten und gegründetsten Aussichten auf Ehre und Reichthum, als er auf Paßwan-Oglu's Forderung geopfert wurde. Er fiel plötzlich in Ungnade seines Herrn, wurde gefangen genommen, und in das Staatsgefängniß nach Konstantinopel gebracht. Der junge Mann sah seine mißliche Lage nur zu gut ein, und war gefaßt, gleich bey seinem Eintritt erdrosselt zu werden, denn er sah voraus, daß es seinem Feinde daran gelegen seyn werde, den Mitwisser wichtiger Geheimnisse bey Seite zu schaffen. Da indessen mehrere Tage vergiengen, so schöpfte er wieder Muth. Seine Verwandten gaben sich alle Mühe, seine Freilassung zu bewirken, und wendeten sich deßwegen vorzüglich an Hussein's Gemahlin, welche eine Nichte des regierenden Kaisers war. Sie verwendete sich wirklich mit vielem Eifer für den jungen unglücklichen Mann, und drang so lange in ihren Gatten, bis dieser ihrer Bitten müde, versprach, daß der Gefangene noch vor Ende des Tages frey seyn solle.

Am Abend wurde er, statt in das Gefängniß zurückgeführt zu werden, in das an dasselbe stossende Kaffeehaus gebracht, und da erdrosselt. Sein Körper wurde mehrere Tage öffentlich zur Schau ausgestellt.

Es gibt in der Türkey zwar Strafgesetze, allein in den mehrsten Fällen handelt der Richter oft sehr eigenmächtig, und die Strafe folgt nicht selten dem Verbrechen auf dem Fuße. Der Dieb, wenn er in einem Hause auf der That ergriffen wird, wird ohne weitere Umstände vor die Thüre des Hauses aufgehangen. Kleinere Verbrechen werden durch Schläge bestraft. Der Richter des Orts, in der Hauptstadt thut es sehr oft der Vezier selbst, macht Hausuchungen, und bestraft die Verbrecher auf der Stelle. Kaufleute, welche sich falscher Gewichte und Maaße bedienen, müssen Geldstrafe bezahlen, erhalten manchmal die Bastonade, und im Wiederholungsfalle werden sie zur Warnung für Andere mit dem Ohr an die Pfosten der Hausthüre genagelt. Die Tortur wird häufig angewendet, doch weniger oft um Verbrechen zu entdecken, als um zu erfahren, wohin der Gefolterte die ihm anvertrauten Schätze verborgen habe. Staatsverbrecher, und andere, welche den Tod im Gefängniß dulden, werden erdrosselt; Diebe werden gehangen, und in ausserordentlichen Fällen wird der Verbrecher gespießt, welches ohne Widerrede die grausamste und langwierigste aller Martern ist.

Ueber die moralische Bildung der türkischen Weiber, nebst einigen Nachrichten über die Frauenzwinger, oder Harem's der Türken?

Es läßt sich nicht läugnen, denn die Erfahrung aller Jahrhunderte, und bey allen Völkern hat es bewiesen, daß mit der Verfeinerung auch das Verderbniß der Sitten wachse, bis dieses endlich den höchsten Grad erreicht hat. Dann sinken die Völker wieder allmählig herab, und verwildern in dem Maaße, als sie sich verfeinert hatten. Bey den Türken, welche noch fern von hoher Ausbildung sind, herrschen häusliche Tugenden, welche wir größten Theils bey gebildeten Nationen vermissen, und man kann behaupten, daß sie es sind, welche dem Sittenverderbniß den festesten Damm entgegen stellen. So lange der größte Theil eines Volkes noch Geschmack an häuslichen Freuden und Tugenden findet, wird man nicht jene grossen und ausgesuchten Laster, vor welchen der Menschenfreund zurück schaudert, bey denselben antreffen.

Das Haus des Türken ist der Aufenthalt der Ruhe und des Friedens. Die guten Sitten werden in demselben geschätzt, und die Weiber, durch welche schon viel Böses in die Welt kam, werden streng durch das Gesetz, und durch die Gewohnheit dazu angehalten. Sie erhalten daher schon früher eine dazu passende Erziehung. Abgeschieden von aller äussern Welt lebt das Mädchen blos in dem Kreise der Ih-

rigen, und erlernt solche Dinge, welche dahin zwecken, sie ihrem künftigen Gatten angenehm zu machen, und zur guten Mutter zu bilden. Der Geist, das mag seyn, wird nicht so ausgeschmückt, als das bey uns der Fall ist, aber dafür lernen sie auch manches Abentheuerliche nicht kennen, das bey uns den Frieden in tausend Häusern stört, und zu den größten Exzessen führt. Viele Reisende indessen, welche ohne Vorurtheil beobachteten, behaupten, daß die türkischen Weiber gar nicht so beschränkten Verstandes sind. Selbst in den untersten Klassen wissen sie sich über für ihre Sphäre passende Gegenstände faßlich, und in den höhern, angenehm und zierlich auszudrücken. Sie lernen in ihrer Jugend Tanz, Musik, und alle jene Talente, welche im Stande sind, den Männern zu gefallen. Sie sind daher nicht, wie so manche behaupteten, für ihre Männer, die schwachen Stunden ausgenommen, blos Gegenstände der Verachtung und des Ekels, sondern sie verstehen es, ihre Achtung und Freundschaft zu erwerben. Hiezu trägt vorzüglich ihre Zärtlichkeit gegen ihre Kinder bey. Die Weiber der untern Stände beschäftigen sich wie bey uns mit den ihrem Stande, und ihrem Hauswesen angemessenen Arbeiten. Sie sind daher auch nicht so abgeschieden von der äussern Welt, als es die Frauen der Vornehmern sind, welche ganz auf das Innere des Harems beschränkt werden. Hier beschäftigen sie sich mit ihren Kindern, denn die Sorge für die Wirthschaft überlassen sie größtentheils ihren Sclavinnen, mit Tanz, Musik, und andern Dingen, welche dazu dienen, sie ihren Männern beliebt zu machen. Der Putz ist, so wie überall auch bey den Türken, eine

Lieblingsbeschäftigung des weiblichen Geschlechts, doch ist er bey ihnen ganz anderer Art, als bey uns. Bey uns ist er ein Kind der Laune und der Veränderlichkeit, denn was heute schön ist, wird morgen als häßlich verachtet; bey den Türkinnen hingegen besteht der Putz mehr in der Pracht, als in Geschmack und in der Zierlichkeit. Die reichsten Stoffe, und vorzüglich die kostbarsten Pelzwerke, sind die Gegenstände des Putzes. Der Zuschnitt der Kleider bleibt immer der nemliche, und die reichen Zeuge erben von Mutter auf Tochter fort. Die Kleider der Frauen sind nicht dazu geeignet, ihre Reitze zu erheben, denn sie sind weit, und faltenreich. Reisende indessen, welche Gelegenheit hatten, türkische Frauenzimmer zu sehen, behaupten, daß sie sehr schön sind, und vorzüglich eine feine Haut, lebhafte Augen, und weisse Zähne haben, aber vor der Zeit altern und unförmlich dick werden, wozu ihre sitzende Lebensart, und die warmen Bäder Vieles beitragen mögen.

Die Frauen bewohnen bey den Türken eigene, von den übrigen abgelegene Zimmer, und in den Häusern der Grossen eigne mit Gärten, und andern Bequemlichkeiten versehene Gebäude, welche nur der Gatte, und bey einigen besondern Feyerlichkeiten die nächsten Verwandten betreten dürfen. Diese Wohnungen werden Frauenzwinger, oder Harems genannt. Die Harems des Großherrn, und der Vornehmsten im Staate werden von schwarzen und weissen Verschnittenen bewacht. Der kaiserliche Harem ist wohl noch von keinem fremden Fusse betreten worden, und was wir davon wissen, ist blos aus dem Munde der Odalisken, oder Sclavinnen des Harems, welche die

Freiheit erlangten, und von den Grossen des Landes aus politischen Rücksichten geehlicht wurden. In dem Harems anderer vornehmen Türken wurden schon öfter europäische Aerzte zu Hülfe gerufen, und auch Frauenzimmer erhielten Zutritt zu denselben, von welchen wir dann mehr oder weniger richtige Nachrichten erhielten.

Der kaiserliche Harem steht unter der Oberaufsicht des Kislar Aga. Er ist der oberste der schwarzen Verschnittenen, deren Zahl sich auf einige hundert beläuft. Viele Reisende haben uns diese Verschnittenen als die häßlichsten, von der Natur und Menschenhänden verkrüppelte Geschöpfe beschrieben, welche dazu bestimmt sind, die armen Weiber zu hüten, und ihnen das Leben herzlich sauer zu machen. Das Wirkliche in der Sache ist, daß sie zwar von der grausamen Hand der Menschen verstümmelt wurden, aber blos dazu verwendet werden, im Innern des Harems zu dienen, ohne aber eine tiranische Gewalt über die Weiber zu haben. Sie sind im Gegentheil sehr ergeben und ehrfurchtsvoll. Der Kislar Aga ist eine wichtige Person im Staate. Er hat die Oberaufsicht über alle Moscheen, und die Verwaltung aller frommen Stiftungen sind ihm anvertraut. Die Thore des Harems, und die äußern Höfe desselben, werden von weissen Verschnittenen bewacht. Sie haben keinen Zutritt in das Innere, und dürfen auf keine höhere Aemter, zu welchen die schwarzen sehr oft gelangen, Anspruch machen. Ihr Vorstand heißt Capu agasi.

Die schönsten Mädchen aus allen Theilen des türkischen Reiches, vorzüglich aber aus Georgien und Cir-

Circassien, werden in den Harem des Großherrn geliefert. Man findet indessen da auch manchmal Mädchen aus andern europäischen Ländern. Sie sind alle Sclavinnen, und ihrer Freiheit beraubt. Der Sultan wählt unter der grossen Anzahl der Mädchen einige Günstlinge, und diese führen von diesem Augenblicke an den Namen Cadina. Die Mutter eines Sohnes erhält den Namen Hasseki, welchen sie aber bey dem Tode des Kindes wieder verliert. Alle übrigen Frauenzimmer im Harem sind zum Dienste der kaiserlichen Familie bestimmt, und heissen Odalisken. Viele derselben erhalten in der Folge die Freiheit, und werden den Grossen des Reichs zur Ehe gegeben, welche sich dieses zur grossen Ehre schätzen, und den Einfluß dieser Weiber sehr gut zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen. Von diesen hat man die wenigen Nachrichten über die innere Einrichtung des kaiserlichen Harems, denn alle übrigen Erzählungen über diesen Gegenstand sind Mährchen, welche zu den Sagen der tausend und einer Nacht gehören. Nach dem Tode des Kaisers werden alle Weiber aus dem kaiserl. Harem nach einem grossen und prächtigen Hause, welches Eski serai benannt wird, gebracht, und da auf Kosten des Staats erhalten, mit Ausnahme der Sultanin validé, das ist, der Mutter des Thronfolgers, welche einen eignen Pallast und Hofstaat erhält. Die übrigen Hassekys, oder Mütter hinterlassener Söhne, des verstorbenen Kaisers, werden indessen fortwährend mit ausgezeichneter Achtung behandelt, weil es nach dem Lauf der Dinge leicht möglich ist, daß ihr Sohn noch einst den Thron besteigt, und sie da-

durch validés werden. Der Name Sultan oder Sultanin kömmt eigentlich nur den Gliedern der kaiserl. Familie, doch wird er aus Höflichkeit auch den Hasseky's beygelegt.

Die Harems der Grossen sind nach ihrem Vermögen und Range, mehr oder weniger nach dem Muster des kaiserlichen Frauenzwingers gebildet. Man findet auch da eine grosse Anzahl Weiber, schöne Gärten, nach Landessitte reich geschmückte Zimmer, und eine Menge Sclavinnen. In allen grossen Städten des Reichs gibt es eigene grosse Marktplätze, wohin die Mädchen zum Kauf hingebracht werden, allein nur Gläubige haben den Zutritt zu diesen Plätzen, und überhaupt die Erlaubniß, Sclavinnen zu halten. Die Verkäufer bringen ihre Waaren aus den entferntesten Provinzen herbey, und hüten sich wohl die Mädchen auf ihrer langen Reise strenge zu behandeln. Sie wenden alles an, sie bey guter Laune zu erhalten, allein dieses geschieht wohl nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Geiz. Sie fürchten, daß die Mädchen sich abhärmen, und dadurch am Werth verlieren könnten.

Die Ehen werden von den Türken als ein bürgerlicher Vertrag betrachtet, und vor dem Cadi, oder Richter geschlossen. Diese Verträge werden immer mit grosser Pünktlichkeit verfaßt, alles Eigenthum der Frau genau verzeichnet, und der Wittwengehalt, im Fall sie den Gatten überleben sollte, bestimmt. Dieses geschieht vorzüglich deßwegen, weil das Eigenthum der Frauen von aller Confiscation frei ist, und ihnen in keinem Falle entrissen werden kann. Viele Grossen übergeben daher öfters all ihr Vermö-

gen in die Hände der Frauen, um es vor jedem Unfall zu sichern. Die Vielweiberei ist durch das Gesetz erlaubt, es ist aber selten, daß ein Türke mehr als eine feierlich angetraute Frau hätte, und es geschieht auch häufig, daß, wenn die Gattin reich, oder vornehm ist, sie sich schon in dem Heurathsvertrag dagegen sichert. Der Gatte wählt sich oft unter den Sclavinnen des Harems eine oder mehrere Günstlinge, welche aber dadurch niemals das Recht und Ansehen der Gattin erhalten. Die auf diesem Wege erzielten Kinder treten indessen in die vollen Rechte ehelicher Kinder. Die Gattin hat das Recht über ihr Vermögen zu verfügen. Stirbt sie ohne Verfügung, so fällt ein Drittheil dem Gatten, und das übrige ihren Verwandten zu. Mögen meine Leserinnen nun entscheiden, ob sie die türkischen Frauen, zu Folge der kurzen Beschreibung ihres Zustandes, bedauern, oder beneiden.

Kurze Darstellung
der
Mahomedanischen Glaubenslehre.

Mahomed war unstreitig unter den Religionsstiftern einer derer, welcher den Geist der Völker, mit welchen er es zu thun hatte, den Grad ihrer Kultur, ihre Leidenschaften, und ihre herrschenden Vorurtheile, sehr genau zu beurtheilen, und seine Lehre denselben anzupassen wußte. Daher kam es auch, daß sie so schnell um sich griff, und bald die herrschende

in unermeßlichen Ländern wurde. Unsere Absicht ist es, den Lesern eine kurze Uebersicht dieser Lehre zu liefern.

Die Volksreligion, denn Aufgeklärte wissen, so wie überall, manches besser zu würdigen, und die Schale von dem Kern zu trennen, besteht eigentlich in folgenden drey Stücken: in dem Glauben, dem Gebet, und den Reinigungen, nebst andern verdienstlichen Werken. Die Einheit Gottes, und die göttliche Sendung des Propheten, werden dem Muselmann von seiner Kindheit an, und um mich so auszudrücken, mit der Muttermilch, schon so fest eingeprägt, daß sein Glaube daran unerschütterlich wird. Es ist keine Stunde des Tages, in welcher er nicht mit lauter Stimme sein Glaubensbekenntniß: „es ist „nur ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet," mit lauter Stimme hersagt. Er ist so eifersüchtig auf diese, nur den Gläubigen eigene Formel, daß ein Fremder, welcher es wagen wollte, sie herzusagen, sich nur durch Abschwörung seines Glaubens von den größten Mishandlungen, ja von dem Tode, retten könnte. Eigentlich gibt es fünf jedem Mahomedaner unerläßliche Pflichten: die für jeden Tag festgesetzten Gebete, die Reinigungen, die Feier der Fasten oder des Ramazan's, das Allmosen an Gläubige, welche in der Noth sich befinden, und die Wallfahrt zu dem Grabe des Propheten. Ehe wir ausführlicher über diese Gegenstände sprechen, wollen wir noch einiger andern Erwähnung thun.

Es fanden sich bald, so wie bey jedem neuen Gesetze, vorzüglich bey jeder neuen Glaubenslehre, Menschen, welche den Coran kommentirten, und so ver-

schieden erklärten, daß daraus Sekten aller Art entstanden, deren Anhänger sich wechselseitig hassen und verfolgen. Viele Gesetze sind später gegeben, und nicht allgemein angenommen worden. Von dieser Art sind, die Enthaltung von Schweinefleisch, und dem anderer unreiner Thiere, das Verbot Wein zu trinken, selbst die Beschneidung, u. a. m. Dagegen gibt es Punkte, über welche die verschiedenen Sekten alle gleich denken. Von dieser Art sind: die erhabnen Begriffe von Gott, und seinem Propheten Mahomed, und der Glaube an die Belohnungen und Strafen in einem andern Leben. Nur der Gläubige findet Ruhe im Grabe, die Ungläubigen, und auch die Gottlosen unter den Gläubigen werden fürchterlich in ihren Gräbern geplagt. Die Engel Munkir und Nekir, von denen der eine blau, und der andere schwarz ist, haben das Amt den Verstorbenen im Grabe abzuhören. Der wahre Gläubige antwortet: „Mein Gott ist Gott, der Coran mein Gesetz, und Mahomed mein Prophet," und wird sogleich in das Paradies abgeführt. Die Gottlosen und die Ungläubigen werden von diesen Engeln mit glühenden Hämmern geschlagen, und so lange gequält, bis ihre Fehler abgebüßt sind. Es gibt daher ein Fegfeuer, wo die Nachläßigen die im Leben versäumten Gebete nachholen müssen, und besonders beständig den Coran lesen, wodurch sie endlich gereinigt werden. Das Gebet der Lebenden dient den Verstorbenen zu grosser Erleichterung. Der Körper wird einst auferstehen, und ein grosses und letztes Gericht gehalten werden. Die Engel Kirmen und Katbinn werden dann die Bücher vorlegen, in welchen sie die Handlungen der

Menschen fortwährend eintragen, und diese Handlungen werden auf einer Waage strenge untersucht werden. Das Paradies und die Hölle sind von Anbeginn der Welt an geschaffen, und werden niemals zu Grunde gehen. Diese beiden Gegenstände bildet sich jede Sekte mehr oder weniger schön, oder fürchterlich aus. Nach einigen ist das Paradies von der Hölle nur durch eine Brücke getrennt, welche so dünne als ein Haar, und so schneidend als ein Schwert ist. Die Gerechten gehen festen Fusses und ohne Anstand hinüber, die Gottlosen aber schwindeln, und fallen in den fürchterlichen Abgrund. Das Paradies ist der Ort, in welchem einst Adam wohnte. Da herrscht ein ewiger Frühling, die herrlichsten Palläste, Gärten und Genüße aller Art, und vorzüglich findet man da Huris, das ist Weiber, deren Schönheit niemals welkt ꝛc.

Die Gläubigen werden zu bestimmten Stunden von der Höhe der Thürme, weil sie sich der Glocken nicht bedienen, von den Sängern, welche Muezzin's heissen, zum Gebet zusammen gerufen. Der Sänger stimmt eine Hymne an, welche immer mit den Worten endet: „Ich bezeuge, daß kein anderer Gott, und „Mahomet der Prophet Gottes ist. Kommt zum „Gebet, kommt in den Schutz des Heils. Grosser „Gott! Es gibt keinen andern Gott, als Gott.“ Bey dem Gebete (namaz) müssen gewisse Feyerlichkeiten beobachtet werden, deren einige unerläßlich (furz), andere willkührlich (sunneth) sind. Nothwendige Dinge sind, daß der Betende wenigst das Gesicht und die Hände gewaschen habe; in einer anständigen Kleidung erscheine, und das Gesicht gegen

Mekka wende. Der Betende muß übrigens sich aller irrdischen Gedanken entschlagen, und häufige Verbeugungen machen. Gesetzmäßig wird fünfmal des Tages gebetet, und zwar allemal zur Erinnerung an ein grosses Ereigniß. Das erste Gebet geschieht vor der ersten Dämmerung an, bis zum Aufgang der Sonne. Dieses Gebet ist zum Andenken des Gebetes, welches Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verrichtete, als er nach der fürchterlichsten Nacht die Sonne erblickte, und Gott dafür dankte, ihn der Finsterniß entrissen zu haben. Das zweyte Gebet geschieht gegen Mittag zur Erinnerung des Gebets Abrahams, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte. Das dritte Gebet, welches verrichtet werden darf, so bald der Sonnenzeiger einen doppelt langen Schatten wirft, erinnert an das Gebet des Jonas, als er unversehrt aus dem Bauche des Wallfisches hervorgieng. Das vierte Gebet wird nach Untergang der Sonne gehalten zur Erinnerung des Gebets, welches Jesus im Garten hielt. Um Mitternacht endlich geschieht das fünfte Gebet, zum Andenken an Moises. Nebst diesen täglichen Gebeten haben die Mahomedaner Festtäge, an welchen immer noch mehr gebetet wird. Der Freitag wird zum Andenken an die Schöpfung feierlich begangen.

Die zweyte Pflicht, zu welcher jeder Mahomedaner gehalten ist, sind die Reinigungen. Sie bestehen in dem Abwaschen des ganzen Körpers, oder blos einiger Theile desselben. Vor jedem Gebete soll das Gesicht, der ganze Kopf, der Hals, die Hände und die Füsse gewaschen, und der Mund rein gespielt werden. Das Abwaschen des ganzen Körpers ist blos

bey einigen Feyerlichkeiten vorgeschrieben. In den Reinigungen, und den dabey vorgeschriebenen Förmlichkeiten, weichen die verschiedenen Sekten, z. B. die Perser von den Türken, u. s. w. von einander ab, doch bleibt bey allen das Abwaschen vor dem Gebet eine Pflicht, welcher sich kein Gläubiger entziehen darf.

Die Feier der Fasten (ramazan) wird strenge begangen. Der Gläubige muß sich durch viele Gebete und Reinigungen dazu vorbereiten, muß sich aller sinnlichen Vergnügungen enthalten, und darf, so lange die Sonne am Firmament erscheint, nicht die geringste Nahrung zu sich nehmen.

Wohlthätigkeit gegen Dürftige, im eigentlichen Sinne des Worts, Allmosen, ist die vierte jedem Mahomedaner vorgeschriebene Pflicht. Man findet daher auch nirgend ein Land, als z. B. die Türkey, in welchem die Armen und Dürftigen mehr Anspruch auf Unterstützung machen dürfen. Allein unter dieser Pflicht werden nicht nur jene milde Gaben verstanden, welche der Gläubige aus Mitleid seinem dürftigen Mitbruder reicht, sondern vorzüglich alle frommen Stiftungen. Wer zum Besten der Gläubigen irgend etwas gründet, z. B. auf offner Straße, und besonders in Wasserarmen Gegenden einen Brunnen; längs den Straßen Bäume, unter welchen der Ermüdete Schatten, der Hungrige Datteln, oder andere Früchten finden kann; in unbewohnten, unwirthbaren Gegenden eine Caravanserie, das ist, ein Haus, in welchem der Reisende Bequemlichkeit, wenigst Schutz findet, hat eine Stufe im Himmel erworben, vorzüglich aber der, welcher zum Besten der Spitäler, der Kirchen und ihrer Diener ꝛc. irgend

eine Stiftung macht. Es läßt sich denken, nach dem, was in ähnlichen Fällen bey uns geschah, und noch geschieht, wie gut die heiligen Männer die durch das Gesetz vorgeschriebne Wohlthätigkeit zu benutzen wissen. Man findet daher in einem sonst armen Lande Moscheen und Klöster, welche ungeheuer reich sind. Bemerkenswerth für den Denker ist wahrzunehmen, wie erfinderisch der Mensch alles, auch das Heilige, zu seinem Besten, zu wenden weiß. Die Gläubigen in mehrern despotischen, dem Mahometismus unterworfenen Ländern, haben das Mittel gefunden, die ihnen vorgeschriebene Wohlthätigkeit zur Sicherstellung ihres Vermögens zu gebrauchen. Damit die Leser dieses verstehen, ist eine umständliche Darstellung nothwendig.

In allen jenen halb cultivirten Ländern, welche unter dem krassesten Despotismus seufzen, liegt das Leben und das Vermögen aller in der Willkühr des Despoten. Die Grossen des Reichs fallen in Ungnade, die Reichen im Lande erregen die Habsucht, und beide verlieren ihr Vermögen, und schätzen sich glücklich, wenn nicht auch ihr Kopf zugleich gefodert wird. Alle, welche ohne Kinder sterben, beerbt der Despot, und nebst dem gibt es hundert Mittel, das Eigenthum den Unterthanen abzupressen. Um diesen Uebeln abzuhelfen suchten die Geplagten nach einem Mittel, und sie fanden es in der Religion. Alle Güter der Kirche, alle milden Stiftungen, sind von Confiskation und Einziehung gesichert. Sie sind als Eigenthum Gottes anerkannt, und wehe der Hand, welche sich daran vergreifen wollte. Die Gläubigen fanden es daher für gut, um ihr Eigenthum wenigst

zum Theil zu sichern, es der Kirche zu übergeben, und diese war billig genug, den milden Stiftern doch einen Theil ihrer Habe zu überlassen. Diese Stiftungen heißen Wakef, und es ist herkömmlich, daß der Stifter alle seine Besitzungen an die Kirche abtritt, dagegen gibt diese ihm ein Kapital, etwa 10 Pr.C. des Werthes heraus, und überläßt ihm die Verwaltung des Uebrigen unter der Bedingniß einer gewissen jährlichen Abgabe, daher solche Stifter dann als Pächter ihres eignen Guts betrachtet werden können. Der Stifter hat das Recht, einen Verwalter seiner Stiftung (Mutuwauli) und einen Oberaufseher (nazir) welchem der Verwalter jährliche Rechnung ablegen muß, aufzustellen, allein da ihm frey steht, zu diesem Behuf zu wählen, wen er will, so kann er diese Aemter sich selbst, einem seiner Kinder, oder sonst einem Vertrauten übertragen, und sich dadurch einen grossen Theil seiner Einkünfte retten. Die Kirchen, Spitäler ꝛc. sind froh, etwas zu erhalten, und überlassen das Uebrige gerne dem Stifter und seinen Nachkommen. Sie gewinnen genug bey solchen Stiftungen, denn die, in Verhältniß des Ganzen, unbeträchtliche Summen, welche sie herauszahlen, sind durch sicheres Unterpfand gedeckt; sie sind zu keinen Unkosten verpflichtet, denn es liegt dem Pächter ob, sein Gut in gutem Zustande zu erhalten, und im Falle, daß der Stifter, oder seine Nachkommen, ohne Erben absterben, so fällt das Ganze der Kirche ꝛc. zu.

Die Herrscher, welche sahen, daß auf solche Weise ihnen manches entgieng, unterwarfen die Wakef's den strengsten Förmlichkeiten. Die Abtretungsur-

kunde der Guten zum Besten der Kirche muß von der Obrigkeit verfaßt, und richtig eingetragen werden. Der mindeste Verstoß gegen die Förmlichkeit macht, daß die ganze Verhandlung umgestossen wird, und erzeugt einen langwährenden, und kostspieligen Rechtsstreit. Wenn z. B. der Stifter stirbt, und es vernachläßigt hat, seinen Erben zu bestimmen, so tritt die Kirche an dessen Stelle, und alle Verwandten haben keinen Anspruch mehr daran.

Alle ausgestorbnen, und der Kirche ganz anheim gefallnen Wakef's erhalten ihre Verwalter, von der Obrigkeit, so wie für das Beste des Staats gemachten Stiftungen. Von dieser Art sind Stiftungen für die allgemeinen Spitale, Kirchhöfe, Schulen, Wasserleitungen, den Unterhalt der Armen, und der Derwische, eine Art Mönche, welche größten Theils auf öffentliche Kosten erhalten werden. Es gibt sogar Stiftungen für Strassen- und Brückenbau, zum Unterhalt der Festungen ꝛc. Alles, was auf das allgemeine Beste Bezug hat, ist ein Gegenstand der milden Stiftungen. Diese Wakefs zum Besten des Staats werden von den Grossen verwaltet, und sind für sie eine reiche Quelle der Einkünfte. Der Kislar Aga in der Türkey hat die Aufsicht über eine Menge Wakef's, vorzüglich über jene der heiligen Städte Mekka und Medina. Eben so der Mufti, der Grosvezier, der Statthalter von Romelien, u. m. a. Die Kasse des Kislar Aga ist indessen die reichste, und der Grosherr macht sich kein Gewissen daraus, sie, gegen Empfangscheine jedoch, öfters in Anspruch zu nehmen.

Die fünfte der den Gläubigen auferlegten Pflichten ist die Reise nach Mekka. Sclaven, Minderjährige, Arme, und Kranke sind davon freygesprochen, und auch Reiche können, — was kann der Reiche nicht unter jedem Himmelsstriche mit seinem Gelde? — die Wallfahrt durch einen Stellvertreter verrichten lassen. Der Coran legt es allen Gläubigen auf, wenigst einmal in ihrem Leben die Reise dahin zu unternehmen. Sie sollen ihr Vermögen in zwey Theile theilen. Der eine Theil dient dazu, die Reise zu machen, und der andere, sie nachher zu ernähren. Es ist unglaublich, welch eine Menge Menschen aus den entferntesten Ländern dahin strömen. Sie durchwandern ungeheure Wüsteneien, kämpfen mit Hunger, Durst, und hundert anderen Gefahren, und kehren dann abgemergelt wie Gespenster in ihre Heimath zurück. Stolz blicken die, welche diesen heiligen Ort besucht haben, auf jene herab, welche es nicht thaten oder thun konnten. Sie erhalten den Zunamen **hadgi**, und geniessen vieler Vorrechte und Auszeichnungen. Der Muselmann findet in Mekka und Medina viele Gegenstände seiner Verehrung. Der heiligste unter allen ist indessen der schwarze Stein, welchen der Prophet den Rubin des Paradieses nannte. In seinem Mittelpunkte liegt der Vertrag, welchen der Schöpfer am Tage der Vollendung seines Werkes mit allen geistigen Wesen schloß. Bin ich nicht euer Gott? rief er mit lauter Stimme, und sie antworteten: ja, du bist es. Dieser heilige Stein wird am Tage des Gerichts für die zeugen, welche ihn im Leben ehrfurchtsvoll küßten, und gegen alle jene, welche ihre Pflichten vernachläßigten.

Die Diener der Kirche sind bey den Mahomedanern nicht, so wie in andern Religionen, eine eigne, sich von den übrigen Staatsbürgern unterscheidende Klasse der Menschen. Sie treiben nebst ihrem Amte bürgerliche Gewerbe, und kehren, wenn ihr Tagewerk in der Moschee vollendet ist, ruhig an ihre Arbeit zurück. Sie sind der bürgerlichen Obrigkeit Unterthan. Die Richter und Beamten haben das Recht, priesterliche Verrichtungen auszuüben, und diese Abhängigkeit von der bürgerlichen Gewalt macht, daß dieser Stand niemals das Gewicht, und Ansehen erhält, welches er sich in andern Ländern eigen zu machen wußte. Der Landesherr ist oberster Priester, an seiner Stelle aber der Mufti, welcher die Oberaufsicht hat, und eines grossen Ansehens genießt. Die Ulemas beschäftigen sich mehr mit dem theoretischen der Religion, mit Auslegung des Corans und der Gesetze, als mit dem eigentlichen Kirchendienste. Wirkliche Kirchendiener sind: die Prediger in den Moscheen (Cheik's); die Leser (Kiatib's) welche den eigentlichen Priesterdienst versehen; die Vorbeter (Imams); die Ausrufer (Muezzin's), welche die Gläubigen von der Höhe der Thürme zum Gebet berufen, und die Psalmen anstimmen, und die Aufseher und Wächter der Kirche (Cagic's) welche eigentlich den Dienst der Sacristanen versehen. Auf dem Lande, und in jenen kleinen Orten, wo keine öffentliche Schulen sind, besorgt der Imam auch den Unterricht der Kinder. Uebrigens genießt jeder Diener der Kirche bey den Mohamedanern nur jene Achtung, welche er sich durch seine Rechtlichkeit und guten Eigenschaften zu erwerben weiß.

Es fanden sich indessen bey den Mahomedanern bald auch Menschen, welche es angenehmer fanden, sich von andern füttern zu lassen, und auf Unkosten anderer zu leben, als ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen. Dieses sind die verschiedenen Arten der Derwische, welche in mancher Hinsicht unsern Mönchen gleichen, in mancher anderer aber wieder sehr davon verschieden sind. Es gibt deren verschiedene Gattungen. Einige leben einsam, in Schmutz und Unrath, wilden Thieren nicht unähnlich; andere in Gesellschaft, in prächtigen Pallästen, und im Ueberfluß. Die einen wie die andern zeichnen sich aber durch besondere Gebräuche aus, und suchen dadurch sich Ansehen, Zulauf des Volkes, und den Ruf der Heiligkeit zu erwerben. Man zählte nur allein im türkischen Reich zwey und dreißig verschiedene Arten derselben, deren einige aber nach und nach wieder erloschen, und ihrer nur mehr in den Jahrbüchern gedacht wird. Jede Art der Derwische hat ihre eignen Gebräuche. Einige heulen ihre Gebete so lange, und mit solcher Anstrengung daher, daß sie endlich vor Erschöpfung dahin sinken. Andere finden es verdienstlich zu tanzen. Sie drehen sich so lange im Kreise umher, und machen so fürchterliche Verdrehungen ihres Körpers, daß ihnen am Ende der Athem gebricht. Es gibt sogar eine Art der Derwische, welche sich die militärische nennt. Man findet sie bey allen Truppenabtheilungen, besonders bey den Janitscharen, wo sie in grossem Ansehen stehen, und die Dienste der Feldprediger versehen. Der Pöbel, hiezu gehören nicht blos Menschen von niedriger Geburt, sondern alle in Unwissenheit und groben Vorurtheilen

lebende Menschen, hält die Derwische für Heilige, und Helfer in jeder Noth. Man wallfahrtet zu ihnen, und überhäuft sie mit Gaben und Geschenken. Verschiedene aufgeklärte Veziere wollten schon dem Unwesen steuern, und diese heiligen Müßiggänger zur Arbeit und Ordnung anhalten, allein es war ihnen unmöglich, durchzudringen. Der schwärmerische Pöbel glaubt, daß die Vernichtung der Derwische Fluch und Unglück über das Land bringen würde. Man sieht, daß die Thorheiten der Menschen sich unter allen Himmelsstrichen ähneln.

Eine Eigenheit des Volksglaubens ist die Lehre von der Predestination. Ihr zu Folge trägt jeder Mensch mit für Menschenaugen unleserlichen Buchstaben sein ganzes Schicksal, alles was ihm im Leben merkwürdiges begegnen wird, die Stunde seines Todes, und das, was er jenseits zu erwarten hat, verzeichnet. Daher die Gleichgültigkeit der Türken gegen drohende Gefahren. Herrscht die Pest, oder eine andere ansteckende Krankheit, so bleiben sie ruhig, und ergreifen nicht die mindeste Vorsichtsmaasregel, denn gegen das Schicksal darf sich der Mensch nicht sträuben. Trift Jemanden ein Unglück, verliert er sein Hab und Gut, so tröstet er sich mit dem Gedanken: es war im Buche des Schicksals so und nicht anderst verzeichnet, und wandert ruhig in das größte Elend. Liegt Jemand krank, und dem Tode nahe, so dankt er, daß die an der Stirne verzeichnete Todesstunde angerückt sey, wendet sein Angesicht nach Mekka, und schließt die Augen für immer, ohne zu murren. Man sollte glauben, daß diese hohe Zuversicht auf ein unwandelbares Fatum den Muth der

Heere stählen, und sie unüberwindlich machen sollte, allein die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt. Der Mahomedaner, vorzüglich der Türke, wird einige Angriffe mit Wuth und Unerschrockenheit thun, zu welchem ihn wohl der Gedanke, daß, wenn es nicht von dem Schicksal bestimmt ist, kein Säbel ihn verwunden, keine Kugel ihn treffen wird, verleiten kann. Wenn aber diese erste Angriffe glücklich abgeschlagen werden, dann tritt Muthlosigkeit an die Stelle des ersten Feuers. Der Vorurtheilsvolle Mensch ist scharfsinnig genug, seine Irrthümer immer nach Willkühr zu drehen und anzuwenden. Die muthlosen Krieger kehren dann den Feinden den Rücken. Sie erklären dann, daß längerer Kampf gegen die Vorsehung wäre, und keine Gewalt ist mehr im Stande, sie zum stehen zu bringen.

Bey diesem festen Glauben an eine Vorherbestimmung sollte man denken, daß die Mahomedaner fern von allem andern Überglauben fest durch das Leben hinwandeln, ruhig abwartend, was das Schicksal über sie beschlossen hat, allein sie liefern den Beweis, daß der rohe und unaufgeklärte Mensch in allen Ländern, und in allen Religionen gleich ist, nemlich inconsequent, und ein Raub der unsinnigsten Vorurtheile. Die Mahomedaner fürchten sich sehr vor Bezauberungen. Sie behängen daher ihre Kinder mit Amuletten, und Reliquien, welche die Kraft haben sollen, vor Unfällen zu bewahren. An der Thüre aller Häuser findet man Segenssprüche, welche den Zauber der Neider abhalten. Die Pferde werden mit Rosenkränzen behangen, damit ihnen und dem Reiter kein Unglück begegne, und die Mutter, ungeachtet

ihre Kinder mit Amuletten und Talismanen behangen sind, eilen, wenn sie die Blicke irgend einer Neiderin fürchten, ihnen in das Angesicht zu spucken, um den schädlichen Wirkungen des Neids zuvorzukommen. Mahomeds-Fahne ist ein Heiligthum. Kein Ungläubiger darf sie berühren. Sie wird während des Friedens sorgfältig aufbewahrt, und nur dann, wann der Grosherr oder der Grosvezier selbst zu Felde ziehen, mit grossen Feierlichkeiten hervor genommen. Jeder Gläubige erhebt dann zitternd seine Augen zu ihr, und wähnt sich durch den bloßen Anblick schon geheiligt. Die Schleier, deren der Grosherr jährlich einen nach Mekka schickt, um damit das Heiligthum zu bedecken, werden den Grossen und Vornehmen Stückweise zum Geschenk gemacht. Glücklich der Sterbliche, welcher ein Stückchen von einem solchen Schleier erhält. Er nähet es in seine Kleider, überzeugt, daß es ihn vor allem Unglück bewahren, und ihm den besondern Schutz des Himmels zuziehen wird. Es wird ihm mit in das Grab gegeben, und dient dazu, als ein Beweis seiner Anhänglichkeit an den Glauben, ihm den Eintritt in das Paradies zu erleichtern.

Die Mahomedaner halten es für verdienstlich das Andenken der Heiligen zu ehren, und sie im Gebet anzurufen, obwohl sie nicht glauben, daß die Heiligen, Mahomed ausgenommen, welcher väterlich für die Gläubigen sorgt, Antheil an dem Schicksal der Lebenden nehmen. Eine solche Vorsorge, sagen sie, würde zu mühsam für sie seyn, und sie in den Freuden des Paradieses beunruhigen. Sie glauben, daß alle Selige gleiche Freude in dem Paradies genießen, mit Ausnahme Mahomeds, und vier seiner ersten

Nachfolger im Califat. Diese bewohnen den schönsten und erhabensten Theil des Paradieses, und genießen reinere Freuden. Die Gräber jener Fanatiker, welche im Leben durch besondere Handlungen, und Kreuzigungen ihres Körpers sich auszeichneten, und dadurch den Namen der Heiligen erwarben, sind ein besonderer Gegenstand der Verehrung. Bey den Türken heissen sie Derwische, und wir haben schon oben von ihnen gesprochen, und in andern Ländern werden sie Santos genannt. Es ist unglaublich, was für Vernunftwidrige Handlungen diese Schwärmer unternehmen, um die Aufmerksamkeit des Pöbels zu erregen, und sich den Geruch der Heiligkeit zuzuziehen. Einige stehen immer unbeweglich an einer Stelle, andere verdrehen stets, wie Wahnsinnige, den Körper, und geben sich selbst fürchterliche Schläge. Manche setzen sich nakt mit der größten Unverschämtheit den brennenden Sonnenstrahlen aus. Viele entsagen der Sprache, und bleiben für ihr ganzes übriges Leben stumm. Hier singen einige Tag und Nacht mit der größten Anstrengung, bis sie vor Ermattung niedersinken. Dort wälzen sich andere, wie Schweine im Schlamm, und Dornen umher. Alle betragen sich mehr oder weniger wie Wahnsinnige, lassen sich aber dafür auf anderer Kosten füttern. Die Gräber dieser Heiligen nun werden häufig besucht. Kranke hoffen die Gesundheit, Betrübte Trost zu erhalten. Die Betenden bringen Opfer aller Art an die Ruhestätte der Verstorbenen, welche sich dann die lebenden Wächter trefflich schmecken lassen, und der armen Betrogenen im Herzen spotten. Tout comme chez nous.

Ueber einige besondere Gebräuche der griechischen Kirche.

Der Stifter des Christenthums predigte nur ein Evangelium, nur eine und die nemliche Lehre, allein seine Nachfolger änderten in der Folge so manches, deuteten es verschieden, nach ihren Ansichten, Vorurtheilen, auch wohl Leidenschaften, daß Spaltungen entstanden, und sich verschiedene Kirchen und Sekten bildeten, welche sich gegenseitig verkezerten, und mehr oder weniger brüderlich haßten und verfolgten. Die griechische Kirche hatte einst ihren Sitz in Konstantinopel, bis Mahomeds Lehre sie verdrängte. Zu ihr bekennen sich eine Menge Völker in allen Welttheilen, vorzüglich das ganze europäische Rußland, nebst allen in andern Welttheilen dazu gehörenden Ländern, als Sibirien, Astracan, Casan, Georgien, u. a.

Der griechische Ritus kömmt in vielen Stücken mit dem römischen überein, doch in einigen weichen beede wesentlich von einander ab. Die griechische Kirche hält sich nicht für unträglich, und ist daher nachsichtsvoller und verträglicher, als ihre Schwester. Sie nimmt, so wie die römische, sieben Sakramente an, und die herrschenden Gebräuche bey Ertheilung derselben zeugen von dem höchsten Alterthum. Es läßt sich nicht verkennen, daß viele dieser Gebräuche von den Juden, und den heidnischen Völkern entlehnt wurden.

Wenn ein Kind geboren ist, so begiebt sich der Priester in das Haus, und betet über der Wöchnerin und dem Kinde. Acht Tage später wird das Kind nach der Kirche gebracht, wo es eingesegnet wird,

und den Namen irgend eines Heiligen erhält. Am zwey und dreißigsten Tage erhält die Mutter die Reinigung in der Kirche, das Kind muß dem bösen Geist entsagen, und wird nun durch ein dreimaliges Untertauchen getauft. Mit der Taufe wird sogleich die Salbung mit heiligem Oehle verbunden, welche man als das Siegel des h. Geistes betrachtet, und viel Aehnlichkeit mit der Firmung der römischen Kirche hat. Sieben Tage nach dieser Salbung erhält das Kind eine Ablution, und die Tonsur. Es werden dem Kinde auf dem Scheitel einige Haare in Form eines Kreuzes abgeschnitten, und diese Haare feierlich als ein Opfer dargebracht.

Die griechische Kirche glaubt an die Transsubstantion, und reicht das Abendmahl unter beiden Gestalten, doch mit dem Unterschiede, daß die Layen das Brod in den Wein getaucht erhalten, die Priester aber das Brod und den Wein getrennt genießen.

Die bey den Trauungen üblichen Gebräuche der griechischen Kirche verrathen am mehrsten ihr hohes Alterthum. Man findet da die hochzeitliche Fackel, den heiligen Becher, den Schleier, den Kranz, und andere Gebräuche, welche offenbar von den Juden, und andern alten Völkern entlehnt sind. Die Trauungen geschahen ehedem durch mehrere unterbrochene Zeremonien, welche aber itzt ununterbrochen folgen. Das Verlöbniß geschieht von dem Priester und in der Kirche. Der Priester erwartet die Brautleute stehend vor dem Altar, auf welchem zwey Ringe liegen. Bey ihrer Ankunft bekreutzt er sie dreimal auf der Stirne, ergreift dann die eheliche Fackel, und gibt sie ihnen in die Hände. Nun segnet er sie ein,

betet über sie, und endet sein Gebet mit den Worten: „O Herr, unser Gott! der du unter den Heiden deine Kirche als eine keusche Jungfrau wähltest, segne diese Ehe; vereinige deine Diener, und erhalte sie in Friede und Eintracht! Amen.“ Er erinnert die Verlobten an das Verlöbniß Isaaks und der Rebecca, dessen Sinnbild ein Ring war. Er nimmt die Ringe von dem Altar, berührt damit die Stirne der Verlobten in Form eines Kreuzes, und übergibt sie ihnen, welche sie dann in seiner Gegenwart wechselseitig austauschen.

Nach geendigtem Verlöbniß folgt sogleich die eigentliche Trauung, welche die eheliche Bekränzung genennt wird, weil die Brautleute wirklich Kränze erhalten, die ehedem aus Rosen, itzt aber, nach dem Stande und Vermögen der Brautleute, aus Gold und Silber bestehen, und manchmal von grossem Werthe sind. Die Verlobten treten nun, die hochzeitliche Fackel in den Händen haltend, vor das Allerheiligste. Der Priester begrüßt sie mit dem Rauchfaß, und der Chor stimmt den hochzeitlichen Gesang an, in welchem alle Umstehenden einstimmen. Nach beendigtem Gesang wendet sich der Priester an den Verlobten, und frägt ihn, ob er die Gegenwärtige als Gattin anerkennen wolle? Ob er keiner andern die Ehe versprochen habe? Nach erhaltener Antwort thut er die nemlichen Fragen an die Braut, und nun bekränzt er beede unter feierlichem Gebet für ihr Glück, welchem die förmliche Einsegnung folgt, mit den Worten: „der Diener Gottes ist bekränzt für die Dienerin Gottes (und umgekehrt), im Namen des Vaters, des Sohns, und des heiligen Geistes.

So bald die Einsetzung vorüber ist, wird der heilige Becher gebracht, während der Priester die Epistel Pauli über die Pflichten des Ehestandes mit lauter Stimme abliest. Er reicht den Becher dreimal dem Bräutigam, und eben so oft der Braut, und führt dann die Eingesegneten dreimal im Kreise von Osten nach Westen umher, indem er zu dem Manne spricht: „Sey erhaben wie Abraham, gesegnet wie Isaak, und fruchtbar wie Jakob, indem du im Frieden wandelst, und die Gebothe Gottes treu erfüllst!" Zu der Frau aber sagt er: „Sey erhaben wie Sara, zufrieden wie Rebecca, und fruchtbar wie Rachel. Sey glücklich in deinem Manne! Amen."

Die griechische Kirche glaubt an die Predestination. Zu Folge diesem Grundsatz hat der Mensch wohl freyen Willen, allein er wird niemals einen andern Weg einschlagen, oder anders handeln, als es die göttliche Vorhersehung von Anbeginn der Welten an schon wußte, und voraus sah. Die Anrufung der Heiligen ist erlaubt, aber nicht vorgeschrieben, bey dem Pöbel indessen, besonders in Rußland wird dieser Gegenstand sehr übertrieben, so wie in allen Ländern der Pöbel, der Gemeine sowohl, als der Vornehme, keine Gränzen kennt. In jedem Hause findet man die Bilder eines oder mehrerer Schutzheiligen. Der Bauer begrüßt sie, wenn er geht, und wenn er kömmt. Er schmückt die Altäre festlich, und bey den Wohlhabendern brennen Tag und Nacht Lampen vor denselben. Bey jeder Unternehmung, und besonders in jeder Gefahr, wird der Schutzheilige um Hülfe angerufen, und grösseres Vertrauen auf ihn, als auf die göttliche Hülfe gesetzt.

Das Fegefeuer erkennt die griechische Kirche nicht an, doch hält sie es für verdienstlich sich der Abgestorbenen zu erinnern, und zu ihrem Andenken zu beten, oder andere fromme Werke zu thun, daher bey Todesfällen, so wie in der römischen Kirche, mehrere Gottesdienste, und alle Jahre eine allgemeine Feier zum Andenken der Verstorbenen gehalten werden. Bey den Leichenbegängnissen herrschen verschiedene sonderbare Gebräuche, mitunter auch sehr viel Aberglaube. Der Verstorbene muß verschiedene male gewaschen werden, und man hält das Beywohnen dieser Handlung für so verdienstlich, daß, wenn eine Leiche irgendwo liegt, Reiche und Arme herbei strömen, um der Abwaschung derselben beizuwohnen. Das hiezu gebrauchte Wasser ist heilig, die Umstehenden besprengen sich damit, und viele drängen sich im heiligen Eifer herbey, um von diesem Wasser, sollte auch der Todte an einer ansteckenden Krankheit verstorben seyn, zu trinken. Mehrere Reisende, welche ein Vergnügen daran finden, selbst erfundene Abentheuerlichkeiten, als Wahrheiten zu verbreiten, behaupteten, daß die Anhänger der griechischen Religion, vorzüglich die Russen, den Verstorbenen einen von dem Popen unterzeichneten Reisepaß mit in das Grab geben, um sich damit den Eintritt in das Paradies zu verschaffen. Das ist nicht der Fall, doch geschieht es manchmal, daß man dem Todten das Glaubensbekenntniß, und ein reumüthiges Bekenntniß der Sünden und Fehler, in den Sarg legt, welches aber mehr ein frommer Eifer des Hinterlassenen, als eine wirkliche Vorschrift der Kirche ist.

Die bey den Begräbnissen üblichen Gebete des griechischen Ritus sind von grosser Schönheit, und wir glauben, den Lesern einen Dienst zu erweisen, einige derselben wörtlich hier anzuführen. Bey dem offnen Grabe spricht der Priester: „Alles auf dieser Erde ist wie ein Schatten, welcher wie ein Traum vorübergeht, und am Grabe verschwindet. Alles, was nicht über das Grab hinausreicht, ist eitel. Laßt uns Gott bitten, daß er dem Bruder, welcher uns verließ, Ruhe und Frieden schenke. Wo bleiben die menschlichen Leidenschaften? wo die Träume irdischer Freuden? wo Gold und Reichthümer? Betrachtet diesen Sarg, dieses enge Grab. Verleihe, o Herr! welcher niemals stirbt, unserm abgeschiedenen Bruder, die ewige Ruhe.“ Nun wird der Sarg eingesenkt, und mit Erde bedeckt. Während dieses geschieht, spricht der Priester folgende Worte: „Brüder, Verwandte und Freunde! hier liege ich ohne Athem, ohne Bewegung. Gestern noch unterhielten wir uns, unsere Blicke begegneten sich, und heute hat der Tod meine Lippen versiegelt, meine Augen geschlossen. Nahet euch alle, die ihr mich liebtet, und saget mir: Lebe wohl! Ihr werdet meine Stimme nun füran nicht mehr hören. Ich stehe nun vor dem Richter, in dessen Augen der Herr und der Diener, der Fürst und der Unterthan, der Reiche und der Arme gleich sind. Ich flehe euch an, meine Brüder! bittet zu Gott, daß ich meiner Sünde wegen nicht mit den Gottlosen gestraft, sondern in das ewige Licht eingeführt werde.“ Wenn das Grab mit Erde gefüllt ist, wendet sich der Priester zu den Umstehenden, und sagt: „Nahet euch meine Brüder! und sehet, aus

welchem Staube wir gebildet sind. Der Reiche und der Arme, der Herr und der Sclave, wir alle sind Asche und Staub. Die Jugend wird wie eine Blume abgemäht; Schönheit vergeht, und Ansehen und Reichthum verschwindet. Könige und Fürsten, Richter und Mächtige, Reiche und Arme, alle müssen verwelken, sterben, und in den Staub sinken. Betrachtet diesen einst kräftigen Körper. Die Augen sind geschlossen, die Hände und Füsse unbeweglich, die Sinne abgestorben, die Zunge starr, und zum ewigen Stillschweigen verurtheilt. Alles, alles hat das Grab verschlungen, denn alle menschlichen Dinge sind nur Eitelkeit. Höre unsere Bitten, o Mutter der Sonne, welche niemals untergeht! Bitte bey deinem göttlichen Sohne, daß der, welcher uns verlassen hat, die ewige Ruhe erhalte, und in den Kreis der Gerechten aufgenommen werde! Amen.

Von der Pest, und ihren Verwüstungen, in ältern Zeiten, und auch jetzt noch in den türkischen und andern Ländern.

Die Pest, diese fürchterliche Geisel der Menschheit, war schon den Völkern der ältesten Jahrhunderte bekannt, allein sie kannten, eben so wenig, als wir, die wir in neuern Zeiten die mühsamsten Nachforschungen darüber veranstalteten, den eigentlichen Ursprung, und Grundursache derselben. Das scheint in-

dessen gewiß, daß sie ihren Grund in verschiedenen, moralischen sowohl, als physischen Ursachen habe. Die Erfahrung lehrte uns, daß diese fürchterliche Krankheit immer in jenen Ländern am öftesten, und am fürchterlichsten wüthete, welche in der Barbarey und unter dem Drucke eines eisernen Despotismus seufzten. Griechenland und Egypten hatten in den Zeiten ihres Flores, als gute Gesetze und Aufklärung herrschten, wenig und nur vorübergehend davon zu leiden, und jetzt, da die Gesetze dem Despotismus weichen mußten, da Land und Menschen allmählig verwilderten, werden diese Länder fast alle Jahre davon heimgesucht. Auch unsere europäischen Länder wurden in frühern Zeiten oft, und gerade in jenem Zeitpunkt, als Unruhe, Unordnung, und Druck den höchsten Grad erreicht hatten, am öftesten von der Pest verwüstet. In dem Maaße aber, als Ordnung zurückkehrte, weise Gesetze die Oberhand erhielten, die Menschen dadurch glücklicher, die Länder blühender und bebauter wurden, wurde diese Plage seltener, und verschwand endlich ganz. Unter dem Drucke wird das Land schlecht bebaut; Sümpfe und Moräste entstehen, und hauchen gistige Dünste aus; der gedrückte Mensch wird muthlos, und arbeitet nur so viel, als er schlechterdings muß; er nährt sich schlecht, kleidet sich schlecht, und versinkt in Schmutz und Unreinlichkeit; der Geist verwildert eben so sehr, als der Körper, und füllt sich mit Aberglauben, und Vorurtheilen aller Art, welche einer vernünftigen Vorsorge für die Gesundheit gerade entgegen sind. In diesen Quellen, glaube ich, müssen wir den Ursprung, und das Umsichgreifen der Pest aufsuchen.

Die Geschichte lehrt uns, daß die ältesten Völker, die Juden, die Egypter, Griechen ꝛc. häufig von dieser Krankheit heimgesucht wurden, welche sie, weil sie dieselbe als eine von der Gottheit verhängte Strafe betrachteten, die heilige nannten. Der römische Staat wurde oft von ihr verwüstet, und von da gieng sie in andere europäische Länder über. Man hat berechnet, daß von August's Zeiten an bis zur Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hundert Ausbrüche der Pest waren, und folglich diese Krankheit fast alle 20 Jahre wüthete. Später ergriffen die Regierungen solche Maasregeln, und die Menschen wurden so klug und vorsichtig, daß diese Geisel der Menschheit gänzlich schwand, oder die Ansteckung doch nur schwach und vorübergehend war.

In den Morgenländern, vorzüglich aber in den türkischen Provinzen, und in der Hauptstadt dieses Reichs, wüthet diese fürchterliche Krankheit oft, und heftig. Viele Schriftsteller schrieben das öftere Erscheinen dieser Krankheit der Unreinigkeit der Türken zu, allein sie scheinen nicht gut unterrichtet gewesen zu seyn, und nicht selbst an Ort und Stelle beobachtet zu haben. Man versündigt sich wahrlich, wenn man der Türken Unreinlichkeit Schuld gibt. Schon ihre Religion haltet sie zur Reinlichkeit an. Der Mahomedaner ist gehalten, fünfmal des Tages Füsse, Arme und Gesicht, und wenigst einmal in der Woche den Körper zu waschen. In den Häusern wird keineswegs die Reinlichkeit verabsäumt. Es ist Sitte, die Schuhe und Pantoffeln an der Thüre der Zimmer stehen zu lassen; der Boden ist gewöhnlich mit Matten, in den Häusern der Reichen aber mit Teppichen

von grossem Werthe belegt, und das Innere der Häuser wird oft gereinigt und gewaschen. Bey solchen Umständen kann die Unreinlichkeit, selbst bey der niedern Klasse des Volkes nicht so groß seyn, daß sie die Quelle der Pest werde. Die Sorglosigkeit der Türken, und ihre grosse Anhänglichkeit an Fatalismus mag die Ursache seyn, daß sie keine Vorkehrungen treffen, welche bey dem Erscheinen ansteckender Krankheiten von aufgeklärten Regierungen sogleich getroffen werden. Die Polizei nimmt keine oder nur schwache Vorsichtsmaasregeln. Die von der Krankheit Angesteckten werden nicht abgesondert, und man sieht es gleichgültig mit an, daß mit den Kleidern der an der Pest Verstorbenen in den Spitälern Handel getrieben werde. Zu dem, so sind die Kleider der Türken von der Art, daß sie nicht, wie unser Leinengeräth gereinigt werden können, da sie größtentheils aus Wolle, Baumwolle, Seide, und Pelzwerk bestehen. Uebrigens wirken mehr oder weniger jene oben angegebnen Ursachen. Das Land wird wegen des Drucks schlecht bebaut, und ungesund, der Sclave wird muthlos, der Körper und der Geist verwildern, u. s. w.

Man versuchte in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschiedene Mittel, theils gegen die Pest zu schützen, theils sie zu behandeln und zu heilen, ohne jedoch noch etwas Bestimmtes darüber gefunden zu haben. Man betrachtet den Knoblauch, besonders den Scordien oder Wasserknoblauch, den Essig, das Quecksilber, den Mohnsaft, Wein und starke Getränke, als gute Verwahrungsmittel gegen die Pest. Der Mailänder Valli, welcher die Pest, und

ihre Fortschritte genau beobachtete, und sich zu diesem Ende dieselbe sogar einimpfte, empfiehlt den Gebrauch des Indigo als Verwahrungsmittel, und vor allem einen heitern Sinn. Nichts schadet, nach seiner Behauptung, mehr, und befördert so sehr die Ansteckung, als Muthlosigkeit, Furcht, und eine kranke Einbildungskraft. Man soll sich daher, wenn diese Krankheit herrscht, immer aufzumuntern suchen. Schon in ältern Zeiten und auch neuerlich gebrauchte man das Oel, sowohl innerlich, als zu Einreibungen mit gutem Erfolge. Diese Einreibungen befördern die Ausdünstung, und erleichtern den Körper. Auch in dem, in unsern Zeiten erschienenen gelben Fieber sollen diese Einreibungen gute Dienste geleistet haben. Uebrigens gründet sich diese Behandlungsart auf gemachte Erfahrungen. Die Coulis, das ist die Arbeiter in den grossen in Tunis befindlichen Oehlmagazinen, nähren sich fast durchgehends von Oehl und Brod. Ihre Kleider, so wie ihr ganzer Körper, sind immer von Oehl beschmutzt, und triefend. Sie genießen der festesten Gesundheit, und so oft auch die Pest in diesem Lande wüthet, so hat man noch kein Beyspiel, daß ein Couli von dieser Krankheit angesteckt worden wäre. Aderlässen sind bey Pestkranken fast immer tödtlich.

In Konstantinopel, wo die Pest so oft herrscht, fürchtet man sich sehr wenig vor ihr, welches wohl von der Gewohnheit, größten Theils aber von dem Vertrauen der Türken auf den Fatalismus herrühren mag. Thornston in seiner Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Türkey erzählt ein Beyspiel einer fürchterlich ausgesonnenen Rache. Der

englische General Stuart hatte in Egypten den Kapitän-Pascha gezüchtigt, welcher gegen alle Verträge, den egyptischen Bey's, welche unter englischem Schutze standen, nach dem Leben gestrebt hatte. Nach erfolgtem Frieden wurde der nemliche General nach Konstantinopel geschickt, wo er Audienz bey den angesehensten Staatsdienern hatte. Der Capitän-Pascha beschloß sich zu rächen. Er ließ zu diesem Ende zwey Pestkranke in ein kleines, von allen Seiten verschlossenes Zimmer in seinen Pallast bringen, wo sie auch wirklich starben. Hier, in dieser verpesteten Luft, empfieng der Türke, welcher sich auf sein Fatum verließ, den englischen General, und hoffte, daß dieser unfehlbar angesteckt werden würde. Seine Hoffnung wurde indessen getäuscht, denn, sey es, daß Stuarts Körper nicht zur Ansteckung geeignet war, oder daß, weil er die schändliche Absicht des Pascha nicht kannte, die Furcht keinen Einfluß auf ihn hatte, — er blieb von aller Pest frey.

Ueber die Consularwürde
bey den
Völkern verschiedener Jahrhunderte.

Die Leser werden uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihnen einen Auszug aus einem Werke, über die Entstehung, den Wirkungskreis und den Einfluß der Consularwürde bey den Völkern verschiedener Jahrhunderte, das Vollständigste, welches über diesen Gegenstand noch geschrieben wurde, liefern. Es enthält

für die Geschichte, vorzüglich für die des Handels, wichtige, und zum Theil noch wenig bekannte Thatsachen. Der Verfasser, Herr Warden, war amerikanischer Generalconsul zu Paris, und die Wichtigkeit seines Postens ist Bürge dafür, daß er der Mann ist, die Quellen zu benutzen, und daß er aus den ächtesten Quellen schöpfen konnte. Er eignete seine Schrift seiner Regierung zu, und seine erste Absicht, als er die Feder ergriff, mag wohl blos die gewesen seyn, seine Regierung auf einige Gebrechen in Hinsicht der amerikanischen Consuln aufmerksam zu machen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes machte indessen, daß er in der Folge mehr auf das Allgemeine übergieng. Er zeigt aus der Geschichte, daß das Amt der Consuln schon bey den ältesten Völkern bekannt war, nur mit dem Unterschied, daß der Zweck, und auch der Wirkungskreis nicht überall der nemliche war. Er endet sein Werk mit einer Darstellung des Consularsystems bey den wichtigsten Handeltreibenden Nationen unserer Zeit, und fügt gelegentlich Notizen aus dem Leben einiger berühmter Consuln bey.

Als nach der Vertreibung der Tarquine, das Königthum in Rom abgeschafft wurde, übertrug man die oberste Gewalt zwey Pretoren, welche später Consuln genannt wurden. Schon der Name zeigt, daß sie nicht die Herren, sondern die ersten Räthe des Staats seyn sollten. Diese Staatsverwaltung dauerte zwar nicht lange, allein der Name Consul, als ein der Freyheit geheiligter Name, erhielt sich noch mehrere Jahrhunderte, und die ersten Kaiser schämten sich nicht, diesen Titel zu führen. Als die Consuln nicht mehr die ersten Personen im Staate waren, so

wurde dieser Titel jenen beygelegt, welche beauftragt waren, den Handel der Unterthanen in den Häfen zu schützen, und in Streitigkeiten, welche den Handel betrafen, zu erkennen. Die Geschichte aller Völker des Alterthums zeigt, daß sie eigne obrigkeitliche Personen hatten, welche über den Handel mit den Ausländern wachen mußten. Bey den Griechen hießen sie Prorene, und waren beauftragt, die Fremden zu empfangen, für ihren Unterhalt zu sorgen, und in den Streitigkeiten fremder Kaufleute Vermittler, oder Richter zu seyn. In Sparta war dieses Amt eine grosse Auszeichnung, und die Belohnung der Verdienste um das Vaterland. Die Prorene empfiengen da die fremden Gesandten, wohnten den Staatsversammlungen bey, und hatten bey allen öffentlichen Festen den Vorsitz. Alcibiades bekleidete diese Stelle bey den Lacedemoniern, und ihm wurden deßwegen die zu Sylos gemachten Bürger von Sparta zur Aufsicht anvertraut. Er benutzte später zu Sparta die Vorrechte dieses Amtes, um seine Rache gegen Athen zu befriedigen. Die Prorene durften in Athen, bey vorfallenden Gelegenheiten, nur von den Archonten gerichtet werden. Die Delier bewilligten den Ihrigen durch eigene Dekrete das Recht, bey den Opfern und öffentlichen Festen den Vorsitz, und in den Versammlungen des Senats, und des Volkes, freyen Zutritt zu haben. Die Prorene befestigten schon damals, so wie die Consuln neuerer Zeiten, an ihren Wohnungen die Wappen derjenigen Städte, deren Agenten sie waren. Der Seehandel, welchen die griechischen Staaten betrieben, machte, daß sie noch andere Beamten aufstellten, welche alle Geschäfte besorgen mußten,

ten, die dahin Bezug hatten. Sie hießen Nautodichai, und begaben sich in die Häfen, und auf die Schiffe, um alle Streitigkeiten zwischen den Seeleuten zu schlichten. Die, welche die Angelegenheiten des Landhandels besorgten, hießen Pantodicheoi.

Die Geschichte des Alterthums beweist, daß die Völker damals sehr beschränkte Begriffe von Recht und Billigkeit gegen andere Handeltreibende Nationen hatten. Der Mächtigere übte das Recht des Stärkern aus, und behandelte alle jene, welche seine Gunst durch Opfer nicht erkauften, oder auf welche er eifersüchtig war, als Feinde. So machten es die Phönizer, und die Carthaginenser, welche beide ihren Glanz dem Handel, vorzüglich dem Seehandel, zu danken hatten. Sie behandelten ihre Nebenbuhler mit der Grausamkeit des Geizes, welche weit gefährlicher ist, als jene, welche durch den Ehrgeiz erzeugt wird. Die Tyrier, jene Nebenbuhler der Phönizier, übten des Handels wegen die größten Grausamkeiten aus, und behandelten alle die, welche weniger reich waren, als sie, mit Geringschätzung. So lange die Carthaginenser Herren von Sardinien waren, durfte kein fremdes Schiff in einem ihrer Häfen landen, und jeder fremde Seemann, welcher auf ihrem Gebiete getroffen wurde, wurde in das Meer geworfen, oder einem andern, noch grausamern Tode überliefert. Erst späterhin wurde es, durch einen eignen Vertrag, den römischen Schiffen, welche durch Sturm gelitten hatten, erlaubt, in einen ihrer Häfen auf einige Tage nur einzulaufen, um sich auszubessern. Polyb redet von einem andern Vertrage, vermöge welchem den Römern aller Handel mit Sar-

dinien, und mit Afrika verboten war, die Carthaginenser aber viele Handelsfreiheiten in Latium erhielten. Die Rhodier, welche durch eine geraume Zeit Herren des Seehandels waren, scheinen das einzige Volk des Alterthums zu seyn, welche die Gesetze der Billigkeit gegen andere Nationen anerkannten, und ausübten. Ihre Häfen waren für alle Handeltreibende Nationen offen, und die fremden Schiffe genossen Schutz und Gerechtigkeit. Die schottischen Gesetze wurden späterhin in Rom durch die Auguste und Antonine für alles, was auf die Schiffahrt und den Handel Bezug hatte, angenommen. Die Römer schätzten eigentlich den Handel gering, sie trugen aber doch Sorge, daß er mit Ordnung, und unter dem Schutze der Gesetze betrieben wurde. Sie hatten eigene Beamten, welche für die Erbauung, und Bemannung der Schiffe sorgen, die auf der Tiber angekommene Waaren, vorzüglich das Getreid, untersuchen, und die Seeräuber, welche das Meer beunruhigten, verjagen mußten. Das Getreid wurde in Rom durch Menschen, welche Sacaru hießen, zu einem von der Regierung festgesetzten Preis, eingeführt, und mußte erst von dem Hafeninspektor (comes portus) besichtiget werden.

Es ist zu bedauern, daß die Geschichtschreiber jener Zeiten so wenig Bestimmtes über den Handel, und die den Handel betreffenden Gesetze sagen, da diese bey den Völkern doch ein wichtiger Gegenstand sind, welcher auf die Bildung derselben, auf Revolutionen, Krieg und Frieden den größten Einfluß hat. Von dem Handel der Römer lieferte Varro ein vollständigeres Bild, allein seine Schriften sind größten Theils

verloren gegangen. Alles, was die übrigen Schriftsteller über diesen Gegenstand sagen, ist meist Stückwerk, welches man mühsam zusammen suchen muß. Die Pretoren, deren es bey den Römern zwey verschiedene Arten gab, hatten, wie jene Beamten der Griechen, alles zu besorgen, was auf den Handel Bezug hatte. Die einen (Praetores mercatorum) mußten die Streitigkeiten der Juländer, und der Seeleute auf ihren Schiffen schlichten. Die anderen, (Praetores peregrini) hatten die Zwiste zwischen den fremden Kaufleuten zu entscheiden, und standen in grossem Ansehen. Sie wurden aus den angesehensten Ständen gewählt, und mußten allemal römische Bürger seyn. Als Sicilien und Sardinien römische Provinzen wurden, so wurden sie, so wie nachher Spanien, durch Prätoren beherrscht. Der Kaiser Claudius ertheilte den Kaufleuten in Cadix grosse Vorrechte, und entzog sie der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen Tribunale. Honorius und Theodos ernannten eigene Richter, welche, wenn von verunglückten Schiffen die Rede war, bey offnen Thüren, (levato relo) sprechen mußten, und es scheint, daß die Handelsgerichte auch in jenen Zeiten, als das Reich so sehr erschüttert wurde, und bis zu seinem Sturze, erhalten wurden. Die Richter, welche die Handelsangelegenheiten fremder Kaufleute zu ordnen hatten, nahmen in verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen Provinzen, verschiedene Namen an. Sie hießen Telonarii, Bajuli, Praepositi, Seneschalli, Seniores oder auch Priores mercatorum.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts gab der an dem Salernischen Meerbusen gelegene Freystaat von

Amalfi Gesetze für die Schiffahrt, welchen sich alle jene unterwerfen mußten, welche das mittelländische Meer befuhren. Mehrere Schriftsteller behaupten, daß diese Gesetze aus einer zu Amalfi vorgefundenen Abschrift der Justicianischen Pandekten gezogen waren, welche Abschrift, als Amalfi 1135 von den Pisanern eingenommen und verheert wurde, mit andern Kostbarkeiten nach Pisa gebracht wurde. Aus der Chronik von Pisa erhellt, daß im Laufe des zehnten Jahrhunderts eine Gerichtsstelle unter dem Namen des Consulats für die Schiffahrt consolato del mare errichtet wurde. Diese Benennung findet sich in einem Statut vom J. 1161. und die dahin sich beziehenden Gesetze sind in einem Breve maris consulum Pisae, enthalten. Baluzius behauptet, daß das erste Consulat im Mittelalter durch Roger I. König von Sicilien in der Stadt Messina gegründet wurde. Dieser Fürst unterwarf alle See- und Handelsangelegenheiten der Entscheidung zweyer Consuln. Guy von Lusignan, welcher in Palästina noch geraumere Zeit mehrere Besitzungen behauptete, bewilligte der Stadt Marseille das Recht, zu Aceon Consuln zu ernennen, welche die Angelegenheiten dieser Stadt vertreten, und die Streitigkeiten der Kaufleute entscheiden sollten. Die Schriftsteller verschiedener Nationen, und auch einzelner Städte, streiten sich für ihre Landsleute um die Ehre, die ersten gewesen zu seyn, welche Consulate und Behörden für den Seehandel errichtet haben. Gewiß ist es indessen, daß in Pisa frühzeitig eine solche Gerichtsstelle vorhanden war, es läßt sich aber vermuthen, daß die sowohl da, als in andern Seestädten beobachteten Gesetze, eine Samm-

lung der von mehreren nach der Levante, dem Archipelagus und dem mittelländischen Meere handelnden Nationen, angenommenen Gebräuche, und Gewohnheiten waren; daß man aus denselben einen eigenen Codex oder Gesetzbuch schuf, welcher nach und nach von den verschiedenen Fürsten, Freystaaten und grossen Handelsstädten angenommen, auch wohl nach Bedürfniß vermehrt oder abgeändert wurde. Die Römer, die Könige von Frankreich, von Arragonien und Castilien, die Grafen von Toulouse, von Barcellona ꝛc. führten dieses Gesetzbuch in ihren Staaten ein, welches in Venedig zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unter dem Titel: il libro del consoloto de marinari von Johann Baptist Pedrezano aufgelegt, und dem damaligen Kais. Consul in Venedig Thomas Zarmora zugeeignet wurde. Im J. 1567. erschien eine zweyte Auflage, welche vorzüglich dazu diente, die an dem Admiralsgericht von Neapel anhängigen Streitfragen zu entscheiden. Seitdem wurde der Gebrauch allgemein, Consuln zu halten, und beynahe alle Nationen haben derselben, nur wäre zu wünschen, daß sie alle nach dem nemlichen System gebildet, und dieses von manchen Mißbräuchen, und Willkührlichkeiten gereinigt würde.

Gustav Wasa in Dalekarlien,

eine

Anekdote aus der Geschichte jener Zeit.

Als nach Steuon's Tode ein Preis auf Gustavs Kopf gesetzt wurde, und Christiern die un-

erhörtesten Grausamkeiten in Schweden ausübte, floh der unglückliche Wasa in Dalekarliens Hochgebirge, in der Hoffnung, bey diesem biedern Volke Schutz zu finden. Seine Hoffnung trog ihn nicht, allein ehe sie erfüllt wurde, hatte er noch grosse Prüfungen und Gefahren auszustehen.

Damals fand man in Dalekarlien noch keine Städte. Die Bergwerke, welche noch jetzt das beste Kupfer liefern, wurden zwar schon bearbeitet; sie waren, so wie das Land ein Eigenthum der Krone, die Einwohner aber hatten ihre eigne Freyheiten, auf welche sie sehr eifersüchtig waren. Die Könige durften niemals Truppen dahin schicken, und wenn sie diese Provinz besuchen wollten, so mußten sie immer vorher die Freyheiten des Landes feyerlichst bestättigen.

Hieher floh Gustav, als Bauer verkleidet. Er nahm einen Gebirgseinwohner zum Führer, welcher ihn aber bald rein ausplünderte, und hülflos in der Mitte der Wälder und Gebirge zurück ließ. Nach vielen Leiden und Beschwerden kam er endlich in den Bergwerken von Fahlun *) an, wo er sich, da er vor der Hand sich Niemanden anzuvertrauen wagte, und um den Geist der Einwohner besser kennen zu lernen, als Arbeiter verdingte. Hier arbeitete der unglückliche Fürst geraume Zeit, wie der ärmste seiner Un-

*) Nun befindet sich nahe bey diesem Bergwerke, die romantisch gelegne, und gut gebaute Bergstadt gleiches Namens. Sie zählt beynahe 2000 Häuser, allein sie ist fortwährend in einen so stinkenden Schwefeldampf, und in den aus den Schmelzhütten aufsteigenden Rauch so sehr eingehüllt, daß der Ungewohnte die angenehme Lage darüber vergißt, und mit beflügeltem Schritte davon eilt.

terthanen, und athmete die dicke Luft, welche jedem Ungewohnten fast unerträglich ist.

Auch in dieser unterirdischen Wohnung hatte Gustav keine Ruhe. Sein Aufenthalt wurde verrathen, und er mußte fliehen. Er floh in eine nahe bey Fahlun auf einem Hügel gelegne Wohnung eines Edelmanns, welcher in der Armee gedient, und welchem der Fürst einst Wohlthaten erzeigt hatte. Hier wurde er von der schimpflichen Gefangenschaft, und vielleicht von dem grausamsten Tode, durch die Geistesgegenwart eines grosmüthigen Weibes gerettet.

Der Edelmann, Pearson war sein Name, nahm den Fürsten gütig auf. Er versicherte ihn seiner Treue, lud ihn ein, ohne Furcht einer Entdeckung in seinem Hause zu bleiben, und erbot sich, in dem Lande umher zu reisen, und die Einwohner zur Vertheidigung ihres rechtmässigen Fürsten aufzufordern. Gustav nahm sein großmüthiges Erbieten freudig an, versicherte ihn zum voraus einer königlichen Belohnung, und Pearson reiste ab, allein nicht, um dem Fürsten Hülfe zuzuführen, sondern, um ihn an seine Feinde zu verrathen. Er versprach sich von Christiern eine sicherere Belohnung, als von dem hülflos umherirrenden Gustav, und benachrichtigte daher den zunächst stehenden feindlichen Posten, daß der Fürst in seinem Hause sich befinde. Man kam überein, daß Pearson, um allen Verdacht des Verraths zu vermeiden, seine Abwesenheit verlängere, und während dieser Zeit ein Offizier mit seinen Leuten den Prinzen gefangen nehmen sollte.

Der Abrede zu Folge erschien der Offizier mit gewaffneter Macht vor Pearsons Hause, ließ alle Zu-

gänge besetzen, und begab sich hinein, um den unglücklichen Gustav zu verhaften. Dieser befand sich eben, immer als Bauer gekleidet, mit der Hausfrau in der Küche, und war beschäftigt, mit einem Messer einen Stock zuzuschneiden. Nachdem der Offizier sich erklärt hatte, daß er käme, im Namen des Königs Christiern den Rebellen Gustav, welcher in ihrem Hause sich aufhalte, zu verhaften, antwortete die Frau, welche von den Absichten ihres Gatten nichts gewußt hatte, und sie verabscheute, ohne aus der Fassung zu kommen, schnell: wenn dieß der junge Edelmann ist, welchen mein Mann vor einigen Tagen hier aufnahm, und welcher immer so traurig ist, so wird es keine Mühe kosten, sich seiner zu bemächtigen, da er immer unbewaffnet ist. Er befindet sich eben in dem nahe gelegnen Wäldchen. Nun, fuhr sie zürnend fort, indem sie sich an Gustav wendete, welcher ungestört an seinem Stocke fort arbeitete, warum stehst du nicht auf vor des Königs Abgeordneten? Gehe, indem sie ihm einen tüchtigen Schlag gab, und ihn in eine nahe gelegne Kammer stieß, den Schlüssel zu sich steckte, du wirst immer ein ungeschliffener Bengel bleiben. Verzeihen Sie, sagte sie dann zu dem Offizier, indem sie ihn höflich in ein anderes Zimmer nöthigte, meine Hitze, allein dieser junge Mensch bringt durch seine Ungeschliffenheit meine Geduld nur gar zu oft aus dem Gleichgewichte.

Der Offizier, welcher keinen Verdacht hatte, ließ sich die Bewirthung herrlich schmecken, und trug seiner Mannschaft auf, Gustaven auf seinem Spaziergange aufzusuchen, und sich seiner zu bemächtigen. Er hatte kein Arges daraus, daß seine dienstfertige

Wirthin ihn bald auf einige Augenblicke verließ. Sie eilte, um Gustaven zu retten. Sie zeigte ihm in der Kammer den Schlauch eines Abtrittes, welcher an den nah gelegnen See führte, wies ihn an einen ehrlichen Geistlichen, bey welchem er Schutz und Sicherheit finden sollte, und eilte dann mit klopfendem Herzen zu ihrem Gast zurück. Gustav entkam auf dem angezeigten Wege glücklich, bemächtigte sich eines Fischerkahns, welcher ihn über den See brachte, wurde von dem Geistlichen freundlich aufgenommen, und sah bald um sich eine Anzahl treuer Dalekarlier vereinigt, welche ihn zu schützen schwuren. Wie er an ihrer Spitze nun offen gegen seine Feinde zu Felde zog, und der Held, der Befreyer seines Vaterlandes von fremdem Joche wurde, dieses alles haben die Geschichtschreiber schon hinlänglich erzählt.

Diese noch wenig bekannte Anekdote ist aus einer Reisebeschreibung entlehnt, welche 1809 in London erschien unter dem Titel: Travelling sketches trough Russia and Suecia during the Years 1805, 6, 7 und 8. by Rober-Ker Porter. Paersons Haus steht jetzt noch, und die spätern Eigenthümer, Abkömmlinge der großmüthigen Frau, trugen Sorge, alles in dem nemlichen Stande zu erhalten. In einer nahe stehenden Hütte wohnen Leute, welche die neugierigen Fremden dahin führen. Ich konnte mich einer frommen Ehrfurcht nicht enthalten, sagt der Verfasser, als ich in das Zimmer trat, in welchem der verfolgte, nachher so grosse König wohnte. Seine Schlafstelle war ein grosser fichtener Schragen, in welchem eine Strohmatratze lag. In der an der Küche stossenden Kammer sieht man den Schlauch, durch welchen Gustav

entkam, und in den Zimmern einige Gemählde, welche die ganze Aufmerksamkeit verdienen. Das Bild der Heldin, welche den König rettete, und die Porträte zweyer Bauern, der treusten Freunde des verfolgten Wasa. Man sieht in diesen Gemählden die Kleidung, welche in jenen merkwürdigen Zeiten unter diesem Volke üblich war. Die Bauern trugen grosse, spitze Hüte, weisse wollene Kleider, einen Bogen, und kurze, mit eisernen Spitzen versehene Pfeile, welche in einem, an der Seite hängenden Köcher stecken. Die Eigenthümer des Hauses sammelten als Heiligthümer mehrere Gegenstände, welche später dem grossen König angehörten. Man findet da eine vollständige Rüstung, eine prächtige seidene Decke, Fürhänge, auf welchen die schwedischen Kronen in erhabner Stickerey prangen, und noch andere Gegenstände, welche mit der ländlichen Einfachheit des Hauses auf die sonderbarste Weise abstechen.

Karl XII., und Peter der Große.

Der nemliche Schriftsteller macht in seiner Reisebeschreibung durch Rußland und Schweden einige Bemerkungen über diese zwey grosse Fürsten, welche es verdienen, den Lesern mitgetheilt zu werden. Er besah in Stockholm unter andern Merkwürdigkeiten auch das Zeughaus, in welchem die Waffen aller verstorbnen Könige aufgereihet sind. Bey dieser Gelegenheit sagt er: „Ich konnte unmöglich diesen Ort verlassen, ohne noch einmal Karls hinterlassene Waffen zu be-

trachten, und den blutigen Handschuh, welchen er in seiner Todesstunde trug, voll Ehrfurcht an meine Lippen zu drücken. Ich erinnerte mich, mit gleicher Rührung in Petersburg seines grossen Nebenbuhlers Waffen betrachtet zu haben. Welch ein Unterschied in dem Charakter dieser zwey grossen Fürsten. Karl, welcher vorsätzlich in der Unwissenheit erzogen wurde, verdankte seine edlen Grundsätze, seinen unerschütterlichen Muth, seine strenge Ehrliebe, und vorzüglich seine Treue in der Freundschaft, durch welche er sich auszeichnete, blos sich selbst. Als der Senat, nach seiner Thronbesteigung, noch überlegte, wie man mit den Feinden, welche Schweden bedrohten, unterhandeln solle, unterbrach er die Berathschlagung, indem er ausrief: „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde niemals einen ungerechten Krieg beginnen, allein ich werde auch niemals einen angefangenen beenden, als durch die Niederlage des ungerechten Angreifers." Er hielt Wort, und als nach Dänemarks Besiegung der Czar Peter, welcher Gesandte nach Stockholm zu Erhaltung des Friedens gesandt hatte, plötzlich in Liefland einfiel, war ihm, dem sein Wort so heilig war, dieser Schritt unbegreiflich. In seinen vielen, fast unbegreiflichen Siegen, zeichnete er sich durch Schonung gegen die Ueberwundenen, und vorzüglich durch Bescheidenheit im Glücke aus. Er strich eigenhändig alle Berichte aus, welche mit zu grossem Lobe von ihm, und mit Verachtung von seinen Feinden sprachen. In der Schlacht bey Cliffau, welche er gegen Polens König lieferte, wurde sein freundschaftliches Herz tief verwundet. Durch einen der ersten Kanonenschüsse wurde sein Schwager, der Her-

zog von Holstein, getödtet. Karl sah ihn fallen, und fragte, ob er todt sey. Als man ihm dieses bejahte, bedeckte Todtenblässe sein Gesicht, er bedeckte es mit seinen Händen, und seine Thränen stürzten gewaltsam hervor. Nach einigen Augenblicken erholte er sich wieder, und drang wüthend vorwärts in die Mitte der Feinde. Nur ein einzigesmal in seinem Leben war er grausam, nemlich da, als er gegen Patkul unversöhnlich blieb. Nach neunjährigen Siegen verließ ihn endlich das Glück in der unglücklichen Schlacht bey Pultava, allein im größten Unglücke blieb Karl noch groß. Man weiß, mit welcher Festigkeit, ja Tollkühnheit, er sich unter den Türken betrug. Man zeigt eine hohe, mit Pelz gefütterte Mütze, welche er bey Bender trug, und bemerkte in derselben einen tiefen Säbelhieb.

Von Karls Tod bey Friedrichshall erzählt der Verfasser manches, von welchem zu wünschen wäre, daß er es, der grossen Wichtigkeit wegen, mit Beweisen belegte. Karl kam bekanntlich vor dieser Festung, welche von den Seinigen belagert wurde, an. Am Andreasabend begab er sich, wie gewöhnlich, während einer dunkeln Nacht, in die Laufgräben, um sie zu besichtigen. Er fand Verschiedenes daran auszusetzen, und bezeigte seinen Unwillen dem Ingenieuroffizier Megret, welcher ihn versicherte, daß die Festung in 8 Tagen unfehlbar fallen werde. Wir wollen sehen, antwortete der König, und bückte sich, um bey dem Sternenlichte die Arbeit zu betrachten, und in dem nemlichen Augenblicke fiel ein Schuß, welcher ihn an dem Schlaf verwundete. Karl grif mit der rechten Hand nach der Wunde,

dann an den Degen, und stürzte todt zur Erde. „Das Schauspiel ist zu Ende, sagte kalt Megret zu den Offizieren, welche den unglücklichen König umringten, laßt uns zum Essen gehen.“ Man kam überein, den Vorfall so lange zu verheimlichen, bis man die Absichten seines Schwagers, des Prinzen von Hessen, kennen würde, und der Leichnam wurde mit einem Mantel zugedeckt. Der Prinz befahl, daß Niemand sich aus dem Lager entfernen, und ließ sogleich seine Gattin als Königin ausrufen, zum Nachtheil des jungen Herzogs von Holstein, welcher ein Neffe des verstorbenen Königs war. Der Minister von Görz, welcher zugleich Hofmeister des jungen Herzogs war, wurde hingerichtet, und mehrere andere Maasregeln ergriffen, welche bewiesen, daß sie zum voraus schon beschlossen waren.

Karl, sagt der Verfasser, hatte sich durch neunjährige Siege, Peter durch eben so langes Bestreben berühmt gemacht, seinen Soldaten zu lehren, wie man Siege erfechten muß. Der eine konnte sich rühmen, Königreiche genommen, und gegeben, der andere, seine Völker gebildet zu haben. Der eine war mäßig bis zum Uebermaaß, großmüthig und gütig, der andere eben so strenge gegen seine Unterthanen, als bewundernswürdig in den Augen der Fremden, und Ausschweifungen ergeben, durch welche er seine Tage abkürzte. Karl hätte den Namen des Unüberwindlichen verdient, und Peter hat den des Grossen mit Recht erhalten.

Der Verfasser erzählt bey dieser Gelegenheit von Peter dem Grossen eine Anekdote, welche noch wenig bekannt ist, und welche beweist, daß dieser Mann

trotz seiner rohen Aussenseite, sehr wohlwollender Gefühle empfänglich war. Er litt lange an einem Uebel, welches er sorgfältig, selbst vor seiner Gattin verbarg. Er brauchte verkehrte Mittel, und hätte er sich nicht endlich Aerzten anvertraut, so würde er damals schon unterlegen seyn. Nach langem Leiden erholte er sich endlich wieder, und als er sich stark genug fühlte, so schiffte er sich ein, um den Ladogasee zu besuchen, an welchem unter Munichs Aufsicht verschiedene Baute aufgeführt wurden. Da er fand, daß ihm diese Bewegung wohl bekam, so fuhr er längs der Nava weiter, bis nach Lachta, einem an dem Finnischen Meerbusen gelegenen Orte. Kaum war der Kaiser daselbst angekommen, als ein fürchterlicher Sturm ausbrach. Eine Schaluppe, auf welcher sich Soldaten befanden, war in grosser Gefahr, und scheiterte wirklich im Angesicht des Ortes. Der Kaiser befahl, daß man den Unglücklichen, welche sich gegen die eindringenden, und über sie herrollenden Wogen kaum mehr halten konnten, schleunige Hülfe bringen, allein das dazu abgeschickte Fahrzeug konnte des heftigen Windes wegen nicht dahin kommen. Peter, voll edler Ungeduld, stieg in eine Barke, und durch Hülfe der Ruders gelang es ihm dem gestrandeten Schiffe nahe zu kommen, allein die heftige Brandung an den Klippen erlaubte es nicht, den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Der Kaiser warf sich in die See, und nach unglaublicher Anstrengung gelangte er wirklich an das Schiff. Man denke sich das Erstaunen der Unglücklichen, den Kaiser wie einen rettenden Engel in ihrer Mitte zu sehen. Seine Gegenwart flößte ihnen neuen Muth ein, und Peter unterstützte sie durch seine unerschüt-

terliche Geistesgegenwart. Es gelang ihnen wirklich, das Schiff flott zu machen, und sie wurden alle gerettet, allein der großmüthige Fürst mußte seine Menschenliebe bald mit dem Leben bezahlen. Die Verkältung, und die heftige Gemüthserschütterung zogen ihm einen Rückfall zu. Er wurde nach Petersburg gebracht, wo ein heftiges Fieber seine schon schwachen Kräfte erschöpfte.

Skizze zweyer berühmter Männer,
Humes und Montesquieu's.

Die Schilderungen, welche wir hier den Lesern übergeben, sind aus den Denkwürdigkeiten des Lord Charlemont entlehnt, welcher beede berühmten Männer genau kannte, und Hume's Freund war. Er traf mit ihm 1750 in Turin zusammen, wohin Hume den General Sinclair, welcher nach Wien und Turin gesandt war, um den Marsch der von beeden Höfen versprochenen Contingente zu betreiben, als Sekretär begleitete. „Niemals, sagt der Verfasser, bildete die Natur einen Menschen, dessen Aeusseres seinem Innern weniger entsprach. Seine Züge waren ohne Ausdruck, und seine Gesichtsbildung verrieth keineswegs den hohen Geist, welcher den Körper beseelte. Er hatte ein volles und breites Gesicht, einen grossen Mund, welcher einem Pinsel anzugehören schien, und Augen ohne alles Feuer. Sein fetter Körper kündigte eher einen Prasser, als einen Weltweisen an, und wenn er den Mund öffnete, so machte ihn seine

schottische Aussprache lächerlich. Er war gesund und kraftvoll, allein unbeholfen, und in seiner Uniform, welche er seiner Stelle wegen tragen mußte, glich er einem englischen Pfefferhändler, welcher mit der Bürgermiliz zum Exerciren ausrückt. Mit einer wahren Herzensgüte, fährt Charlemont fort, verband mein Freund Hume die abscheulichsten Grundsätze. Er liebte die Menschheit im Ganzen, und war thätig und immer bereit, seinen Mitmenschen zu dienen, den einzigen Fall ausgenommen, jeden auf seine Weise sein Heil suchen zu lassen. Uebrigens war er liebevoll, und in hohem Grade wohlthätig. In den gesellschaftlichen Zirkeln zu Paris machte Hume, trotz seines lächerlichen Aeussern, sein Glück. Irreligiosität, und englische Fracke waren damals in Frankreich an der Tagesordnung, und jedes Frauenzimmer nach der Mode wünschte daher Hume'n an ihrem Putztisch zu sehen. Wenn er sein breites Gesicht im Schauspiel zur Schau ausstellte, so geschah es gewiß allemal in der Mitte schöner Weiber... Sein Benehmen gegen Rousseau macht ihm viele Ehre, und zeugt von seiner Herzensgüte, so wie von der Eitelkeit und der Thorheit des Genfer Philosopheu... Als mir Hume, sagt der Verfasser an einem andern Orte, in London das Manuskript seiner Versuche mittheilte, so machte ich ihm die Bemerkung, daß die Menschen, wenn seine Grundsätze allgemein werden sollten, wohl an ihrem Glücke verlieren würden, und fragte ihn, ob er nicht glaube, daß Religion für das Menschengeschlecht nothwendig sey? Ihre Einwendungen, antwortete er mir, sind nicht ohne Gewicht, allein der Irrthum kann niemals nützlich werden, und die Wahrheit muß alle andere

dere Rücksichten überwiegen. Uebrigens ließ Hume allem, was man gegen ihn gründliches sagte, Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er es widerlegte, so geschah es allemal mit Sanftmuth und in der besten Ueberzeugung ꝛc."

Von Montesquieu sagt Charlemont: „In Bordeaux machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, auf welche ich stolzer war, als hätte ich die egyptischen Pyramiden besucht, nemlich die des Präsidenten Montesquieu. Kein Geliebter kann so sehnlich auf sein Liebchen harren, als ich dem Tage entgegen harrte, welcher uns nach dem Landhaus des Präsidenten bringen sollte. Wir fuhren frühzeitig aus, und kamen dort an, ehe er aufgestanden war. Man führte uns indessen in den Büchersaal, und wir fanden auf einem Tische, an welchem der Präsident wahrscheinlich den Abend vorher gesessen hatte, eine ausgelöschte Lampe, und ein offnes Buch. Neugierig, den Gegenstand des nächtlichen Studiums des Weltweisen kennen zu lernen, blickten wir hin, und siehe da: es waren Ovids Elogien, und zwar eine der Stellen, welche dieser grosse Meister in der Liebe so beissend darzustellen wußte. Wir waren ganz erstaunt über diese Entdeckung, allein wir wurden es noch mehr, als wir den Präsidenten erscheinen sahen, dessen Aeusseres ganz nicht dem Bilde entsprach, welches wir uns von ihm entworfen hatten. Junge Leute, wie wir waren, mußten uns mit Schüchternheit einem Gelehrten von so hohem Rufe, als der Verfasser des Geistes der Gesetze hatte, nähern, allein statt eines ernsten Weltweisen, sahen wir einen lebhaften, höflichen, zuvorkommenden Franzosen, welcher uns

tausend Komplimente über die Ehre unseres Besuches machte. Er trug uns ein Frühstück an, und da wir schon gefrühstückt hatten, so lud er uns ein, einen Spaziergang in den Garten zu machen. Ich werde Ihnen, sagte er, meine englische Anlage zeigen. Wir folgten, und in einiger Entfernung kamen wir an ein, von Alleen durchschnittenes Gehölz, dessen Eingang aber verschlossen war. Der Präsident suchte den Schlüssel in allen Taschen, und da er ihn nicht fand, so sagte er: Es lohnt sich nicht der Mühe, des Schlüssels wegen nach Hause zu gehen. In Ihrem Alter werden Sie sich durch die Schranken nicht aufhalten lassen. Folgen Sie mir. „Bey diesen Worten nahm er einen Anlauf, und sprang hinüber, und wir, erstaunt und erfreut in dem berühmten Montesquieu einen Kameraden in der edlen Springkunst zu finden, wir sprangen ihm nach. In Paris, fährt der Verfasser fort, sah ich ihn nachher oft in dem Zirkel der Weiber, und war über seine Lebhaftigkeit und Freyheit erstaunt. Der geübteste und liebenswürdigste Stutzer konnte nicht mehr Hülfsquellen entwickeln, die Weiber zu unterhalten, als dieser Weltweise in einem Alter von 70 Jahren that. Um dieses eher zu begreifen, muß man sich erinnern, daß der Verfasser des Geistes der Gesetze, auch der der persischen Briefe, und des Tempels von Gnidos ist."

Einige noch wenig bekannte Anekdoten von Michael Cervantes.

Wer, der nur halbwege in der Litteratur der schönen Wissenschaften bekannt ist, kennt nicht, wenigst dem Namen nach, den Verfasser des Don Quixotte, des Ritters von Mancha, eines Werkes, auf welches Spanien stolz ist, und welches fast in alle europäische Sprachen übersetzt wurde? Es erschienen unter dem Schutze der Kön. Akademie zu Madrid drey Prachtausgaben, und Don Juan Antonio Pellicer besorgte 1797 eine Ausgabe, welche besonders der kritischen Bemerkungen wegen geschätzt wird. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, von diesem berühmten Manne einige, noch wenig bekannte Anekdoten zu erhalten.

Michael Cervantes wurde gegen das Jahr 1547 zu Alcala de Henares geboren, und starb 1616 zu Madrid, nach einer langen Krankheit in einem Alter von 69 Jahren. An seinem Todestage, nemlich am 23 April starb auch Schakespeare in einem Alter von 53 Jahren. Von Cervantes Jugend ist wenig bekannt, nur so viel ist gewiß, daß er durch Zufall in die Sclaverey nach Algier gerieth, und in einem Alter von 30 Jahren mit noch 184 andern durch die Trinitariermönche aus der Gefangenschaft losgekauft wurde. Seine Mutter trug indessen zu seinem Lösegeld, welches 500 Thaler in Golde betrug, einen Theil bey. Nach seiner Zurückkunft in das Vaterland sah sich Cervantes von allem entblößt, und er

schrieb Komedien, um sich zu nähren. Er erhielt für das Stück 800 Realen, ungefähr 150 fl. unseres Geldes, und er lieferte deren eine beträchtliche Anzahl. Im Jahre 1584 verheurathete er sich mit Donna Catalina de Salazar, welche ihm 6000 Realen, ungefähr 800 fl. unseres Geldes zubrachte. Die eine Hälfte dieses Heurathsguts bestand in liegenden Gründen, die andere in Geräthschaften und Lebensmitteln. Man hat noch ein Verzeichniß einiger derselben, nemlich: 4 Bienenstöcke samt dem Honig. 4 Pf. Wachs. 6 Scheffel Mehl. 1 Scheffel Korn. 45 Stück Hühner, Hühnchen, und 1 Hahn. Ein alabasternes Bild der Jungfrau Maria mit dem Kinde. Ein Oehlgemälde die Jungfrau Mariä vorstellend. Ein silbernes Bild der Maria von Loretto. 2 Gemälde, das Jesuskind vorstellend. Ein Crucifix. Ein Bild des h. Franziskus.

Man sieht, daß sich Cervantes über zu grossen Reichthum nicht zu beklagen hatte, und von diesem wenigen sicherte er seiner Gattin noch die Hälfte zu, auch konnte er, trotz seines Ruhms in der gelehrten Welt, sich niemals aus seinen dürftigen Umständen erheben. Er lebte einige Jahre in Sevilla, und folgte dann dem Hofe nach Madrid, wo er auch seine Tage endete. Lange schmeichelte er sich mit der Hoffnung besserer Tage, als er sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, und von dem Neid verfolgt sah, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, in welcher er von einer kleinen Leibrente, welche der Erzbischof von Toledo, und der Graf von Lemos ihm reichten, lebte. In seiner letzten Krankheit, welche 7 Monate dauerte, litt sein Geist sehr, und als er den Tod

mahen fühlte, kleidete er sich als ein Franziskaner-Mönch, vermuthlich um unter dieser heiligen Verkleidung leichteren Eingang in das Paradies zu finden. Wahrscheinlich dachte Milton an ihn, als er sagte:

„..... to be sure of paradise,
Dying, put on the weeds of Dominik
Or in Franciscan think to pass disguised."

Cervantes erklärt in der Vorrede zu dem Don Quixotte, daß seine Absicht sey, den Geist der fahrenden Ritterschaft, an welchem seine Landsleute kränkelten, zu schwächen, und es gelang ihm, allein es ist noch eine grosse Frage, ob er seinem Volke einen Dienst dadurch erwiesen habe, oder nicht. Pellicer, von welchem wir oben sagten, daß er 1797 eine neue Ausgabe besorgte, sagt über diesen Gegenstand: „Ein sehr gutes Buch kann oft einen sehr grossen Schaden zufügen. Einen Beweis hievon liefert der Don Quixotte. Cervantes vertilgte den Geist des Ritterthums, und von diesem Augenblicke an sank Spanien in seinem Glanze. Es ist nicht selten gefährlich, ein Volk von seinen Chimären zu heilen, wenn diese mit seinem Charakter wesentlich verbunden sind, und dieser Charakter übrigens gut und kraftvoll ist. Es gibt gewisse Thorheiten, welche ehrwürdig sind, und nicht angetastet werden dürfen."

Die Inquisition in Portugal,

eine

Anekdote aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

In einem der gelesensten öffentlichen englischen Blättern findet sich folgende, noch wenig bekannte Anekdote. Don Estevan de Xérès hatte sich in Mexiko grosse Reichthümer gesammelt, und war 1702 auf dem Wege, sich nach Spanien, welches er in früher Kindheit verlassen hatte, zurück zu begeben. Das Schiff, welches ihn und seine Schätze trug, lief in dem Hafen von Lissabon ein, und Estevan sah sich genöthigt, einige Zeit da zu verweilen. Sein Hauswirth, geblendet von dem Gelde seines Miethmanns, faßte den Entschluß, sich einen Theil desselben zuzueignen, und er beschloß, die Inquisition dazu zu Hilfe zu nehmen, in der Hoffnung, in der Verwirrung, welche die Anklage und die Festnehmung Estevans zur Folge haben mußte, einen Theil der Schätze bey Seite zu bringen. Sein Sohn, welcher selbst in Mexiko gewesen war, und Don Estevan dort gekannt hatte, sollte anzeigen, daß dieser einer Amerikanerin zu Liebe sich zur Anbetung der Sonne verstanden habe, der Vater aber sollte hinzufügen, daß sein Miethsmann keinen Gottesdienst besuche, und sich oft in seinen Zimmern verschlossen halte, vermuthlich um Aberglauben zu treiben. Diese Angabe wurde dadurch noch bestätigt, daß Estevan aus Amerika viele sonderbare Figuren mitgebracht, und die Bedienten im Hause gewarnt hatte, sie nicht zu berühren.

Die Anklage geschah, und wurde angenommen, denn der Ruf von Estevans Reichthümern war ein mächtiger Köder. Er wurde des andern Tages auf offner Strasse angehalten, und abgeführt. Sein Diener, ein Neger, welchen Estevan erzogen hatte, und der seinen Herrn kindlich liebte, folgte ihm von ferne, und sah, daß man ihn in die Gefängnisse des heiligen Gerichts brachte. Zamora, so hieß dieser treue Diener, war ein heller Kopf, und begriff sogleich, daß es auf die Schätze seines Herrn abgesehen war. Um vor der Hand einen Theil derselben zu retten, eilte er sogleich zu Hause, bemächtigte sich eines Kästchens mit Edelsteinen, und einer Brieftasche, in welcher er wußte, daß grosse Schätze enthalten waren. Er verfügte sich damit zu dem französ. Consul, welcher ein Freund seines Herrn war, und forderte ihn zu dessen Rettung auf. Dieser ließ unter dem Vorwande, daß der größte Theil von Estevans Gütern von französischen Kaufleuten versichert worden war, um seine Landsleute vor dem Verluste zu sichern, sogleich Beschlag auf alle Effekten legen, welches ihm von der Regierung nicht verweigert werden durfte, und auf solche Weise war der größte Theil des Vermögens gesichert. Nun war die Rede davon, den Herrn selbst zu retten, und Zamora verpflichtete sich dazu, oder, wenn es ihm mißlingen sollte, mit ihm zu sterben.

Nachdem Zamora seinen Plan entworfen hatte, begab er sich nach dem Pallast des h. Gerichtes, und verlangte mit dem Großinquisitor zu sprechen. Man sagte ihm, daß er noch zu Bette liege. Zamora wollte warten. Man fragte ihn nach seinem Anliegen, und er sagte, daß er der Diener Don Estevans sey, und etwas sei-

nen Herrn Betreffendes zu hinterbringen habe. Da man etwas Wichtiges zu erfahren hoffte, so wurde er eingelassen, und zu dem geheimen Sekretär, welcher des Inquisitors ganzes Vertrauen besaß, gebracht. Der fromme Mann war so eben beschäftigt, seine Chokolade zu trinken, und beurlaubte eine junge Frau mit den Worten: gehe hin meine Tochter, und sündige nicht wieder!

Zamora machte nun seinen Vortrag. Er sagte, daß sein Herr ihm seit langer Zeit die Taufe versprochen habe, welches aber durch Hindernisse verschiedener Art bis jetzt verschoben worden war; daß er gerne seine gesparten Pfenninge, hier ließ er einen gut gefüllten Beutel blicken, opfern wolle, und daß er, da er jetzt ohne Herrn sey, in die Dienste des heil. Gerichts zu treten wünsche. Der Sekretär fragte ihn nach seinen Kenntnissen, und Zamora erwiederte, daß er etwas von der Koch- und Gärtnerkunst verstehe, übrigens aber voll Thätigkeit und gutem Willen sey, welches dem geistlichen Herrn sehr zu gefallen schien. Er ließ den Haushofmeister rufen, und übergab ihm den jungen Menschen mit dem Auftrage, gute Sorge für ihn zu tragen.

Der treue Neger wendete die ersten Wochen dazu an, sich überall beliebt zu machen. Er studirte seinen Cathechis'm fleißig, und that alles, sogar den leisesten Winken seines Beschützers zuvorzukommen. Dieser stellte ihn dem Großinquisitor vor, welcher ihm ebenfalls seine besondere Gnade zusicherte. Uebrigens war er zuvorkommend gegen alle im Hause, aß und trank mit ihnen, half ihnen und ihre Thorheiten verhehlen. Vorzüglich aber hielt er sich an den

Obersten der Gefangenwärter. Dieser Mann hatte eine Geliebte, und Zamora, welcher ihm bereitwillig manche seiner Dienstverrichtungen annahm, verschaffte ihm dadurch Gelegenheit, sie öfter zu besuchen. Wenn die Wächter müde waren, so wachte er für sie, unterhielt sie mit Erzählungen von seinem Vaterlande, und, was ihnen am angenehmsten war, bewirthete sie oft mit Wein. Auf solche Weise erwarb er sich volles Zutrauen, und er hatte schon den Zutritt in mehr dann 50 Kerkern erhalten, ohne noch den, seines Herrn zu entdecken.

Einst befand sich Zamora in der Halle der Wächter, als der Oberste derselben, nachdem er ein Billet erhalten hatte, befahl, die Waffen zu ergreifen, welches immer geschah, wenn ein Gefangener zum Verhör geführt werden sollte. Er wollte sich entfernen, der Alkalde aber hieß ihn bleiben: „Komm mit uns, sagte er, in das obere Stockwerk, welches du ohne dem noch niemals gesehen hast.“ Und Zamora folgte ihm mit von Freude und Furcht klopfenden Herzen, und in der Hoffnung, vielleicht etwas von seinem Herrn zu erfahren. Seine Hoffnung trog ihn wirklich nicht, denn kaum waren einige stark verriegelte Thüren geöffnet, als er Don Estevan in der Mitte zweyer Wächter den langen Gang daher kommen sah. Zamora stellte sich so, daß ihn sein Herr erblicken mußte, und legte den Finger auf den Mund. Estevan schien ihn verstanden zu haben, denn er gieng ruhigen Schrittes vorüber, ohne die mindeste Ueberraschung merken zu lassen.

Die Zeit, welche Estevan in dem Verhör zubrachte, benutzte Zamora, den offen stehenden Kerker sei-

nes Herrn zu betrachten. Er bemerkte mit einem Blicke, daß er durch ein einziges, stark vergittertes Fenster, welches in den Garten gieng, erleuchtet wurde, und als Estevan nach einigen Stunden wieder zurück geführt wurde, stand Zamora wieder auf seiner vorigen Stelle. Der Alkalde begleitete den Gefangenen selbst, um ihn zu verschliessen, allein der dienstfertige Zamora lief herbey, um ihn der Mühe zu überheben, schloß mit grossem Geräusche die Thüren und Riegel, und überreichte die Schlüssel, nachdem er durch die Oeffnung, durch welche den Gefangenen die Speise gereicht wird, unbemerkt ein Zettelchen geworfen hatte, auf welchem blos die Worte standen: „Muth, Geduld, und — vor allem, dieses vernichtet."

Zamora war schon lange, so wie mit allen im Hause, mit dem Gärtner bekannt gewesen, nun aber schloß er sich vorzüglich an ihn an. Er half ihm arbeiten, erzeigte ihm hundert kleine Dienste und machte sich ihm bald unentbehrlich. Es schätzte sich überhaupt jeder zum Glücke, den Schützling des geheimen Sekretärs, und sogar des Großinquisitors, zum Freunde zu haben. Der Gärtner war ein alter Mann, der die starken Getränke liebte, und Zamora versorgte ihn reichlich damit. In wenig Wochen hatte er es dahin gebracht, daß er des Mannes volles Zutrauen besaß, und zu jeder Stunde in den Garten gehen konnte. Während dieser Zeit hatte Zamora seine übrigen Freunde keineswegs vernachläßigt. Er leistete überall hilfreiche Hand, und seit mehrern Wochen begleitete er die Gefangenwärter, um den Gefangenen Mittags und Abends das Essen zu bringen.

Eines Abends fand Estevan ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zu der nemlichen Stunde, aufgemerkt!“

Des andern Tages fand sich Zamora frühzeitig in der Küche ein, wo für jeden Gefangenen die Portion zugerichtet wurde. Er bemächtigte sich des Brodkorbes, welches er schon öfters gethan hatte. Er fand Mittel eines der Brödchen bey Seite zu schaffen, und ein anderes, ganz ähnliches, in welchem eine Feile verborgen war, und welches in dem Hause des Consuls zubereitet wurde, dafür hin zu thun. Mit klopfendem Herzen trat er seine Wanderung an, gab jedem Gefangenen sein Brödchen, und Estevan glücklich das für ihn bestimmte. Die Angst hatte ihn indessen so angegriffen, daß er bald darauf ohnmächtig nieder sank. Alle seine Freunde stürzten herbey, und sein Beschützer, der Sekretär, welchem die Sache gemeldet wurde, reichte ihm selbst Hülfe. Er erholte sich bald.

Nun verflossen zwey Monate, von einer Seite in der quälendsten Erwartung, von der andern in vorsichtiger Thätigkeit. Endlich, am Vorabend vor Weihnachten, erhielt Estevan auf dem gewöhnlichen Wege einen Zettel des Inhalts: „Wenn alles bereit ist, so lassen Sie morgen Ihre Flasche unberührt stehen.“ Die Flasche kam wirklich unberührt zurück, und Estevan erhielt dafür ein Zettelchen mit den Worten: „Morgen, zwischen Mitternacht und ein Uhr, lassen Sie die Schnur aus dem Fenster herab.“ Ein Büntel Schnüre war dem Zettelchen beygefügt.

An dem Weihnachtsfeste lebte alles im Hause hoch. Der Großinquisitor schmaußte mit den Seinigen, und sie tranken nach Verhältniß. Nach zehn Uhr war alles stille. Der Oberste der Wächter gestand Zamoren, daß er einen Besuch bey seiner Geliebten versprochen habe, und bat ihn, für ihn zu wachen. Zamora versprach es. „Ich habe zwar, sagte er, dem Gärtner versprochen, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, allein der Dienst soll nicht darunter leiden.“ Der Alkalde gieng zu seiner Geliebten; Zamora bewirthete die Wächter reichlich mit Wein; trank dem Gärtner tapfer zu, und brachte es bald dahin, daß alle schnarchten.

Nun war die entscheidende Stunde gekommen. Zamora holte eine Strickleiter, welche er gemacht, und sorgfältig verborgen hatte. Nachdem es Mitternacht geschlagen hatte, begab er sich unter Estevans Fenster; die Schnur kam herab, die Strickleiter wurde aufgezogen und befestigt; der Gefangene stieg glücklich herab, und Herr und Diener lagen sich in den Armen. Sie entkamen glücklich aus dem Hause, und begaben sich zu dem Consul, welcher schon alles zu der Abreise bereit gehalten hatte. Sie schifften sich nach Bordeaux ein, wo Esevan, da er sich nicht nach Spanien zu gehen getraute, seine übrigen Tage in Ruhe verlebte, und nach Jahren in den Armen Zamora's, welchen er zum Sohne angenommen hatte, entschlummerte.

Die Caravanen,

oder

über die Art in der Türkey, und andern Ländern zu reisen.

So nennt man eine Anzahl Menschen und Thiere, welche sich zu dem Endzweck versammelten, unter gegenseitigem Beystand und Schutz eine Reise durch unwirthbare, und für den einzelnen Reisenden Gefahr drohende Gegenden zu unternehmen. Glücklich sind jene Länder, in welchen aufgeklärte Regierungen für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden sorgen. Da hat der Reisende nicht nöthig, sich in grosse Gesellschaften zu versammeln, um sich wechselseitig zu unterstützen. Einzeln darf er sich bey Tag und bey Nacht auf den Weg machen. Er findet gebahnte, und gut unterhaltene Strassen, ein angebautes und bewohntes Land, wo er überall, wenn auch nicht das Bequeme, doch das Nothwendige antrifft, und von Räubern und liederlichem Gesindel hat er sich nicht zu fürchten, weil wohlthätige Anstalten getroffen sind, das Land zu säubern. Laßt uns dankbar die mannigfaltigen Wohlthaten der Kultur erkennen, und nicht murren, wenn wir den Regierungen, welche väterlich für uns sorgen, Beiträge liefern müssen! Der Sclave in jenen noch halb rohen Ländern ist nicht einmal seiner tischen Haabe sicher, und muß jede Stunde gewärtig seyn, daß sie ihm abgepreßt werde, und doch genießt er ungeachtet aller dieser Aufopferungen der Wohlthaten, welcher wir uns zu erfreuen haben, nicht. Da hat man ungeheure Wüsten zu durchwandern, in welchen es dem Reisenden an allem gebricht, wo er leicht

Hungers oder Durst's sterben kann, oder Gefahr läuft, von wilden Thieren verzehrt, oder von den herumwanderuden Horden wilder Räuber angegriffen, geplündert, auch wohl gar getödtet zu werden. Angebahnte, und gut erhaltne Strassen, ist in manchen Ländern gar nicht zu gedenken, und der Wanderer muß sich seinen Weg unter hundert Beschwerden selbst bahnen.

Unter solchen Umständen bleibt dem Reisenden nichts übrig, als sich unter der Leitung eines Anführers in grossen Haufen zu versammeln, um in vereinter Kraft jenen Schutz und Unterstützung zu finden, welche wir der Vorsorge unserer Regierungen verdanken. In gewissen zu grossen Reisen günstigen Jahrszeiten sammeln sich an bestimmten, und schon bekannten Orten, meistens in grossen Handelsstädten, die Reisenden. Der Führer dieser Versammlung, oder Caravane, heißt Caravan-bachi. Er bestimmt die Reiseroute, die Lagerorte, und sorgt gewöhnlich für das Nothwendige. Es ist zwar jedem Reisenden erlaubt, seine eigene Pferde, Maulthiere, Mundvorrath ꝛc. zu besorgen, und er thut auch besser daran, weil er sonst oft schlecht genug bedient wird. Gewöhnlich liefert der Caravan-bachi die nothwendigen Packthiere, welche nach Verschiedenheit der Länder, und der Provinzen, welche man zu durchwandern hat, verschieden sind. In vielen Ländern bedient man sich der Pferde, in andern der Maulthiere, Esel, und sehr oft auch der Ochsen. Zu Reisen durch Wüsteneyen, besonders durch Sandsteppen, in welchen es sehr oft an Wasser gebricht, sind Kameele und Dromedare die nützlichsten Thiere. Sie tragen grosse Lasten, sind im Stande langen Durst

zu leiden, und haben für den größten Nothfall Wasservorräthe in ihrem Magen, durch welche sich schon sehr oft Menschen von dem Tode gerettet haben.

In einigen Provinzen, besonders in jenen des türkischen Reichs, findet man in gewissen Entfernungen, gewöhnlich in der Entfernung einer Tagreise, Gebäude, in welchen die Reisenden, und ihre Thiere übernachten können. Sie werden Caravanserai's, oder Can's genannt. Sie gleichen, und das noch im verjüngten Maasstabe, den elendesten unserer Gasthöfe, in welchen man, wenn auch sonst nichts, doch Schutz gegen Wind und Wetter findet. Einige sind indessen bequemer eingerichtet, enthalten eine Reihe Kammern, in welchen die Reisenden sich zur Ruhe legen können, auch findet man nicht selten in ihrer Nähe Buden, in welchen man Kaffee, Sorbet, und für jene, welche sich kein Gewissen daraus machen, geistige Getränke, erhält. Andere Can's sind aber ohne alle Bequemlichkeit. Ein viereckigtes Gebäude, mit einem Dache. In der Mitte desselben der Platz, wohin das Gepäcke gebracht wird. Rings um dasselbe werden die Pferde und andere Packthiere angebunden, und längs den Wänden hin läuft eine kleine Erhöhung, auf welcher der Reisende ruht, und nicht selten in der Nacht Besuch von irgend einem der vierfüssigen Gäste bekömmt. In manchen Provinzen, besonders in den grossen Wüsteneyen, muß man auch dieser Bequemlichkeit entbehren. Da findet man blos Lagerplätze, etwa in der Nähe einer Quelle, oder eines Brunnens. Ist man da angelangt, so wird in der Mitte Feuer angeschirrt, um zu kochen. Ringsum liegen die Reisenden und das Gepäcke, und die Thie-

re sind im Kreise umher angebunden. In Gegenden, welche wegen der Räuber oder wilder Thiere unsicher sind, werden die Thiere und das Gepäck in die Mitte gebracht, die Nacht über Feuer unterhalten, und Wachen ausgestellt.

Die Caravanserai's, und Brunnen sind gewöhnlich milde Stiftungen frommer Privatleute, welche sich dadurch eine Stufe in dem Paradies erringen wollen. Es ist ein Grundsatz der mahomedanischen Religion, daß es nichts Verdienstlicheres gäbe, als solche Stiftungen zum Besten seiner Mitmenschen. Viele dieser Brunnen sind zierlich, manche prächtig erbaut. Man findet da immer Gefässe für Menschen und Thiere, und an manchen Orten Bequemlichkeiten, die den Mahomedanern gesetzlich vorgeschriebenen Reinigungen vorzunehmen. Um viele dieser Brunnen, oder auch längs der Strasse, sind Datteln und andere Bäume gepflanzt, damit der müde Reisende Schatten, und Erquickung finden möge.

Der Caravan-bachi ist mit seinen Knechten, deren er nach Verhältniß der Caravanen mehrere hat, immer vor Tagesanbruch schon auf den Beinen. Er besorgt das Aufladen, und Befestigen des Gepäcks, für welches er haften muß. Dieses Geschäft nimmt unter grossem Geräusch Morgens und Abends mehrere Stunden weg, und die Sonne steht gewöhnlich schon hoch, wenn sich die Caravane in Bewegung setzt. Der Bachi ist immer an der Spitze, und in Gegenden, wo man wegen Räuber Gefahr läuft, schickt er gewöhnlich nach allen Seiten Späher aus. Bey der Nachricht der Annäherung des Feindes wird entweder Halt gemacht, oder doch die Ordnung gegeben, daß

Je-

Jedermann seine Waffen bereit halte, und in gedrängten Reihen vorrücke. Es geschieht selten, daß man zum wirklichen Kampf kommt. Vor einzelnen Räubern kann man sich schützen, und wenn ganze Horden erscheinen, wie das bey den Arabern oft der Fall ist, so wird oft der Weg der Unterhandlung eingeschlagen. Diese Horden sind es gewohnt, den Carävanen eine Art Wegegeld abzufordern, und lassen sie dann im Frieden ziehen, nehmen sie auch wohl gegen andere Räuber in Schutz.

Es gibt gewisse Vorsichtsmaasregeln, welche jeder Fremde, der in diesen Ländern reist, beobachten soll. Vor allem muß er die Landestracht annehmen, denn sonst würde er der Gegenstand des Spottes, ja der Verfolgung seyn. Es ist eine Hauptsache, gut beritten, und gut bewaffnet zu seyn, und sich von einem Standpunkt zum andern mit Lebensmitteln zu versehen, um nicht nur selbst keinen Mangel zu leiden, sondern auch manchmal noch den Caravan-bachi, oder einen seiner Leute mit etwas bewirthen zu können, denn es ist wesentlich nothwendig, mit diesen Menschen in gutem Einverständnisse zu bleiben. Seinem Ansehen gegen sie, darf man sich übrigens nichts vergeben, und sie sind es gewohnt, ernst behandelt zu werden. Der Reisende sollte immer, entweder an dem Orte wo die Caravane ausgeht, oder an dem, wohin sie geht, einen Kaufmann von Ansehen, oder einen Consul seiner Nation haben, an welchen er sich wenden kann, wenn er Klage gegen den Bachi, oder seine Leute zu führen hat. Diese Leute müssen gewöhnlich für den Reisenden und sein Gepäcke gut stehen, auch erhalten sie die Bezahlung nicht

eher, bis sie alles dem Freunde, an welchen der Reisende empfohlen ist, richtig abgeliefert haben. Es ist unnöthig, selbst gefährlich, auf der Reise viel baares Geld zu haben, oder doch blicken zu lassen. Zu rathen ist, daß der Reisende sich für die Reise einen Diener aus den Landeseinwohnern wähle. Sie dienen mit eiserner Treue, und sind bereit, für ihren Herrn Leib und Leben zu wagen. Eine Untreue ist ein äußerst seltner Fall.

Die Wahabiten,

eine

mahomedanische Sekte in Arabien.

In den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts bestand in Arabien eine Sekte, welche allen bisherigen mahomedanischen Sekten gleich gefährlich wurde, und das ganze Gebäude des Islamismus umzustürzen, oder ihm doch eine ganz andere Gestalt zu geben drohte. Seit Mahomeds Zeiten machte noch keine so rasche und bedeutende Fortschritte, und obwohl die Wahabiten in der letzten Zeit einige bedeutende Niederlagen erlitten, so ist ihr Anhang noch groß, und wird früh oder spät zu dem vorgesteckten Zwecke gelangen. Unsere Absicht ist es, den Lesern aus größern Schriften über diesen Gegenstand einen gedrängten Auszug zu liefern, um ihnen einen Ueberblick von der Entstehung und den ersten Fortschritten dieser Sekte zu geben.

Der Stifter derselben Abdul Waheb war, nach Niebuhr, zu El Aiane, in der Provinz Nedjed-el-

Ared in Arabien in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Er widmete sich mehrere Jahre den Wissenschaften, machte einige Reisen durch Persien, hielt sich geraume Zeit in Bassora auf, und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um seinen reif durchdachten Plan auszuführen. Er trat als Reformator auf. Die Provinz Nedjed war in verschiedene Distrikte eingetheilt, deren jeder einen eignen Cheik hatte. An diese wendete sich Waheb, und stellte ihnen die in der mahomedanischen Religion eingerissenen Misbräuche vor, z. B. die Anbethung, nicht nur Verehrung, der Heiligen, den Genuß starker Getränke, des Opiums, u. a. um sich zu berauschen. Besonders machte er den beeden Sekten der Sunny's Vorstellungen über die Albernheit zu glauben, der Coran sey von Gott, und von Ewigkeit an geschaffen. Er ist, sagte er, ein unter göttlichem Einfluß verfaßtes nützliches Buch, aber weiter nichts, und entwarf dem zu Folge folgendes Glaubensbekenntniß: „Es ist nur ein Gott. Dieser Gott ist Gott, und Mahomed sein Prophet. Man soll dem Coran, und den Worten des Propheten zu Folge handeln, allein es ist unnütz zu Gott zu beten, daß er seinen Segen über den Propheten ausschütte. Eben so unnütz ist es, den Propheten anzurufen, daß er bey Gott unser Fürsprecher sey, denn seine Fürsprache würde ohne Wirkung seyn. Schicket keine Gebete an den Propheten, und ruft nur Gott allein an."

Diese Lehre fand grossen Beyfall. Sie wurde von vielen Stämmen angenommen, und die Folge davon war, daß sie ihn, wie ehedem Mahomed, nicht nur als den Stifter einer neuen Lehre, sondern bald

auch als ihren Anführer anerkannten. Sein Ansehen wuchs zusehends. Die andern Cheik's, welche seine neue Lehre nicht billigten, und ihn nicht als Oberherrn erkennen wollten, verbanden sich gegen ihn, und überfielen ihn in seinem Geburtsorte, allein Waheb schlug sie zurück, und blieb in mehr andern Gefechten Sieger, wodurch sein Anhang immer vergrössert wurde. Waheb war übrigens ein kluger Kopf, welcher nach Mahomeds und anderer Religionsstifter Beyspiel die Umstände treflich zu benutzen wußte. Er kannte die Menschen, mit welchen er es zu thun hatte, genau, und verstand es, ihre Leidenschaften rege zu machen. Den Schwärmern erhitzte er noch mehr die Einbildungskraft, andere reitzte er durch Darstellung des bisher erlittenen Drucks zur Rache, und bey vielen weckte er die Geldgierde. Er erklärte, daß alle jene, welche seine Lehre nicht anerkennen wollten, Ungläubige seyen, welche man verfolgen und plündern dürfte. Die Hoffnung auf diese Weise sich bereichern zu können machte, daß eine Menge Volkes ihm zuströmte, und viele andere erklärten sich als seine Anhänger aus Furcht, und in der Absicht, sich dadurch vor der Plünderung zu sichern. In wenig Jahren hatte er sich die Provinz Nedjed unterworfen, und seine Anhänger, unter welchen der Cheik Mekrami einer der Angesehnsten war, dehnten in seinem Namen die Eroberungen schon in andern Provinzen aus, als Waheb starb, und seine Stelle seinem Sohn Abdulaziz hinterließ. Dieser wurde ohne Anstand als Oberhaupt anerkannt, und gieng raschen Schritts auf dem von seinem Vater gebahnten Wege vorwärts. Unter seiner Regierung fiel fast ganz Arabien unter sei-

ne Herrschaft, und selbst die arabischen Stämme der grossen Wüste bekannten sich zu seiner Lehre, und erkannten ihn gewissermassen als ihr Oberhaupt. Sie verwüsteten, nach den Grundsätzen dieser Sekte, Husseins herrliches Grabmal zu Arbela, welchen die Perser, und alle Anhänger Ali's so sehr verehrten, und sendeten Abduluziz einen Antheil der gemachten Beute. Von einer andern Seite drangen die Wahabiten bis an die Thore von Mocka vor. Abduluziz Sohn Suud zeigte sich in allen Gelegenheiten als einen tapfern Krieger, und einstigen würdigen Nachfolger seines Vaters.

Die heiligen Städte Mekka und Medina zogen der Wahabiten vorzügliche Blicke auf sich. Von einer Seite die ungeheuren Reichthümer, welche da zu finden waren, von der andern die vielen Heiligthümer, welche nach ihren Grundsätzen zerstört werden mußten, und übrigens waren diese Städte die ansehnlichsten des Landes, welches sie sich ganz unterwerfen wollten. Abduluziz dachte also ernstlich daran, diese Städte anzugreifen, und die Umstände waren ihm günstig. Galib der damalige Scherif, ein Ungeheuer des Stolzes, der Habsucht und der Grausamkeit, war bey seinen Untergebenen allgemein verhaßt. Sein eigener Schwager Mozeife verließ ihn, und wurde Wahabit. Abduluziz wußte dieses trefflich zu benutzen. Er übergab Mozeife den Oberbefehl über 12,000 Mann, mit welchen dieser verschiedene glückliche Treffen lieferte, und im Februar 1803 Tapis belagerte. Galib hatte in dieser Stadt prächtige Palläste, und grosse Reichthümer, er eilte daher zu ihrer Vertheidigung herbey. Einige Tage hindurch

hielt er sich tapfer, und machte mehrere Ausfälle, als ihn aber sein eigner Neffe Abdalla heimlich verließ, und nach Moka floh, fürchtete Galib einen Aufstand seiner dortigen Untergebenen, und um dem Uebel zuvorzukommen, eilte er auch dahin. Er nahm seine Schätze mit, zündete seine Paläste an, und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Die Wahabiten drangen ein, und verübten ihre gewöhnlichen Verwüstungen. Mehrere hundert Einwohner mußten über die Klinge springen, und die Häuser wurden geplündert. Es befanden sich in dieser Stadt viele Grabmäler, vorzüglich das des Oheims des Propheten, welche von den Gläubigen verehrt wurden. Alle wurden verwüstet, doch störten die Wahabiten die Ruhe der Gebeine nicht. Die Gräber blieben unerröffnet, und die Steine ruhig darauf liegen. Auch die Harem's blieben verschont. Mozeife wurde zum Lohn seiner Tapferkeit, eigentlich seiner Treulosigkeit, als Statthalter ernannt.

Nun beschloß Abduluziz nach Mekka und Medina vorzurücken, und sich zugleich der beeden Häfen Jidda und Jambo zu bemächtigen, denn es war ihm ein Gräuel, daß ein Abkömmling Mahomeds da herrschen sollte. Er beorderte seinen Sohn Suud, welcher im April 1803 mit solcher Wuth vor Mekka drang, daß den Scherif ein panischer Schrecken überfiel. Er nahm seine Schätze und floh nach Jidda. Seinem Bruder, welchen er in der Stadt zurückließ, trug er auf, mit dem Feind wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Es kamen auch wirklich billige Bedingnisse zu Stande, welche von den Siegern getreu erfüllt wurden. Die Stadt wurde von der Plünderung ver-

schont, desto schlimmer aber ergieng es den Grabmälern, an der Zahl ungefähr 80, in welchen die Nachkommen des Propheten ruhten. In vorzüglicher Verehrung stand das Grabmal der Cadija, einer Gemahlin des Propheten. Sie wurden alle zerstört, die Gebeine der Verstorbenen indessen nicht beunruhigt. Die Caaba wurde verschont, doch erklärten die Wahabiten die Verehrung, welche man dem schwarzen Stein erwies, als einen wahren Götzendienst. Eben so ärgerlich fanden sie die Gebräuche, welche bey dem Steine Abrahams, auf welchen Abraham stieg, als er die Caaba baute, und einen Eindruck seines Fusses hinterließ, statt finden. Sie verboten, daß wie bisher in diese Fußstapfe Wasser gegossen, und den Wallfahrtern zu trinken gegeben werde.

Suud, als ein kluger Kopf, erkannte indessen die Vortheile, welche die Stadt von deren Zusammenflusse der Wallfahrter jährlich zog, und gieng daher mit vieler Mässigung zu Werke. Er bestättigte den Cadi, welchen der Grosherr ernannt hatte, und erließ an diesen ein Schreiben in folgenden Ausdrücken: „Suud an Selim. Ich bin den vierten Tag „des Moharems im Jahr 1218 der Hegira in Mek„ka eingedrungen, und schonte die Einwohner. Ich „habe die Grabmäler, welchen eine götzendienstliche „Verehrung erzeigt wurde, zerstört. Ich habe die „Zollabgaben auf 2 1/2 vom Hundert herabgesetzt, und „den Cadi, welchen du ernannteſt, um diesen Ort nach „Mahomeds Vorschriften zu beherrschen, bestättigt. Ich „wünsche, daß du die Pascha's von Schaum, Syrien „und Egypten benachrichtigst, in Zukunft den Ma„hamel (den reichen Schleier, mit welchem die Caa-

„da bedeckt wird,) nicht mehr unter Pauken und „Trompetenschall, weder hieher, noch nach Medina zu „bringen, denn wozu nützt all das? Die Religion ge„winnt nichts bey allen diesen Dingen. Der Friede sey „zwischen uns, und der Segen Gottes mit dir.“

Dieser Brief war vom 10. Moharem (3 May) und den folgenden Tag brach Suud gegen Jidda auf. Der Scherif hatte die Zeit, welche Suud in Mekka verweilte, treflich benutzt, um den Platz in Vertheidigungsstand zu setzen, und die Kanonen, welche sich auf den im Hafen liegenden Schiffen befanden, auf die Wälle bringen zu lassen. Suud beschloß den Platz mit Sturm zu nehmen, allein er wurde abgeschlagen, und nun versuchte er es, ihn auszuhungern. Schon war der Mangel, besonders an Wasser, ausserordentlich, und viele Einwohner starben vor Elend. Der Scherif fieng an zu unterhandeln, und schon war die Summe bestimmt, gegen welche Suud die Belagerung des Platzes aufheben sollte, als er Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Abduluziz wurde von einem Araber, welchem er schon mehrere Jahre zuvor eine Tochter geraubt hatte, in der Moschee ermordet. Der Araber hatte all sein Haab und Gut verkauft, und war, vom Geist der Rache beseelt, seinem Feind immer auf dem Fuße gefolgt, bis er endlich den günstigen Augenblick fand, die Beleidigung in dem Blute seines Feindes abzuwaschen. Suud, welcher Unruhen befürchtete, eilte ohne Jidda's Uebergabe abzuwarten, eiligst mit seinem Heere zurück, und der Platz war für diesesmal gerettet. Auch Mekka fiel wieder in die Hände der alten Besitzer, Tayif aber wurde von Mozeife standhaft behauptet.

Suud wurde als der Nachfolger seines Vaters, als Oberhaupt und Führer der Wahabiten anerkannt, und setzte die Bekehrungs- und Eroberungskriege fort. Im Jahre 1804 fiel Medina, in welcher Stadt die Gläubigen seit Jahrhunderten ungeheure Schätze aufgehäuft hatten, in seine Hände. Das Grab des Propheten wurde zerstört, und Jidda abermals, doch ohne Erfolg, angegriffen, Jambo aber erobert. Der Pascha von Syrien wagte es durch die Haufen der Wahabiten durchzubrechen, und die Gläubigen verrichteten ihre Andacht an der heiligen Caaba unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Die Herrlichkeit dauerte indessen nicht lange, denn die Wahabiten folgten auf dem Fuße. Die längs dem rothen Meere wohnenden Araber bekannten sich auch zu der Sekte der Wahabiten, und da sie der Schiffahrt kundig sind, so können sie früh oder spät den Angelegenheiten derselben von der Seeseite her den Ausschlag geben. So schwach und tief erschüttert auch das türkische Reich ist, so ist es indessen nicht wahrscheinlich, daß die Wahabiten allein demselben den Umsturz geben. Damit dieses geschähe, mußten sie von irgend einer europäischen Macht kräftig unterstützt werden. Bisher geschah dieses nicht, wer bürgt aber dafür, daß es in der Folge aus politischen Gründen nicht geschehen könne? Der Stoß ist einmal gegeben, und Arabien scheint wenigstens verloren zu seyn. In dem letzten Jahrzehend kämpften die Wahabiten mit abwechselndem Glücke. Sie waren Sieger, und wurden besiegt. Die öffentlichen Blätter verkündeten uns zwar, es sind kaum einige Monate, die grossen Siege, welche über sie erfochten wurden, allein diese Berichte schei-

nen jenen zu gleichen, welche einst eine grosse Nation von der Niederlage ihrer Feinde lieferte. Sie wurden gepulvert, und ihr Staub den Winden übergeben, allein am Ende standen sie immer vom Tode wieder auf.

Spaniens allmählige Entvölkerung geschichtlich dargestellt, und nach Staatswirthschaftlichen Grundsätzen erklärt.

Es ist für jeden denkenden Menschen, besonders aber für den Staatswirth und den Philosophen, äusserst wichtig, die so verschiedene Bevölkerung der Länder zu betrachten, und zu untersuchen, worin der Grund der so grossen Verschiedenheit liege. Bey vielen Ländern ist es nicht schwer, diesen Grund anzugeben. Die Lage, das damit verbundene Klima, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Landes, u. d. gl. sind die Ursachen der grössern oder geringern Bevölkerung. Der Mensch kann durch Klugheit wohl manches verbessern, allein den nachtheiligen Einfluß der natürlichen Beschaffenheit eines Landes ganz zu heben, vermag auch die weiseste Regierung mit den zweckmässigsten Maasregeln nicht ganz. Wenn man aber Länder erblickt, welche bey der glücklichsten Lage, und der größten Fruchtbarkeit andern von der Natur minder begünstigten in Hinsicht der Bevölkerung weit nachstehen, dann muß der Grund hiezu in

grossen innerlichen Gebrechen liegen, und es lohnt sich der Mühe, demselben nachzuspüren. Dieses ist der Fall mit Spanien. Dieses herrliche Land zählt auf die Quadr. Meile zwischen 60 und 70 Menschen. In Vergleichung mit Rußland und andern nördlich gelegenen Ländern ist diese Bevölkerung groß. Rußland zählt im Durchschnitt genommen, kaum 10 Menschen auf die Quadr. Meile, und Schweden nicht viel mehr, allein hier ist die örtliche Lage Schuld. Frankreich hat 150 Menschen auf die Quadr. Meile, und England nicht viel weniger. Holland verdankte einst seinen weisen Gesetzen eine Bevölkerung von 250 Seelen auf die Quadr. Meile, und in Deutschland finden sich viele Länder und Provinzen, deren Bevölkerung fast eben so beträchtlich ist.

Spaniens Bevölkerung war nach dem Zeugniß aller ältern Geschichtschreiber einst weit beträchtlicher, als jetzt. Es hält zwar schwer die Bevölkerung dieses Landes genau anzugeben, weil die Einwohner, um ihre Abgaben zu erleichtern, und auf andern eigennützigen Gründen, die Zahl immer geringer angeben, als sie wirklich ist. Im Jahre 1723 berechnete man Spaniens Bevölkerung zu 7 1/2 Million Einwohner, und bis zu dem Jahre 1770 hatte sie sich um beynahe zwey Millionen gehoben. Im Jahr 1787 wurde die letzte Volkszählung, wenigst die letzte, welche öffentlich bekannt wurde, vorgenommen, und die Bevölkerung betrug über 10 Millionen. Seitdem hat dieselbe, der innern Unruhen, und der spätern verheerenden Kriege wegen, gewiß eher ab, als zugenommen. Verschiedene Schriftsteller versuchten es schon, die Ursachen der Entvölkerung dieses herrlichen

Landes anzugeben, allein sie hielten sich meist nur an die bekanntesten, ohne der verschiedenen andern Gründe zu erwähnen, welche dazu beytrugen, dieses ehedem so mächtige Land zu schwächen, und seine Bevölkerung so tief herab zu drücken. Wir wollen es versuchen, dieses geschichtlich, und nach Staatswirthschaftlichen Gründen darzuthun.

Kein Land der Welt ist seit Jahrhunderten so sehr durch Pest, und andern ansteckenden Krankheiten verwüstet worden, als Spanien. Im Jahre 1347 brach eine fürchterliche Pest aus, und wüthete drey Jahre hindurch. Ganze Städte und Dörfer starben aus, und die Bevölkerung wurde durch diese Geisel der Menschheit um ein Drittheil vermindert. Die Hungersnoth, welches Unerfahrne in einem so fruchtbaren Lande für unmöglich halten würden, war sehr oft im höchsten Grade, und man weiß, daß Krankheiten immer die Begleiter des Hungers sind. Dieses grosse Land war ehedem in viele Königreiche eingetheilt, deren eines das andere feindselig behandelte, und seinen Nachbarn in der Noth das Nothwendige versagte. Auch nach geschehener Vereinigung betrachteten sich die Provinzen aus übel verstandenen Grundsätzen als getrennt, und belegten die Einfuhr des Getreides mit grossen Abgaben, oder sperrten sie wohl ganz. Die Folge davon war, daß während eine Provinz Ueberfluß hatte, die Einwohner einer andern alle Schrecken des Hungers, und der damit verbundenen Krankheiten erduldeten. Der Anbau des Landes verminderte sich zusehends, und der Mangel wurde immer drückender. Der Mangel an Strassen und Kanälen erschwerte übrigens die Zufuhr noch um vieles.

Im Jahr 1649 starben in den südlichen Provinzen Spaniens mehr als 200,000 Menschen an Hunger. In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts wurde endlich der Getreidehandel freygegeben, und die Hungersnoth verschwand auf immer. Seuchen sind indessen in Spanien noch immer häufig, wovon die Geschichte unsrer Tage einen neuen Beweis liefert, wozu wohl auch die Lebensweise der Spanier vieles beytragen mag.

Die innern Kriege rafften in Spanien durch Jahrhunderte eine Menge Menschen weg. Kriegerische Völker machten sich gegenseitig die Provinzen streitig, und entvölkerten dadurch das Land. Diese verwüstenden Kriege hörten erst dann auf, als die Kronen von Castilien und Arragonien vereinigt, und die Mauren nach der Einnahme von Grenada vertrieben wurden. Wenn es möglich wäre, ein Verzeichniß der in diesem Kriege Getödteten zu erhalten, so würde man finden, daß das Schwert nicht weniger verheerend war, als die Pest, und der Hunger.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckte Columb eine neue Welt, und öffnete dadurch die Quelle grosser Schätze, aber auch der Entvölkerung für Spanien. Tausende strömten nach Amerika hin, um sich zu bereichern, und das Mutterland wurde dadurch Menschenleer. Vorzüglich litten darunter die an der See gelegenen Provinzen, denn die Menschen fanden es zu mühsam, wie bisher dem fruchtbaren Lande durch Arbeit Schätze abzugewinnen, und wollten auf einmal reich werden. Die Geschichte lehrt uns, daß regelmäßige und allmählige Auswanderungen die Länder nicht entvölkern. Beweise hievon lieferten Schott-

land, Deutschland, die Schweiz ꝛc. aus welchen öfters Menschen auswanderten, ohne daß die Bevölkerung dadurch merklich gelitten hätte. Ganz anders verhält es sich aber, wenn eine unmäßige Sucht auszuwandern die Menschen auf einmal befällt. Dieses schlägt dem Mutterlande Wunden, welche schwer wieder zu heilen sind, wie es mehrere spanische Schriftsteller, und vorzüglich Osorio in seinem Discorso universal, welchen er 1686 Karln II. überreichte, aus der Geschichte ihres Vaterlandes bewiesen.

Die Schätze von Peru und Mexiko hatten für Spanien noch eine andere nicht minder nachtheilige Folge. Sie hoben dieses Land für kurze Zeit, und plötzlich zu grossem Uebergewicht empor, nährten den Stolz, fachten die Eroberungssucht an, und erregten die Eifersucht anderer Völker. Spanien befand sich daher seit der Thronbesteigung Karl's I. 1506, welcher in der Reihe der deutschen Kaiser unter dem Namen Karl's V. bekannt ist, länger als 200 Jahre fast immer in Krieg verwickelt, verschwendete seine Schätze, und düngte Italien, Deutschland, die Niederlande, Frankreich, und so viel andere Länder in der alten und neuen Welt mit dem Blute seiner Einwohner. Spanien besaß viele Länder und Königreiche, allein sie waren so getrennt von einander, daß sie sich wechselseitig keine Festigkeit gewährten, und immer den Keim zu neuen verheerenden Kriegen in sich trugen. Man kann behaupten, daß Spanien durch seine Siege an Menschen und Geld sich erschöpfte. Ein Jahrhundert nach der Entdeckung von Amerika, war der Kredit so tief gesunken, daß man den Münzfuß verändern, und Geld mit 30 Pr.C. aufnehmen

mußte, um die nothwendigen Ausgaben bestreiten zu können.

Die Austreibung der Mauren trug nicht wenig zur Entvölkerung Spaniens bey. Schon früher hatten Ferdinand und Isabelle, um dem Himmel ihre Dankbarkeit für die Eroberung von Grenada zu bezeigen, mehrere hunderttausend Juden aus dem Lande verwiesen, und durch Vertreibung der Mauren verlor das Land beynahe eine Million seiner arbeitsamsten Bewohner. Dieses sind allerdings Wunden, welche selbst unter der weisesten Regierung nach Jahrhunderten kaum geheilt werden können.

Die häufigen Räubereien, welche späterhin noch die Mauren von den Küsten der Barbarey her, in den an dem Meere gelegnen spanischen Provinzen verübten, kann man allerdings auch als eine Ursache der Entvölkerung Spaniens betrachten, denn alle Jahre wurden von den Räubern eine grosse Anzahl Menschen in die Gefangenschaft fortgeführt, welche für das Land verloren waren, oder doch mit grossen Summen gelöset werden mußten. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts belief sich nach dem Zeugniß mehrerer Schriftsteller die Anzahl der in der Sclaverey seufzenden Spanier immer auf 30,000.

Durch den Krieg, in welchem Spanien in den neuesten Zeiten durch die Tollkühnheit eines vom Glücke geblendeten, und alles Recht und Billigkeit verspottenden Eroberers verwikelt wurde, verlor dieses Land neuerdings viele Menschen. Diese so tief gesunkene, und deswegen ungerechter Weise so sehr verachtete Nation, zeigte, was ein Volk vermag, wenn es ernstlich will, und von allgemeinem Interesse ge-

leitet wird. Die Spanier behaupteten ihre Selbstständigkeit, und retteten ihr Vaterland von fremdem Joche. Sie waren es, welche dem alles zu verschlingen drohenden Koloß den ersten Stoß beibrachten; welche durch ihr Beyspiel auch andern Nationen Selbstvertrauen einflößten. Möge ihre edle Anstrengung gewürdigt, und belohnt werden.

Wir zeigten bisher geschichtlich die Abnahme von Spaniens Bevölkerung. Es bleibt uns noch übrig, die Leser auf einige andere im Innern, und in der Verfassung des Landes liegende Ursachen aufmerksam zu machen.

Die vielen Klöster sind der Bevölkerung eines Landes gewiß nicht zuträglich. Man findet in Spanien 9000 Klöster, in welchem beynahe 100,000 Mönche und Nonnen leben, und wenn man dazu die ausser den Klöstern lebenden, durch Gelübde aber zum ehelosen Stande gehaltenen Menschen rechnet, so beläuft sich ihre Anzahl weit über 200,000. Die vorzüglichsten spanischen Schriftsteller eiferten von jeher gegen die so grosse Anzahl der Klöster, und überzeugt von der Wahrheit, beschlossen schon im siebenzehnten Jahrhundert, nemlich unter Philipp IV. die Stände, daß kein neues Kloster gestiftet werden dürfe, allein die allgemeine Volksmeynung machte diese Gesetze kraftlos. Merkwürdig ist, was hierüber die Universität zu Toledo in einer Philipp III. überreichten Schrift sagt. Sie betrachtet die grosse Anzahl eheloser Menschen nicht sowohl als die Ursachen, sondern als die Wirkung des Zerfalls der Nation. Der Handel und die Gewerbe schmachten, und die Eltern, welche für ihre Kinder im thätigen Leben Kummer und

Elend

Elend fürchten, widmen sie dem ehelosen Leben, und machen Mönche und Nonnen aus ihnen. Daher kömmt es, sagt sie, daß jetzt kaum ein Zehntheil so viel Ehen geschlossen werden, als ehemals.

Der Mangel an Thätigkeit trägt immer dazu bey, ein Land zu entvölkern, und dieser ist in Spanien ausserordentlich groß. Kein Handwerker, kein Arbeitsmann, entschließt sich dazu, mehr als 6 oder 7 Stunden im Tage zu arbeiten, und die Gesellen, und Knechte machen noch überdieß auf ganze Täge Anspruch, welche ihnen frey gegeben werden müssen. Hiezu kommen noch die vielen Feyertage. Sie sind zwar in neuern Zeiten, wie fast überall, gemindert worden, allein der an Vorurtheilen hängende Mensch arbeitet doch nicht. Jede Stadt, jedes Dorf, jedes Kloster hat überdieß noch seine eignen Festtage, und die benachbarten Menschen wallen alle dahin, und hungern lieber mehrere Tage, als sich dieses Vergnügen rauben zu lassen.

Das Misverhältniß des Ackerlandes gegen die Waideplätze thut der Bevölkerung Spaniens grossen Schaden. In einem wohl eingerichteten Staate muß Viehzucht und Ackerbau in gleichem Verhältnisse stehen, eines dem andern zu Hilfe und Unterstützung dienen, keines das andere verdrängen. Dieses ist in Spanien der Fall. Aus übel verstandenen Grundsätzen beförderte man auf Kosten des Ackersbaues die Schaafzucht. Güterbesitzer liessen ganze Dörfer zerfallen, und machten aus ihren Feldern Waideplätze. Man bedachte nicht, daß auf einem Bezirke, welche in dem jetzigen Zustande eine Familie ernährt, zwanzig Familien durch den Ackerbau ernährt werden könnten. Man findet Millionen

von Merinos, aber wenig angebaute Felder, welches dem Staate, und der Bevölkerung grosse Nachtheile bringt.

Die ungleiche Vertheilung der Grundstücke, und der dazu gehörenden Wohnungen, hindert die Bevölkerung Spaniens ausserordentlich. Man muß die Ursache hievon in der ältern Geschichte des Landes aufsuchen. Der Zustand der Verwirrung, und der innerlichen Unruhen, in welchem sich Spanien so lange Zeit befand, nöthigte die Bewohner des flachen Landes sich in Städte, oder doch wenigst in grosse Dörfer, zusammen zu ziehen, um sich gegenseitig vertheidigen, und gegen Plünderung und Verwüstungen schützen zu können. Diese Städte und Dörfer wurden in den fruchtbarsten Gegenden angelegt. Die Umgebungen dieser Städte und Dörfer wurden angebaut, und standen im herrlichsten Flor, während die entferntern Grundstücke wüst liegen blieben, und gänzlich verwilderten. Die häufigen Seuchen und pestartigen Krankheiten machten, daß oft ganze Dörfer ausstarben, und ihr ganzes Gebiet war in wenig Jahren eine Wildniß. Die damalige Verfassung des Landes trug zu diesem Unwesen noch vieles bey. Die Fürsten, beschäftigt die Ungläubigen zu bekriegen, forderten die Grossen des Landes zum Beystande auf, und diese erschienen an der Spitze ihrer Lehensleute, allein sie forderten für ihre Anstrengungen Entschädigung, und machten sich durch die ihnen gelegensten Städte und Dörfer bezahlt. Der hohe Adel suchte sich, wie es bey allen schwachen Regierungen zu geschehen pflegt, auf Kosten des Landesherrn zu vergrössern, und aus diesen Ursachen kam es, daß man-

che Familien sich grosse Theile von Provinzen zueigneten. Ganz Andalusien z. B. theilten die drey Familien Ossuna, Alba- und Medina-Coeli unter sich, und letztere besaß noch obendrein durch Erbschaft den größten Theil von Catalonien. Daß diese grossen Besitzungen dem Anbau des Landes, und folglich der Bevölkerung, wenig zuträglich waren, begreift jeder, welcher nur die Anfangsgründe der Staatswirthschaft inne hat. Die Grossen hielten sich meist am Hofe, selten in ihren Besitzungen auf, und fühlten sich wenig geneigt, zum Besten ihrer Erben kostspielige Verbesserungen zu machen. Die Folge davon war, daß das Land schlecht bebaut wurde, und die Bevölkerung sich verminderte. Die Intendanten der Grossen besorgten den Nutzen ihrer Herren schlecht, und die Pächter waren so arm, und ihr Zustand übrigens so ungewiß, daß sie zur Verbesserung nichts thun konnten, noch wollten. Die aufgeklärtesten spanischen Schriftsteller riethen daher, das wüste Land unter Einzelne gegen eine mäßige Abgabe zu vertheilen. Diese kleine Grundeigenthümer würden im Stande seyn, das Land gut anzubauen, und die Bevölkerung würde dabey gewinnen.

Auch in Hinsicht der Künste und Gewerbe gab es, und gibt es noch in Spanien Hindernisse, welche dem Flor des Landes, und folglich der Bevölkerung im Wege stehen. Hiezu gehören die Monopolien, welche für Rechnung der Regierung betrieben werden. Welcher Privatmann wird es wagen, mit dem Fürsten des Landes in Concurrenz zu treten? Die Folge davon ist, daß alle Industrie schmachtet, und die Menschen sich vermindern. Die Regierung

hat das Monopol des Salzes, Tabaks, Schwefels, Schießpulvers, Branntweins ꝛc., und für königliche Rechnung werden eine Menge Manufakturen betrieben, Tücher zu Guadojalara und Brihuega, Goldstoffe zu Talavara, Teppiche zu Madrid, Strümpfe zu Valdemore, Spiegel zu St. Ildephons, Porzelán in Buon Retiro, Töpferwaaren zu Talavara, Papier zu Segovia, Spielkarten zu Madrid und Malaga, Degen und Säbelklingen zu Toledo ꝛc. ꝛc.

Die natürliche Abneigung der Spanier gegen den Handel und Gewerbe ist ebenfalls ein grosses Hinderniß der Bevölkerung. Der Spanier ist nichtsweniger als unthätig. Er ist grosser Anstrengungen fähig, allein er verachtet den Handel und die Gewerbe als seiner unwürdig. Mancher Adeliche in Spanien hungert lieber mit den Seinigen, als sich gemächlich durch irgend eine Arbeit zu nähren. In ältern Zeiten lag der Handel in den Händen der Juden, Gewerbe und Künste aber vorzüglich in jenen der Mauren, und als diese arbeitsamen Menschen vertrieben wurden, entstand zum grossen Nachtheil des Staates eine Lücke, welche der National-Vorurtheile wegen noch nicht ausgefüllt werden konnte.

Eben so nachtheilig für die Bevölkerung Spaniens ist der Widerwille, welchen die Spanier gegen Niederlassungen der Fremden in ihrem Lande haben. Die Regierung fühlte schon lange den Nutzen, welchen sie von Fremden, welche Geld, Thätigkeit und Kenntnisse mitbringen, ziehen könnte, und versuchte es daher schon lange, solche Niederlassungen zu begünstigen, allein immer ohne grossen Erfolg, weil ihnen die Vorurtheile des Volkes im Wege standen. Im Jahre 1623

erlaubte die Regierung allen Fremden, sich naturalisiren zu lassen, und Ackerbau und Gewerbe zu treiben, mit der Bedingniß jedoch, sich im Innern des Landes, und wenigst 20 Meilen von der Küste, niederzulassen. Diese Erlaubniß wurde öfters, aber immer mit schlechtem Erfolge, wiederholt, und 1772 wurde sie auch auf Kaufleute ausgedehnt, und gestattet, daß sie sich in irgend einem beliebigen Seehafen niederlassen dürften. Ein helldenkender Minister versuchte es, die Sierra morena, und andere unbebaute Gegenden, mit fremden Ansiedlern zu bevölkern, und die Niederlassungen hatten den besten Erfolg, zerfielen aber bald wieder nach dem Sturze des Ministers. Diese Abneigung der Spanier gegen Fremde ist auch Ursache, daß sie in vielen Künsten und Gewerben, gegen andere Nationen, noch um vieles zurück sind.

Intoleranz und Religionsdruck waren von jeher der Bevölkerung, und dem Glücke der Staaten schädlich, dieses hat die Geschichte, und das Beyspiel so vieler anderer Länder gelehrt. In keinem Lande hatten sie aber so nachtheilige Folgen, als in Spanien. Durch die Austreibung der Juden, und der Mauren verlor Spanien einen grossen Theil seiner besten Einwohner, und der Haß, und die Verfolgung, welche Andersdenkende durch Jahrhunderte in diesem Lande zu erdulden hatten, verhinderten, daß diese Lücke durch andere, aus dem Ausland kommende, thätige Menschen ausgefüllt werden konnte. Die Verfolgung ist zwar in den neuern Zeiten nicht mehr so furchtbar, und die Regierung ist über ihr Bestes aufgeklärt worden, allein dem ungeachtet ist der Druck noch lästig,

und für Fremde wenig einladend, sich demselben auszusetzen.

Wir sprachen schon oben von den nachtheiligen Folgen, welche die Schätze fremder Welttheile für Spanien hatten, und müssen noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen. Für jedes andere Land, welches nicht an den bisher aufgezählten Gebrechen gelitten hätte; für jedes Land, welches bey einer hinlänglichen Bevölkerung, friedlich und nach weisen Staatswirthschaftlichen Grundsätzen regiert worden wäre; in welchem der Handel ein Ansehen, Künste und Gewerbe im Flor gewesen wären; welches durch die vielen Festtage, und die zahllosen Klöster, nicht so viele Zeit und so viele arbeitenden Hände verloren hätte; in welchem es den Fremden frey gestanden hätte, unter dem Schutze der Regierung, ihre Kenntnisse, und ihre Thätigkeit dahin zu bringen ꝛc., würden die Schätze Amerika's segenvoll gewesen seyn. Für Spanien waren sie schädlich, denn die ohnedem erschlaffte Thätigkeit verschwand bey dem Glanze des Goldes ganz, und die reichen Spanier überließen es andern Nationen für sie zu arbeiten. Die Industrie ärmerer Völker wurde dadurch geweckt, sie stiegen im Wohlstand und Flor, und das Geld Spaniens floß ihnen zu. Nur einen Beweis, unter so vielen: bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kaufte Spanien von Holland seine Kriegsschiffe, von Frankreich Segel, Taue, Anker ꝛc. und von England alle Munition. Andere Nationen wurden reich, und Spanien wurde arm, denn die Reichthümer, welche durch Thätigkeit und Arbeit erworben werden, sind wie sanfte, stille Flüsse, sie befruchten

das Land, und machen sie blühend. Amerika's Schätze aber flossen daher wie ein wüthender Strom, welcher im Anfange zwar ein herrliches Schauspiel gewährt, endlich aber alle Fruchtbarkeit zerstört, und allgemeine Verwüstung verbreitet.

Unter die Spaniens Bevölkerung vorzüglich hindernden Ursachen zählen selbst spanische Schriftsteller die Irrungen, und mit ausschliessenden Privilegien versehene Corporationen. Durch sie wird alle Thätigkeit, aller Unternehmungsgeist der Menschen gelähmt, und das Land seufzt unter den drückendsten Monopolien. In keinem Lande der Welt ist das Innungswesen so drückend, als in Spanien. In Castilien und Arragonien zählte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 25,000 verschiedene Corporationen, und ihre jährlichen Ausgaben, als Körper betrachtet, wurden auf 12 Millionen Realen gerechnet. Jeder Handelszweig, jedes Gewerbe hat seine Innung, gremio genannt, und es ist jedem, welcher nicht Mitglied derselben ist, strenge verbothen, ein Gewerbe auszuüben, oder sich, wenn er etwa Geschick und Kräften dazu hat, auf mehrere zu legen. Die Eintrittsgelder sind beträchtlich, und die jährlichen Beyträge zur allgemeinen Innungskassa sehr lästig. Die mehrsten Innungen haben königliche Freybriefe und Patente. Sie suchen sich in vielen Gelegenheiten, gestützt auf ihre Vorrechte, dem Gesetz zu entziehen, und in mancher Hinsicht einen Staat im Staate zu bilden. Sie führen kostspielige Prozesse gegeneinander, und suchen sich wechselseitig zu schaden. Sie wachen sorgfältig, daß keiner seine ihm genau vorgezeichneten Schranken überschreite. Der Zimmer-

mann z. B. darf nur weiches Holz verarbeiten, der Rademacher keine andere Wagnerarbeit übernehmen, und der Fabrikant, sollten auch alle seine Magazine voll gepfropft seyn, nichts im Einzelnen. oder unter dem Preise verkaufen. Jede Innung hat seine Vorstände, und Beysitzer, welche während der Zeit ihres Amtes, ihre Geschäfte vernachläßigen, den Geschmack an Arbeitsamkeit verlieren, und liederlich werden. Die jährlichen Beyträge werden verschmaußt, und, da der Spanier nichts thun kann, sollte es auch noch so widersinnig seyn, ohne die Religion auf irgend eine Weise damit zu verbinden, der Ueberschuß an Klöster gegeben, daher dann auch diese Innungen, gegen die Stimme patriotischer Schriftsteller immer Vertheidiger finden.

Diese Ursachen waren es, welche seit Jahrhunderten schon Spaniens Entvölkerung beförderten. Das Uebel wurde dadurch um so merklicher, da andere Nationen in diesem Zeitraume sich empor hoben. Weise Regierungen bewilligten ihren Völkern, religiöse, bürgerliche, und Handelsfreiheit, munterten vor allem den Ackerbau, und dann Künste und Gewerbe auf, benußten da, wo eigne Industrie nicht hinreichte, die Kenntnisse der Fremden, und stiegen zum größten Flor empor. Der Himmel gebe, daß Spanien, dieses von der Natur so begünstigte Land, durch Erfahrung belehrt, seinen politischen Gebrechen abhelfe! Bald wird es alsdann in der Reihe der Nationen jene Stelle wieder einnehmen, welche ihm aus so vielen Rücksichten gebührt.

Beiträge
zur
Länder- und Völkerkunde.

Von
Joh. Anton Müller,
Dr., Prof. und öffentlicher Lehrer der neuern Sprachen zu Landshut.

Kriegestanz
Seite 7

der Wilden.
Weber del. & sculp.

Zweyter Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

Inhalt
des
zweyten Bandes.

Seite

Charakterzüge einiger wilden Völker im nördlichen Amerika 1

Der Handel am schwarzen Meere, nebst einer kurzen Geschichte der Entstehung von Odessa, und über die Wichtigkeit dieses Platzes . 30

Bemerkungen über zwey wichtige Gebrechen in Portugals bürgerlicher Verfassung . 43

Ueber den Zustand des Ackerbaues in Ostindien, nebst einigen Bemerkungen über die Diamantengruben dieses Landes, und über einige besondere Gebräuche der Hindus . 49

Die Verpflanzung der Cochenille nach Ostindien, ein für den Handel höchst wichtiges Ereigniß 63

Ueber die holländische Niederlassungen an den Flüssen Demarary, Essequebo und Berbice in Guayana, kurze Naturgeschichte dieser Länder, nebst einigen Bemerkungen über die Sitten und dem Charakter der Ureinwohner 72

Ueber die Schedlandsinseln, ihre Wichtigkeit in Hinsicht der Schifffahrt, und den Charakter und besondern Gebräuche ihrer Einwohner 99

Die Statue Peters des Großen in Petersburg, und Erzählung eines bey ihrer Errichtung vorgefallenen rührenden Auftritts 114

Der Stein des h. Antons in Nowgorod, nebst Bemerkungen über einige noch wenig bekannte Gebräuche in Rußland . . 121

Helsingber, die ehemalige Residenz der Jütländischen Könige, und Hamlet's Geburtsort 126

Bruchstücke aus dem Leben Karls des Großen, als Beyträge zur Geschichte seiner Zeit 133

Besondere Sitten und Gebräuche der Lappländer 143

Sonderbare Art der Canader, im Winter zu reisen 156

Das Paradies und die Arche Noah's, zwey persische Sagen 162

Ueber die Bäder in Persien, und einige andere in diesem Lande üblichen Gebräuche 166

Einige merkwürdige Charakterzüge der in den Wüsten Arabiens wohnenden Volksstämme 178

Verschiedene Religionsgebräuche der Mongolischen Völker, besonders der Kalmucken . 189

Charakterzüge
einiger
wilden Völker im nördlichen Amerika.

Es ist unsere Absicht nicht, eine umständliche Beschreibung der Lebensweise, Sitten und Gebräuche der verschiedenen im nördlichen Amerika noch vorhandenen Stämme der Ureinwohner zu liefern, denn dieses ist in so vielen Reisebeschreibungen schon zur Genüge geschehen. Wir werden vielmehr von diesen nur so viel sagen, als nothwendig ist, um auf ihren Charakter, und die verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung zu schließen, und zu sehen, welchen Einfluß die Beispiele kultivirter Nationen auf sie haben. Merkwürdig ist es für den Menschenbeobachter, daß die wilden Völker, welche der Nachbarschaft wegen oft in Berührung mit kultivirten Völkern kommen, im Anfange immer moralisch schlechter werden, als sie im ganz wilden Zustande waren, und erst nur die Laster derselben annehmen, ehe sie nach und nach und Stufenweise auch die moralischen Vortheile der Ausbildung kennen lernen. Bey den Völkern, welche noch im ganz rohen Zustande wohnen, finden wir Offenheit, Sanftmuth, Uneigennützigkeit, Treue, und andere schätzenswerthe Eigenschaften, welche, wenn sie erst Umgang mit gebildeten Völkern haben, größtentheils schwinden, oder doch eine andere Richtung er-

halten. Sie lernen Verstellung, Geitz, Diebstahl, und hundert andere Dinge kennen, von welchen sie ehedem keine Vorstellung hatten.

Die wilden Völker im nördlichen Amerika sind mehr oder weniger stark. Es gibt einige, welche mehrere Tausende von Kriegern aufstellen können, andere hingegen sind auf einige hundert Köpfe zusammen geschmolzen. Sie wählen sich gewöhnlich unter den Thieren ein Sinnbild, z. B. den Adler, die Schlange ꝛc. nach welchem sie sich nennen, und dadurch von andern unterscheiden. Sie haben unter sich so viel Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen, und auch in religiösen Meinungen, daß wir im allgemeinen davon sprechen, und nur hie und da die Abweichungen bemerken werden.

Die Wilden in Amerika erkennen ein oberstes Wesen, welches das Weltall regiert, und von welchem alles Gute herkömmt. Das Böse kömmt in die Welt durch den bösen Geist, welcher immerdar beschäftigt ist, den Menschen Uebel zuzufügen. Ihm stehen untergeordnete gute Geister entgegen, welche das Amt haben, dem Bösen entgegen zu wirken. Sie suchen diese guten Geister in Seen, Flüssen, Bergen ꝛc. kurz in allem, von welchem sie einigen Nutzen ziehen. Sie glauben an ein künftiges Leben, und an eine Belohnung in demselben, allein es läßt sich denken, daß ihre Begriffe von einem solchen Zustande sehr sinnlich sind. Sie erwarten in ein heiteres Land versetzt zu werden, in welchem die Wälder von Wild, und die Seen von Fischen wimmeln, und wo sie alles im Ueberflusse geniessen können, ohne sich deßwegen, wie in diesem Leben plagen zu dürfen. Jeder erhält

die Belohnung nach dem Verhältnisse seiner Handlungen, und die tapfern Krieger erwerben den höchsten Lohn. Eigentlichen Cultus haben sie nicht, wenn nicht etwa der Tanz die Stelle desselben vertritt. Sie tanzen bey allen feierlichen Gelegenheiten. Sie begrüssen den Mond mit Tanz, und tanzen vor und nach dem Essen. Die, welche Umgang mit Europäern hatten, konnten, als sie sie beten sahen, nicht begreifen, wie das Murmeln gewisser Worte dem grossen Geist angenehm seyn könne, wohl aber meinten sie, wenn man durch Tanz zu seiner Ehre den Körper in Bewegung setze. Sie haben eine Art Priester, welche zugleich Zauberer und Aerzte sind. Diese Menschen besitzen wirklich gute Kenntnisse von Pflanzen und Kräutern, und verstehen es, manche Krankheit mit einfachen Mitteln zu heilen, allein sie verbinden alles mit den lächerlichsten Zeremonien. Wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, so fangen sie damit an, dem Leidenden mit einer Muschel, in welcher Bohnen verschlossen sind, ein grosses Geräusch vor den Ohren zu machen, um den bösen Geist dadurch zu vertreiben. — Man sieht, daß Klappern überall zum Handwerk gehört. — Vermag weder Zauberey, noch Kunst, etwas über die Krankheit, so erwartet der Kranke standhaft den Tod. Er würde es sich zur ewigen Schande rechnen, Feigheit blicken zu lassen. Er ruft alle seine Kinder und Freunde um sich her, nimmt Abschied von ihnen, und ordnet das Fest, bey welchem der, welcher seine Leichenrede halten wird, besonders bewirthet werden muß.

Bey den Völkern, welche keinen Umgang mit den Weisen hatten, finden wir den Wilden bescheiden,

mäßig, geduldig, großmüthig, gastfrey, treu, und unerschütterlich in der Freundschaft. Er befleißt sich eines grossen Gleichmuths, sollte es auch nur im Aeussern seyn, um ja keine Schwachheit an sich zu zeigen. Kehrt er ermüdet und hungrig von der Reise zurück, so hütet er sich wohl, seine Erschöpfung, seinen Hunger durchblicken zu lassen. Er setzt sich ruhig hin, seine Pfeife zu rauchen, und erzählt den Seinigen seine Reiseabentheuer. Dieses gilt bey ihm für männliche Standhaftigkeit. Hört er, daß seine Söhne siegreich von einer Unternehmung zurückkommen, so erkundigt er sich kaltblütig, und ohne Freude blicken zu lassen, wie viele Siegeszeichen — dieses sind die Kopfhäute an der Hirnschale, welche sie den erschlagenen Feinden samt den Haaren abziehen, — sie mitgebracht haben. Erfährt er, daß sein Sohn getödtet wurde, so ruft er höchstens aus: dieses ist ein Unglück, ohne Schmerz blicken zu lassen. Kömmt ihm nach langer Abwesenheit sein Weib, seine Kinder freudig entgegen, so geht er kalt an ihnen vorüber, und setzt sich ruhig hin, seine Pfeife zu rauchen, ohne ihre Liebkosungen zu erwiedern. Dieses soll Festigkeit seyn, ist aber nur äusserer Schein. Er fühlt Freude und Schmerz im Innern, allein er will seine Gefühle nicht durchblicken lassen. Wir loben den Stoicismus bey den alten Völkern, und preisen ihn als eine hohe Tugend, warum sollten wir ihn an dem Wilden tadeln, obwohl er da auf falschen Grundsätzen ruht? Der Wilde liebt die Seinigen zärtlich, und fühlt sich glücklich im häuslichen Kreise. Man kann sich bey ihm nicht besser empfehlen, als wenn man seine Kinder liebkost. Eben so gleichgültig ist der Wilde für

die Zukunft. Er genießt den gegenwärtigen Augenblick, ohne für den folgenden sich zu bekümmern. Wenn er nur seine Bedürfnisse des Tages befriedigen kann, so ist er zufrieden, und wünscht nicht mehr. Er würde sich nicht von der Stelle bewegen, wenn er auch in grösserer Entfernung, und mit mehr Mühe, für den Augenblick mehr erhalten könnte.

Gastfreyheit und Freundschaft sind zwey Tugenden, welche man bey den Wilden in hohem Grade antrifft. Der Reisende, soll er auch nicht zu ihrem Stamme gehören, sollte er ein ganz Fremder, ja sogar ein Weisser seyn, findet bey ihnen offne Aufnahme. Die beste Stelle im Hause wird ihm eingeräumt, und er wird, so lang er unter ihrem Dache weilt, als ein Glied der Familie angesehen und behandelt. Die Kapitän's Lewis und Clarke, welche in den Jahren 1804 bis 6, das nördliche Amerika bereisten, und die wilden Völker besuchten, wurden von ihnen auf das freundschaftlichste aufgenommen. Man lud sie bey ihrer Ankunft ein, die Friedenspfeife zu rauchen, und suchte ihnen dann den Aufenthalt angenehm zu machen. Bey ihrer Abreise wurden sie jederzeit mit den herzlichsten Wünschen entlassen. Man wünschte, daß ihnen der große Geist auf ihrer Reise immer frisches Wasser, heitere Tage, und des Nachts einen bestirnten Himmel verleihen möge; daß sie von der rothen Kriegesart befreit, und durch den süssen Dampf der Friedenspfeife erquickt werden; daß sie ruhigen Schlaf, angenehme Träume haben, und endlich glücklich bey ihren Weibern und Kindern ankommen mögen. Der Freundschaft sind die Wilden sehr empfänglich, und stehen sich in Gefahren und Noth

treulich bey. Man findet bey ihnen einen Gemeingeist und eine Eintracht, welche man bey gebildeten Völkern oft nur zu sehr vermißt. Wenn ein Glied des Stammes durch Krankheit, oder Unfall untauglich wird, an ihren Beschäftigungen, der Jagd und Fischerey, denn nur wenige der wilden Stämme bebauen die Erde, Theil zu nehmen, so wird er von andern unterstützt. Verliert er durch Krankheit, oder in dem Kriege seine Kinder, und steht einsam und verlassen da, so treten ihm andere einen oder mehr Sclaven ab, welche dann an Kindesstatt angenommen, und behandelt werden. In den Zeiten der Ruhe besuchen sie sich wechselseitig, und finden Vergnügen an freundschaftlichen Umgang. Für das Alter hegen die Wilden eine grosse Ehrfurcht, und nach einer glücklichen Jagd oder Fischfang erhalten immer die Alten in der Gemeinde die auserlesensten Stücke. Ihren Winken folgen sie als Befehle.

Die Wilden des nördlichen Amerika haben einen ausserordentlichen Hang zur Fröhlichkeit. Der Tanz ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Sie tanzen wie wir schon oben sagten, gewöhnlich vor und nach der Mahlzeit. An den heitern Sommerabenden wird getanzt, und während die Männer auf der Jagd oder in dem Kriege sind, tanzen die Weiber und jungen Leute zu Hause alle Tage. Sie haben besondere Tänze für jede Gelegenheit, z. B. wenn die Friedenspfeife angezündet wird, bey Hochzeiten, wenn sich die Männer zur Jagd, oder zum Kriege vorbereiten, wenn sie von einer Unternehmung zurückkehren, u. s. w. Der Tanz der Wilden, den Kriegstanz ausgenommen, welcher fürchterlich anzusehen ist, hat viel An-

stand und Reiz. Die Männer und Weiber tanzen niemals zusammen, sondern jedes Geschlecht allein, doch sind sie wechselseitig Zuschauer, und begleiten die Musik, welche in Flöten und einer Trommel besteht, und die Bewegungen der Tanzenden, im Chor und nach dem Takt mit einem grellen Schrey, welcher für den Ungewohnten sehr unangenehm klingt. In dem gewöhnlichen Tanz steht jeder Mann nach der Reihe auf, und tanzt, indem er durch Zwischenräume die Grosthaten seiner Vorältern besingt. Die Zuschauer bezeichnen den Takt durch ihr Geschrey, und mit einer Anstrengung, daß man glauben sollte, der Athem würde ihnen gebrechen. Die Weiber tanzen mit vielem Anstand. Sie machen keine Sprünge und heftige Bewegungen, sondern rutschen, im eigentlichen Sinne des Wortes, indem sie sich abwechselnd auf den Zehen und den Ferſen heben, mit zierlichen Wendungen umher. Sie tanzen oft zusammen, und so viel der Weiber auch seyn mögen, so behalten sie richtig den Takt, und führen die Figuren mit grosser Pünktlichkeit aus.

Der feyerlichste ihrer Tänze ist der der Friedenspfeife, welcher gefeyert wird, wenn Fremde von Bedeutung zum Besuche, oder Abgesandte von einem andern Stamme Verhandlungen wegen, gegenwärtig sind. Der fürchterlichste ist der Kriegestanz, welcher statt findet, ehe sie in den Krieg ziehen, und wenn sie davon zurückkommen. Man glaubt da, nicht Menschen, sondern eine Versammlung von Teufeln zu erblicken. Die Krieger alle, und besonders der Anführer, sind im Gesichte, und am ganzen Körper, mit gräßlichen Figuren bemahlt. Der Führer eröffnet den

Tanz, und die übrigen umgeben ihn im Kreise. Er besingt unter schrecklichen Bewegungen seine und seiner Vorfahren Thaten, und nach jeder Strophe schlägt er mit seiner Keule auf einen in der Mitte eingegrabenen Pfahl. Jeder der Krieger folgt, und dann erheben sich plötzlich alle, und tanzen wild untereinander umher. Sie stellen durch Geberden die Handlungen des Krieges vor, wie sie ihre Feinde mit der Keule erschlagen, den Erschlagnen mit einem Messer die Kopfhaut ablösen, u. s. w. Obgleich sie alle bewaffnet wild durcheinander laufen, so wissen sie sich doch so geschickt zu drehen und zu wenden, daß sie sich niemals verwunden.

So munter und fröhlich die Wilden sind, und so gerne und unbesorgt sie der Ruhe pflegen, so anhaltender Geduld, und Anstrengung sind sie fähig, auf der Jagd, bey der Fischerey, im Kriege, und überall, wo es die Noth erfordert. In der Verlegenheit wissen sie sich mit bewundernswürdigem Scharfsinn zu helfen. Ihre Sinne sind durch Uebung auf einen hohen Grad vervollkommt. Sie hören in einer unbegreiflichen Ferne. Sie finden durch unwegsame Waldungen in einer Strecke von mehrern Tagreisen immer den geradesten Weg, und wissen, wenn auch die Sonne unter Wolken verhüllt ist, oder in den dunkelsten Nächten, in welchen kein Stern zu erblicken ist, sich immer zurück zu finden. Auf dem Grase, auf den am Boden liegenden Blättern, wo das Aug des Ungewohnten nicht das Mindeste erblickt, wissen sie die Tritte der Menschen, die Fährten der Thiere zu erkennen. Welchen Vortheil ihnen das im Krieg, und auf der Jagd bringen muß, läßt sich leicht be-

greifen. Die Feinheit ihres Gesichtes geht so weit, daß sie aus den Tritten irgend eines Menschen nicht selten zu beurtheilen wissen, zu welchem Stamme der Vorübergegangene gehöre. Die Wohnungen der verschiedenen Stämme sind alle auf gleiche Art gebaut, und der Ungewohnte findet keinen Unterschied, der Wilde aber, wenn er auf seiner Wanderung nur einen etwa zurückgelassenen Pfahl einer Wohnung erblickt, erkennt sogleich, welchem Stamme diese Wohnung angehörte.

Die Vortheile, welche die Wilden aus dieser Feinheit ihrer Sinne ziehen, machen daher, daß sie nur körperliche Ausbildung hoch schätzen, für Geistesbildung, und Kunst aber keinen Sinn haben. Wenn sie Kunstwerke erblicken, so würdigen sie dieselben kaum einiger Aufmerksamkeit, wenn man ihnen aber von einem Menschen erzählt, welcher ausserordentliche Kraft besitzt, mit unerschrocknem Muthe den größten Gefahren trotzt, standhaft die größten Beschwerden erträgt, u. s. w. einen solchen Menschen preisen sie hoch. Ihre Augen glänzen, und man liest in jedem ihrer Züge den geheimen Wunsch, an seiner Stelle zu seyn. Sie haben daher auch wenige geistige Kenntnisse. Von der Himmelskunde kennen sie nichts, als den Abendstern, welcher ihnen auf ihren Wanderungen zur Leitung dient. Von der Erdkunde haben sie nur schwache Begriffe, entwerfen indessen auf Birkenrinden, besonders in Kriegen von dem Gebiet ihrer Feinde, rohe aber richtige Zeichnungen, welche von ihren Fähigkeiten zeugen. Die Jahre theilen sie nach den Jahreszeiten ein, doch zählen einige Stämme nach Mondsmonaten, und wissen

das Fehlende meisterhaft durch einen eingeschobenen Monat, welchen sie den Monat des verlornen Mondes nennen, zu ersetzen. Die Monate benennen sie sehr charakteristisch, entweder nach den gewöhnlichen Ereignissen in der Natur, oder nach den in denselben vorzunehmenden Beschäftigungen. Der Monat Merz, der erste ihres Jahres, heißt der Würmermonat, weil in demselben die Würmer ihren Winterschlaf verlassen; der April der Pflanzenmonat; der May der Blumenmonat; der Juny der heisse Monat; der July der Monat der Dammhirsche; der August der Monat der Störe, einer Art Seefische; der September der Kornmonat; der Oktober der Reisemonat, weil sie in diesem Monat ihre Jagdwanderungen beginnen; der November der Monat der Biber, weil in diesem Monat diese Thiere ihre Wohnungen beziehen, um den Wintervorrath zu verzehren; der Dezember der Jagdmonat, und der Hornung der Schneemonat.

Die Jagd ist die Lieblingsbeschäftigung der Wilden, und es ist unglaublich, zu welcher Fertigkeit sie es darin gebracht haben. Ein geschickter Jäger wird unter ihnen hoch geehrt, und nur der tapfere Krieger wird ihm vorgezogen. Auf der Jagd vergißt der Wilde seinen Hang zur Ruhe, und wird thätig, ausharrend und unermüdet. Die feine Ausbildung der Sinne und der körperlichen Kräfte kömmt den Wilden auf ihren Jagden treflich zu statten, und es ist bewunderungswürdig, mit welchem Scharfsinn sie alle Umstände zu benutzen wissen. Die grossen Waldungen, und die Flüsse liefern ihnen eine Menge Thiere, deren einige ihnen des Fleisches wegen wichtig sind, andere aber die köstlichsten Pelzwerke, den Gegenstand

ihres Handels mit den Europäern, liefern. Wenige Thiere, auf welche sie Jagd machen, entkommen ihrer Geschicklichkeit. Manchmal zertheilen sie sich, und gehen einzeln; sehr oft, besonders wenn es grössere Thiere, als Elendthiere, Hirschen, Büffelochsen, Bären, u. d. gl. gilt, ziehen sie Haufenweise gegen sie zu Felde. Ihre Waffen sind Pfeile, und Wurfspieße, viele der Völker indessen, welche den Weissen nahe wohnen, haben Feuergewehre, und wissen sich derselben sehr gut zu bedienen. Die Bären schließen sie gewöhnlich in einen großen Kreis ein, und rücken ihnen immer näher, so daß sie endlich ihren Pfeilen und Kugeln nicht entgehen können. Um die Büffelochsen und Elendthiere zu erlegen zünden sie oft das überall dicht stehende Gras an, stellen sich da wo das Feuer und der Rauch des Windes wegen den Zug hinnimmt, vor, und erwarten da die Thiere, welche dem Feuer entrinnen wollen, und einem gewissern Tode entgegen gehen. An Flüssen begeben sich die besten Schützen auf Kähne, ihre Gefährten schliessen eine Fläche Landes in einen Halbkreis ein, und treiben die Thiere vor sich her dem Flusse zu, und den Jägern in die Hände. Die Biber, Fischotter, Marder, u. d. gl. werden häufig in Fallen und Schlingen gefangen, doch haben die Wilden noch eine andere Weise, die Biber, deren Pelzwerk besonders kostbar ist, zu erlegen. Diese Thiere leben bekanntlich in Gesellschaft. Sie bauen an Flüssen Wohnungen, welche Dörfern gleichen, und in Hinsicht ihrer Festigkeit, und ihrer innern Einrichtung wegen, Menschenhänden Ehre machen würden. Dahin ziehen sich die Biber, so bald der Winter streng zu werden an-

fängt, um die dort schon aufgehäuften Wintervorräthe zu verzehren. Die Jäger nähern sich mit grosser Vorsicht, allein die Wachen, welche diese Thiere regelmäßig ausstellen, gewahren sie gewöhnlich bald. Sie benachrichtigen die übrigen von der Gefahr durch ein gewisses Geschrey, oder dadurch, daß sie das Wasser mit ihren breiten Schwänzen schlagen, welches Geräusch von fern gehört wird. Die ganze Bibergemeinde stürzt sich nun in den Fluß, und dahin, wo er am tiefsten ist, da aber die Jäger diese Plätze zum voraus schon mit starken Netzen umstellt haben, so werden viele dieser Thiere darin gefangen. Es wird indessen die größte Behendigkeit erfodert, weil die Biber mit ihren Schneidezähnen bald die stärksten Netze zertrümmern, und dann entwischen. Wenn die Flüsse dicht zugefroren sind, so hauen die Jäger manchmal in grosser Entfernung von der Bibercolonie grosse Löcher in das Eis. Die Thiere kommen dann oft unter dem Eise dahin, um Athem zu holen, und werden von den Jägern, welche sie dort erwarten, mit Keulen todt geschlagen. Sehr oft sind die Jagden mit grossen Gefahren verknüpft, in welchen die Wilden viele Geistesgegenwart, und den größten Muth zu Tage legen. In der Vertheilung des erlegten Wildes wird die strengste Billigkeit beobachtet. Jeder erhält gewissenhaft den ihm gebührenden Antheil. Niemals entsteht darüber der geringste Streit, gewiß der schönste Beweis, daß diese Wilden Gefühl für Recht und Billigkeit haben.

Den Jagden gehen immer grosse Vorbereitungen und Feyerlichkeiten voran. Sie werden nicht auf Gerathewohl unternommen, sondern jedesmal reif über-

legt, und im allgemeinen Rathe beschlossen. Damit man dieses verstehe, wird es nothwendig seyn, einiges über die Regierungsform der Wilden, wenn man die Art ihres gesellschaftlichen Verbandes so nennen darf, zu sagen. Man kann nicht sagen, daß es bey den wilden Stämmen eigentliche Herrscher, und Unterthanen gebe. Eben so wenig kennen sie Gesetze im eigentlichen Sinne des Worts. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat gleiche Rechte, gleiche Ansprüche, und freyen Willen. Daher mag auch wohl ihre grosse Anhänglichkeit an das Beste der Gesellschaft kommen. Sie wählen zwar Vorsteher, welchen es obliegt, die allgemeinen Angelegenheiten zu besorgen, und im Krieg sie anzuführen. Diese zwey Aemter sind selten in derselben Person vereinigt. Unter den Kriegern wählen sie den klügsten, und tapfersten zu ihrem Anführer im Kriege, und folgen im Vertrauen auf seine Verdienste seiner Anführung willig. Unter den Weisesten im Volke, gewöhnlich unter den Greisen wird der bürgerliche Vorsteher gewählt, doch ist diese Stelle bey einigen Stämmen erblich, und zwar mit der Eigenheit, daß sie vorzugsweise auf die Nachkommen von weiblicher Seite forterbt. Der Vorsteher hat nicht das Recht, Gesetze zu geben, noch die Gewalt die Glieder der Gesellschaft zu Ausübung des Beschlossenen zu zwingen. Jeder hat freyen Willen dem Beschluß beyzutreten, oder nicht. Der Chef trägt blos vor, und setzt seine Gründe auseinander. Er erklärt, daß er diese oder jene Maasregel für gerathen halte, und sein Vorschlag wird immer mit Bereitwilligkeit aufgenommen, mit Pünktlichkeit ausgeführt, und es ist ein sehr seltner Fall, daß Jemand

widerstrebe. Mir scheint, diese Erscheinung liefere dem Denker ernsten Stoff zu Betrachtungen. Wir haben in unsern Verfassungen Gesetzgebende Körper, Strafgesetze gegen die Uebertreter der gefaßten Beschlüsse, und die Untergebenen können oft nur durch Gewalt zum Gehorsam gebracht werden. Sollte nicht der Schluß richtig seyn, daß durch Zwang Starrsinn, und durch Freyheit, sollte es auch nur der Schein derselben seyn, Folgsamkeit bey den Menschen erregt werde? Die jungen Leute, das ist solche, welche noch nicht durch thätige Theilnahme an den Beschäftigungen der Gesellschaft, Jagd, Fischerey und Krieg, sich das Recht erworben haben, den Männern beygezählt zu werden, wohnen den Berathschlagungen bey, aber ohne eine Stimme dazu zu geben, doch äussern sie oft durch freudigen Zuruf ihren Beyfall, und gewinnen auf solche Weise, Liebe, Anhänglichkeit und Interesse an der Gesellschaft.

Wenn die zur Jagd oder Fischerey günstige Jahreszeit herankömmt, so versammelt der Anführer die Männer zur Berathschlagung. Er trägt ihnen seine Meynung vor, über den Weg, welchen sie einschlagen ꝛc. Jeder, welcher dem Zuge nicht beywohnen will, hat volle Freyheit zu Hause zu bleiben, erhält aber dann keinen Antheil an der Beute. Der Tag des Ausmarsches wird nun festgesetzt, und die Jäger bereiten sich zu ihrer grossen Unternehmung durch eine strenge Fasten vor. Ihre Enthaltsamkeit während derselben ist so groß, daß sie nicht einmal Wasser geniessen, und doch befleißen sie sich, immer heiter und munter zu scheinen, um dadurch ihre männliche Standhaftigkeit zu beweisen. Sie fasten, weil sie den Glau-

ben haben, daß dadurch der Einfluß der bösen Geister entfernt würde, und der grosse Geist ihnen während ihrer Enthaltsamkeit nützliche Träume zuschicken werde. Nach beendigter Fasten reinigt sich jeder Jäger durch ein Bad, und begibt sich dann an den bestimmten Sammelplatz. Der Anführer hat indessen ein Fest bereitet, an welchem alle Theil nehmen, aber doch, ungeachtet des langen Fastens, nur mäßig geniessen. Das Hauptgericht bey diesen Festen besteht in Hundefleisch, und es ist bemerkenswerth, daß wir den nemlichen Gebrauch bey mehrern Völkern Asiens finden. Der Anführer ermuntert nun seine Jäger durch Erzählung merkwürdiger Jagdgeschichten, und der Zug setzt sich in Bewegung, nachdem sich vorher alle Theilnehmer mit schwarz, welches die Farbe der Jäger ist, den Körper bemahlt haben.

Bisher haben wir nur mit lieblichen Farben gezeichnet, allein, um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir nun auch die Schattenseite des Charakters der Wilden aufstellen. Hier finden wir Unversöhnlichkeit, Rachsucht, und im Krieg eine unbegränzte Grausamkeit. So offen der Wilde gegen seine Freunde ist, so listig, verschlagen, und mistrauisch ist er gegen die, welche er haßt, oder fürchtet. Der Wilde vergißt niemals eine Beleidigung, und rächt sich, sollte es auch nach Jahren seyn, in dem Blute seines Feindes. An persönlichen Beleidigungen nimmt die ganze Gesellschaft keinen Antheil, sondern der Beleidigte, oder wohl auch seine Familie übernimmt die Rache. In solchen Fällen ist dem Racheschnaubenden kein Opfer zu groß, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er verschließt sein Gefühl mit Beyspiel-

loser Verstellung in seinem Busen, bis er den günstigen Augenblick findet, über sein Opfer herzufallen. Es gab schon Fälle, daß der Beleidigte durch Wälder und Wüsteneyen, über Gebirge und durch Moräste, einen Marsch von vielen Tagereisen unternahm, und sich auf denselben hundert Gefahren, dem Hunger und Durst, aussetzte, um seinen Feind aufzusuchen. Monate und Jahre verweilte er im fremden Lande, bis er seinen Feind traf, und dann bespritzt mit dem Blute desselben zu den Seinigen zurückkehrte.

Die Kriege der Wilden entstehen, nur im verjüngten Maaßstabe, aus den nemlichen Gründen, als die unsrigen. Bald ergreifen sie die Waffen, um sich das Recht zu erkämpfen, in einem Bezirke jagen und fischen, oder in ihren Zügen über das Gebiet eines fremden Stammes gehen zu dürfen; bald, um das eigne Gebiet gegen die Anfälle und Ansprüche der Fremden zu schützen. Man sieht, daß es da Eroberungs- und Vertheidigungskriege gibt, wie bey uns, mit dem Unterschiede nur, daß bey den gebildeten Völkern öfter das Interesse, welches Politik heißt, im Spiele ist, als bey jenen. Ein Volk zu demüthigen, um auf seinen Sturz eigne Grösse zu bauen; einem Nachbarn bedeutende Handelszweige zu entreissen, um sich dieselben zuzueignen; eine benachbarte Macht in ihren Gränzen so einzuschliessen, daß sie in vielen Stücken abhängig, und zinsbar wird, dieses und dergleichen sind sehr oft die Beweggründe unserer Kriege, bey den Wilden öfter Rachesucht, und beleidigte Nationalehre. Man darf behaupten, daß bey den gebildeten Völkern jener Gemeingeist nicht zu finden ist, welcher die Wilden beseelt. In ihren

Be-

Berathungen, in welchen über Frieden und Krieg beschlossen wird, so wie in den Handlungen der Krieger, wird niemals persönliches Interesse über das Beste der Gesellschaft das Uebergewicht erhalten. Rache wegen erlittenen Beleidigungen, die Ehre des Stammes, dieses sind die großen Hebel, welche alles in Bewegung setzen, die Quelle, aus welchen die Tugenden und Laster dieser Völker fließen.

Wenn von einem Nationalkriege die Rede ist, — um Streitigkeiten der Einzelnen bekümmert sich der Stamm nichts, — so wird eine allgemeine Versammlung gehalten, bey welcher nicht nur die Männer, sondern der ganze Stamm, die Weiber nicht ausgeschlossen, erscheinen. Die Gründe für und wider werden vorgelegt, und die Männer entscheiden, doch werden auch oft die Weiber um ihre Meynung befragt. So bald der Krieg beschlossen ist, so bereiten sich die Krieger dazu unter bestimmten Feyerlichkeiten vor. Sie fasten mehrere Tage, und der Anführer trennt sich von allen, um den Träumen, welche der große Geist ihm zuschicken wird, abzuwarten. Wenn die festgesetzte Zeit verflossen ist, erscheint der Anführer in der Mitte der versammelten Krieger. Er erklärt ihnen mit Feierlichkeit, daß er von dem großen Geist begeistert wurde, und legt den Plan der Unternehmung vor. Ich habe beschlossen, ruft er aus, den Weg der Verwüstung zu betreten. Wir wollen das Fleisch unserer Feinde verzehren, und ihr Blut trinken. Wir wollen Gefangene machen, und den Erschlagenen die Kopfhaut abziehen. Sollten wir auch in dieser Unternehmung fallen, so werden wir doch nicht in Staub erniedrigt werden. Diesen Kranz,

fährt er fort, indem er einen Kranz vor sich hin auf die Erde legt, soll die Belohnung desjenigen seyn, welcher die Todten begraben will. Nach einer tiefen Stille in der Versammlung tritt endlich einer der erprobtesten Krieger vor, um den Kranz zu nehmen. Von diesem Augenblicke an ist er der zweyte im Heere, im eigentlichen Sinne, der Beystand, der Adjutant des Anführers. Dieser wendet sich nun an den grossen Geist, und ruft ihn um seinen Beistand an. Alle Krieger folgen seinem Beispiele, und bemahlen sich nun den Körper mit fürchterlichen Figuren, welche dem Feinde Furcht einjagen sollen. Die Priester, welche, wie wir oben sagten, auch Aerzte sind, theilen Kräuter und Wurzeln aus, welche das Blut stillen, und Wunden heilen sollen.

Von diesem Augenblicke an, bis zur Stunde des Ausmarsches, werden noch die nöthigen Vorbereitungen gemacht, und die Waffen geschärft, und ausgebessert. Diese bestehen gewöhnlich in Keulen, Pfeilen, Wurfspießen, und Dolchen, oder langen Messern. Die Kriegserklärung geschieht durch einen Sclaven, welcher dem Stamme, der bekriegt werden soll, eine roth bemahlte Art überbringt. Obwohl diese Bothschaft immer mit Lebensgefahr verknüpft ist, indem die erzürnten Feinde den Ueberbringer des Kriegeszeichens nicht selten unter den gräßlichsten Martern ermorden, so bringt er sie doch immer richtig, und ohne Zagen, an Ort und Stelle. Vor dem Ausmarsch der Krieger wird der Kriegestanz, von welchem wir schon sprachen, gehalten, und ein Fest gefeiert, zu welchem jeder Krieger etwas beiträgt. Hundefleisch ist, wie bey allen grossen Feierlichkeiten, die vorzüg-

lichste Speise. Der Anführer, obgleich erschöpft von dem vorgegangenen Fasten, darf bey dem Mahle nichts geniessen. Er raucht ruhig seine Pfeife, und erzählt die Heldenthaten der Vorfahren.

Auf seinen Zügen beladet sich der Wilde weder mit vielem Gepäcke, noch mit Vorräthen. Ausser seinen Waffen trägt er eine Matte, auf welcher er des Nachts schläft, und das ist alles. Auf dem Marsche, obwohl er oft viele Tage dauert, leben die Krieger blos von der Jagd. Sie zerstreuen sich in den ungeheuren Wäldern, und wissen sich zur bestimmten Stunde richtig wieder auf dem Sammelplatze einzufinden. So lange sie unter Weges sind, leben sie sorglos und ohne alle Vorsicht. Sie stellen nicht einmal Wachen aus, indem sie sich unter dem Schutze des grossen Geistes ganz sicher glauben. Sobald sie indessen das feindliche Gebiet betreten, sind sie um desto vorsichtiger. Es darf kein Feuer gemacht werden, und sie sprechen unter sich nur durch Zeichen. So bald sie im Angesichte des Feindes angekommen sind, so wird Halt gemacht, denn sie halten nichts auf einen offnen Angriff. Den Feind zu überraschen, und in der ersten Bestürzung niederzumetzeln, darin besteht bey ihnen die wahre Kunst des Krieges. Sie verbergen sich daher sorgfältig, nähern sich bey Tagesanbruch kriechend dem feindlichen Lager, und brechen, wenn sie auf Schußweite gekommen sind, unter fürchterlichem Geheul plötzlich hervor. Sobald die Pfeile abgeschossen sind, greifen sie zu der Keule, und erschlagen, wenn ihnen die Ueberraschung geglückt ist, oft eine Menge Feinde, ehe diese nur ganz aus dem Schlafe aufgewacht sind.

So bald der Sieg ganz entschieden ist, fliehen die Ueberwundenen, und die Sieger suchen nun so viele Gefangene, als möglich, zu machen. Den Erschlagenen, und den hart Verwundeten, werden nun die Kopfhäute als Siegeszeichen abgezogen, und sogleich der Rückmarsch angetreten, weil sich die Wilden sehr vor dem Verfolgen fürchten. Sie wenden daher auf ihrem Rückwege alle Vorsicht an, um nicht eingeholt zu werden. Sie stellen in großer Ferne Wachen aus, und wenn sie Nachricht erhalten, daß die Feinde nacheilen, so erschlagen sie die Gefangenen, nehmen die Kopfhaut derselben, und zertheilen sich, um einzeln sich durchzuschleichen. Die Gefangenen werden auf dem Rückmarsche geknebelt mitgeführt, und des Nachts, damit sie ja nicht entrinnen können, auf dem Boden liegend, um den Hals, den Leib, und die Füße fest gebunden.

Wenn sich die Sieger mit ihren Gefangenen ihrem Wohnorte nähern, so verkünden sie ihre Ankunft durch ein großes Geschrey. Die Hinterlassenen wissen aus den verschiedenen Tönen sogleich zu unterscheiden, wie viel der Ihrigen geblieben sind, wie viel Gefangene eingebracht werden, und beantworten das Geschrey nach den Umständen, entweder fröhlich oder traurig. Greise, Weiber und Kinder eilen nun den Kommenden entgegen. Sie sind alle mit Knitteln bewaffnet, und stellen sich bey dem Anblick der Ihrigen in zwey Reihen auf, durch welche die Krieger ziehen, und mit Freudengeschrey werden diese, die armen Gefangenen aber mit Schlägen, und so grausamen Mißhandlungen empfangen, daß viele derselben schon halb todt an dem zu ihrer Ermordung be-

stimmten Platze ankommen. Hier werden sie getheilt. Männer und vorzüglich jene, deren Narben Beweise ihrer Tapferkeit liefern, werden sogleich zum Tode, Schwächlinge aber, Kinder und Weiber an den Ort der Gnade abgeführt. Jeder zum Tod Verurtheilte wird an einen Pfahl gebunden, und bey langsamem Feuer, und unter fürchterlichen Mißhandlungen, gebraten. Die Gefangenen stimmen dann mit festem Muthe ihren Todesgesang an, erzählen ihre Thaten, sprechen ihren Quälern Hohn, und sind oft so glücklich, diese dadurch so aufzubringen, daß sie ihnen bald den Todesstoß geben, und dadurch ihre Qualen abkürzen. Die Wilden behaupten, daß diese Grausamkeit gegen die Gefangenen nothwendig sey, um dadurch den Muth der jungen, heranwachsenden Krieger, welche allemal Zuschauer dabey sind, zu entflammen, und den Nationalhaß zwischen den Völkern zu erhalten, daher auch die Feindschaft zwischen Völkern, welche sich einmal bekriegt haben, lang, fast ewig dauert. Der Unterliegende muß freilich Friede machen, allein bey der nächsten Gelegenheit, und sobald er wieder Kräfte gesammelt hat, ergreift er die Waffen wieder, um seinem Feinde Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Europäer versuchten es, die Grausamkeit der wilden Stämme gegen die Gefangenen durch die Vorstellung zu mildern, daß sie dieselben mit Vortheil als Sclaven verkaufen können, aber ohne großen Erfolg. Wenn sie ja Gefangene an die Weißen verkaufen, so sind das nur Schwächlinge, oder Weiber und Kinder. Erprobte Krieger, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, müssen sterben. Diese Vorurtheile sind bey diesen Völkern auch so ein-

gewurzelt, daß wenn es einem Gefangenen glücken sollte, seinen Peinigern zu entwischen, und zu den Seinigen zurückzukehren, er von seinem eignen Stamme nicht wieder aufgenommen würde.

Jene Gefangene, welche vom Feuertode verschont bleiben, sind zur Sclaverey bestimmt. Manche trifft indessen ein besseres Loos, denn sie werden an Kindesstatt angenommen, und auch so behandelt. Sobald die Hinrichtung der gefangenen Krieger vorüber ist, so geschieht die Vertheilung der übrigen Gefangenen. Wer von dem Stamme in dem Feldzuge einen Verwandten verlor, dem wird von den Gefangenen einer an dessen Stelle gegeben. Sie treten als Glieder in die Familie ein. Bemerkenswerth ist, daß diese neuen Ankömmlinge von der Stunde ihrer Aufnahme an so den Gemeingeist annehmen, daß sie bey Gelegenheit die Waffen gegen ihren vorigen Stamm mit eben so viel Erbitterung führen, als wenn sie ihn zuvor niemals gekannt hätten. Kinder und Weiber werden als Sclaven vertheilt, und als solche behandelt. Jene Stämme, welche in einiger Verbindung mit den Weissen stehen, pflegen jetzt wohl diese Gefangene an sie zu verkaufen, und dagegen Feuergewehre, Pulver und Bley, vorzüglich gern aber Branntwein einzutauschen. Die sonst so mäßigen Wilden haben jetzt einen ausserordentlichen Hang zu starken Getränken, und welche traurige Folgen dieses bey Menschen haben müsse, welche ohnedem so sehr zu Haß und Feindschaft geneigt sind, läßt sich denken.

Die Feindschaften, und folglich die Kriege, dauern, wie wir schon sagten, oft Jahrhunderte durch. Der Schwächere, wenn er ganz erschöpft ist, sucht

freylich Frieden, allein er bricht ihn wieder, sobald er Kraft dazu fühlt. Diese Völker tragen grosse Sorge, bey Friedensunterhandlungen ihre Schwäche niemals durchblicken zu lassen. Es gibt Unterhändler, welche die Einleitung des Geschäfts unternehmen, und erst dann, wenn sich der andere feindliche Stamm geneigt zum unterhandeln zeigt, erscheinen die eigentlichen Gesandten. Sie tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche bey allen wilden Völkern in solcher Ehrfurcht steht, daß noch nie der Fall eintrat, daß ein Mensch, welcher mit derselben auch vor seinen ärgsten Feinden sich zeigte, beleidigt oder beschädigt worden wäre. Diese Menschen glauben, daß der große Geist die Entweihung dieses Friedenszeichens bitter bestrafen würde. Die Friedenspfeife wird auch bey andern grossen Feyerlichkeiten, bey allgemeinen Versammlungen, wenn angesehene Fremde zum Besuch kommen, u. s. w. geraucht. Sie besteht in einem aus Thon, Stein oder Marmor zierlich geschnitzten, ungeheuren Kopf, welcher mit einem einige Fuß langen Rohr versehen ist. Jeder Stamm hat seine eigne Art, den Kopf und das Rohr zu verzieren, und die Wilden wissen bey dem ersten Anblick diese fast unmerklichen Abweichungen zu unterscheiden.

Wenn nun die Friedensgesandten dem feindlichen Stamme sich nähern, stimmen sie einen feierlichen Gesang an. Sobald dieser vernommen wird, strömt ihnen alles Volk entgegen. Man nimmt sie friedlich auf, weist ihnen eine Wohnung an, und versieht sie mit Erfrischungen und allem Nöthigen. Die Versammlung, bey welcher Männer, Weiber und Kinder erscheinen, wird sogleich zusammen berufen, und

die Abgesandten dahin abgeholt. Sie tragen ihre Anträge vor, und hören nun die Bedingnisse, welche man an sie macht. Die ganze Verhandlung geschieht mit Anstand, und in der größten Ruhe. Sobald man übereingekommen ist, wird die Friedenspfeife angezündet. Dieses Geschäft kömmt dem Adjutanten zu, dem nemlichen Krieger, welcher, wie wir oben sagten, bey der Kriegserklärung den von dem Anführer hingelegten Kranz aufnahm. Er füllt ihn mit Taback, welcher mit gewissen Kräutern vermischt wird, ergreift von dem in der Mitte der Versammlung brennenden Feuer eine Kohle, und legt sie auf den Taback, bis dieser im Brande ist. Nun hebt er die brennende Pfeife zum Himmel, zur Ehre des großen Geistes, wendet sie zur Erde, um den Einfluß der bösen Geister zu verscheuchen, und endlich in horizontaler Richtung, um die guten Geister der Luft, der Erde und des Wassers zu begrüßen. Er reicht nun die Pfeife dem Anführer hin, welcher, doch ohne sie anders als mit den Lippen zu berühren, drey Züge thut, und den Rauch erst zum Himmel, dann zur Erde bläst. Nun wird die Pfeife den Gesandten, den Fremden, wenn welche vorhanden sind, und dann den Kriegern gereicht.

Sobald auf solche Weise der Friede bestätigt ist, wird die roth bemahlte Kriegesart tief in die Erde eingegraben, und aus Muscheln zusammengesetzte Kränze ausgewechselt, deren verschiedene Bildung und Zusammensetzung die Bedingnisse des Friedens anzeigen. Die Wilden haben in diesem Stücke ein vortreffliches Gedächtniß. Diese Kränze vertreten bey ihnen die Stelle der Geschichtbücher, und sie wissen daraus zu

bestimmen, was seit einer langen Reihe von Jahren geschah, oder verhandelt wurde. Die Feierlichkeit wird mit einem Gastmal, und mit dem Friedenstanz beschlossen.

Die Leser haben nun in gedrängter Darstellung die gute und schlimme Seite des Charakters der im nördlichen Amerika noch wohnenden wilden Völker kennen gelernt. So viel ist indessen gewiß, daß die entferntesten Völker die reinsten Sitten, und die wenigsten Laster haben. Je mehr sie in Berührung mit gebildeten Nationen kamen, desto schlimmer wurden sie. Sie haben fremde Laster angenommen, ohne die Tugenden der Bildung anzunehmen. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, noch einige Eigenheiten dieser wilden Völker kennen zu lernen.

Die Wilden, wenigst die entferntesten, haben keinen Begriff von dem Werthe des Geldes. Die Stämme, welche des Pelzhandels wegen in öftere Berührung mit den Weißen kommen, mögen indessen schon einigen Werth darauf setzen, obwohl ihr Handel größtentheils Tauschhandel ist, und dazu keine klingende Münze erfodert wird. Jene entferntern Wilden sehen gar wohl ein, wenn man ihnen eine Beschreibung des Werthes unseres Geldes macht, daß dieses eine Quelle von Betrug, Diebstahl, Mord und unsäglichen andern Uebeln seyn muß. Sie können nicht begreifen, wie einzelne Menschen so viel Geld aufhäufen, oder eine Ehre darin suchen können, viel zu besitzen, noch wie es als Verbrechen bestraft werden könne, einem andern einen Theil seines Geldes mit List, oder durch Gewalt zu entreißen.

Die Eifersucht ist den Wilden unbekannt, und sie spotten darüber, wenn man ihnen erzählt, daß sie bey gebildeten Völkern die Quelle vieler Leiden und grosser Uebel wird. Die Mädchen der Wilden leben ziemlich ungebunden, und ein Fehltritt, wenn er auch Folgen hat, wird ihnen nicht zur Schande gerechnet, von Untreue der Weiber hört man aber nichts. Die Art, um ein Mädchen zu werben, ist bey den Stämmen verschieden. Bey einigen kauft der Liebhaber sein Mädchen von den Eltern, bey andern bringt das Mädchen eine Mitgabe in die Ehe. Bey einigen Stämmen herrscht der patriarchalische Gebrauch, um sein Mädchen bey den Eltern desselben einige Zeit zu dienen. Der Bräutigam wird diese Zeit über schon als ein Glied der Familie betrachtet. Er begleitet den Vater auf die Jagd und zur Fischerei. Nach überstandener Probezeit führt er dann seine Braut heim, oder sie wird ihm, wenn er nicht bestanden hat, verweigert. Die Hochzeitfeierlichkeiten sind ebenfalls verschieden. Gewöhnlich empfangen die Männer und Krieger die Brautleute in einer doppelten Reihe. Diese gehen hindurch, und zu dem Anführer, welcher an dem Ende der Reihe steht, und sie fragt, ob sie entschlossen sind, zusammen zu leben. Nach geschehener Bejahung dieser Frage schießen alle Männer ihre Pfeile über die Köpfe der Brautleute weg. Der junge Mann bückt sich, die Braut steigt ihm auf den Rücken, und er trägt sie unter dem Jubelgeschrey aller Zuschauer in seine Wohnung. Ein Gastmahl und der hochzeitliche Tanz beschließen das Fest. Die beiden Ende eines dünnen Stabs werden abgebrochen, und das eine dem Mann, das andere der jungen

Frau zur Verwahrung übergeben. Prieſter haben dabey nichts zu thun, als daß ſie den Brautleuten gewiſſe Kräuter gegen Bezauberung einhändigen, und dann — tüchtig ſchmauſen helfen.

Die Wilden lieben ihre Weiber, und ihre Kinder zärtlich, obwohl ſie des Anſtandes wegen, und um dem männlichen Ernſt nicht zu nah zu treten, ihre Zärtlichkeit nicht öffentlich blicken laſſen. Sie können ſo viele Weiber nehmen, als ſie ernähren zu können glauben, und es geſchieht manchmal, daß ein Mann mehrere Schweſtern zugleich heurathet. Die Weiber, welches man bey Wilden nicht glauben ſollte, und welches bey uns gewiß nicht der Fall wäre, leben in beſter Eintracht zuſammen. Die jüngern erweiſen den ältern alle Ehrfurcht, doch haben Mütter allemal den Vorzug vor kinderloſen Weibern. Die Frauen der Wilden beſorgen die Küche und das Hausweſen, und folgen wohl manchmal ihren Männern zur Jagd und Fiſcherey. Es iſt ein äußerſt ſeltner Fall, daß Eheleute ſich trennen, doch geſchieht dieſes ohne groſſe Weitläufigkeiten. Sobald der Mann und die Frau einverſtanden ſind, ſich zu trennen, ſo berufen ſie die nächſten Anverwandten, um in ihrer Gegenwart die beiden Ende eines Stabes, welche ihnen am Hochzeittage in Verwahrung gegeben wurden, zu verbrennen. Nun iſt die Ehe getrennt, der gute Ruf der Eheleute erhält dadurch keinen Flecken, und beide Theile können ſich wieder verheurathen. Die Kinder verbleiben bey getrennter Ehe allemal dem Vater, eine Trennung iſt aber, wie ſchon bemerkt wurde, bey dieſen Völkern, welche Untreue, Eiferſucht, Eigennutz ꝛc. nicht kennen, und bey wel-

chen es vermuthlich nicht so viele Frau Baasen, als bey uns gibt, die Vergnügen daran finden, den Hausfrieden zu stören, und einen kleinen Funken oft zum hellen Feuer anzublasen, ein seltner Fall.

Die wilden Völker, besonders jene, welche mit den Weißen in keine Berührung kommen, kennen nur wenige Krankheiten. Ihr thätiges Leben auf der Jagd und Fischerey, stählt ihre Gesundheit, und sie kennen alle die erkünstelten Bedürfnisse nicht, welche die Gesundheit civilisirter Völker mehr oder weniger entnerven. Viele Stämme haben indessen schon den Branntwein kennen gelernt, und der unmäßige Gebrauch desselben hat schon sehr nachtheiligen Einfluß auf sie gehabt. Auch die Pocken (Kinderblattern) richten manchmal große Verwüstungen bey ihnen an. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß, gleichwie diese Naturmenschen das Böse von uns lernen, auch das Gute bey ihnen bekannt werde, und durch das Impfen den Verwüstungen der Pocken Gränzen gezogen werden. Die bey den Wilden bekannte Krankheiten sind alle hitziger Art, welches wohl daher kommen mag, daß sie nach strengem Fasten oft unmäßig essen. Fieber findet man, besonders bey denen Völkern, welche nahe bey Morästen und Sümpfen wohnen, auch welche, und sie gebrauchen dagegen mit gutem Erfolg eine Art Schwitzbades. Es wird ein Loch in der Erde mit glühenden Steinen belegt, und der Kranke in einem wohl verschlossenen Zelt über dasselbe gebracht. Die Steine werden mit Wasser besprengt, und der aufsteigende Dampf verursacht einen heftigen Schweiß, wodurch der Leidende bald genest. Die Priester der Wilden, welche, wie schon gesagt

wurde, auch ihre Aerzte sind, haben gute Kenntniß nützlicher Pflanzen und Kräuter. Sie verstehen es, Wunden, ja selbst gefährliche Beinbrüche, in kurzer Zeit zu heilen.

Mögen die Leser nach dieser kurzen, aber treuen Beschreibung der wilden Stämme im nördlichen Amerika, entscheiden, ob diese Menschen zu bedauern, oder zu beneiden sind. Allerdings ist Kultur und Ausbildung des Geistes ein großes Gut, weil der Mensch nicht bloß Thier ist. Wenn wir aber bemerken, wie mit der Bildung auch neue Bedürfnisse erscheinen, wie neue Laster entstehen, und die alten verfeinert, und eben deßwegen gefährlicher werden; wie an die Stelle der Mäßigkeit Schwelgerey, der Geradheit Verstellung, der rohen aber reinen Sitten Sittenlosigkeit treten; wie häusliches Glück und eheliche Zufriedenheit verdrängt, und durch Ausschweifungen aller Art vergiftet werden; wie Neid, Geiz, Hochmuth, Verfolgungsgeist die Oberhand gewinnen; wie wahre Verdienste wenig, der Schein alles ist; wie Geld und Reichthum nur angesehen machen; wie List und Falschheit Feinheit, Verstellung und schmutziger Eigennutz Politik genennt werden; wie der Reiche prasset, den Armen verachtet, der Gesetze, ja aller menschlichen Gefühle nicht selten spottet; wie alle Mittel, sich Geld und Reichthum zu erwerben, willkommen sind, wenn es nur unter dem Schleier des Geheimnisses und der Heucheley geschehen kann; wie das Heiligste mißbraucht, von Vornehmen verlacht, von Niedern verunstaltet wird; wie.... Doch ich lasse es dem denkenden Leser über, sich nach seiner größern oder wenigern Menschenkenntniß die noch

übrigen wie hinzuzufügen, und frage nur, ob nicht sehr oft dem gefühlvollen Manne der Wunsch sich aufdringen wird: Ach wäre ich nur ein Wilder, und in den dichtesten Wäldern Amerika's!

Der Handel am schwarzen Meere,
nebst
einer kurzen Geschichte der Entstehung von Odessa, und über die Wichtigkeit dieses Platzes.

Seit mehrern hundert Jahren war der Handel am schwarzen Meere, welcher in den ältesten Zeiten so blühend war, fast auf nichts herabgesunken. Ein Beweis, daß der Handel in Ländern, welche unter unvernünftigem Drucke, und in der Sclaverey seufzen, nicht bestehen kann. Diese sonst so ergiebige Quelle des Wohlstandes versiegt, sobald man ihr Gewalt anthun will, und fließt nicht in Ländern, in welchen nicht vollkommene Sicherheit des Eigenthums, und eine vernünftige Freiheit herrscht. Diese durch die Erfahrung, und durch die Geschichte aller Zeiten, so oft bestättigte Wahrheit, sollte die Regierungen, welchen das Wohl ihrer Länder angelegen ist, vorsichtig machen, um nur billige und vernünftige Maasregeln zu ergreifen. Der Handel verträgt keine Gewalt; er nimmt eine andere Richtung, und es hält schwer, ja es ist fast unmöglich, ihn wieder zurückzuführen. Der Wohlstand der Nationen, so wie jedes Individuums liegt im Innern. Jeder kann ihn

finden, wenn er nur die rechten Mittel dazu ergreift. Von dem Augenblicke an, als das schwarze Meer mit seinen Umgebungen unter türkische Herrschaft fiel, veränderte sich die ganze Gestalt dieser sonst so blühenden Länder. Die Bevölkerung verminderte sich alle Jahre; der Ackerbau wurde vernachläßigt, Kriege verheerten die Provinzen, die mächtigen erpreßten von den seufzenden Untergebenen, was die Feinde noch übrig gelassen hatten, und Jammer und Elend wurde bald allgemein. An den Ufern des schwarzen Meeres fand man nur mehr umherirrende Horden, welche sich vom Raube nährten, und unter diesen Umständen floh der Handel davon.

In solcher Lage befanden sich diese Länder, als Rußlands Czaar, Peter I., seine Länder und Völker zu bilden anfieng. Er hatte die Wichtigkeit des Handels bey fremden Nationen zu gut erkannt, als daß er ihn in seinem Lande hätte vernachläßigen sollen. Er that alles, was ihm die Umstände erlaubten, um ihn zu gründen, zu beleben, und zu begünstigen, und hatte in dieser Absicht seine Blicke vorzüglich in diese Gegenden gewendet. Er begründete den Handel am baltischen Meere, und wollte auch am schwarzen Meere festen Fuß fassen, allein die Zeit dazu war noch nicht gekommen. Mit vieler Mühe konnte er Taganrock am Azovschen Meere behaupten, und es war seinen Nachfolgern vorbehalten, seine entworfenen, grossen Plane auszuführen. Rußland hatte seitdem durch mehrere glückliche Kriege sich auf dieser Seite ausgebreitet, und schon viele der Provinzen erobert, welche man jetzt füglich das neue Rußland nennen kann. Ehemals waren diese ungeheuren Provinzen öde und ver-

lassen. Horden von Tartarn irrten umher, und fanden kaum Futter genug für ihre Heerden. Nun veränderte sich alles. Das Land fieng an sich zu bevölkern, und in kurzer Zeit blühend zu werden. Endlich kam auch der Augenblick, auf die Gründung des Handels zu denken, und Catharina II., damals Rußlands Selbstherrscherin, wußte diesen Augenblick trefflich zu benutzen. Durch den Frieden von Kainardi, vom 21 July 1774, und den fernern Vertrag von 1779, erhielt Rußland die freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, und durch die Dardanellen. Es hatte noch keinen Hafen, um seinem Handel dahin Nachdruck, seinen Schiffen Sicherheit zu verschaffen, und Catharina ließ zu diesem Ende 1778 Cherson an dem Dnieper, einige Meilen über dieses Flusses Mündung in das Meer, anlegen, und erbauen. Sie ertheilte diesem Orte beträchtliche Freiheiten und Privilegien, und die Folge davon war, daß sich bald viele Fremde, und ein beträchtlicher Handel dahin zog. Der neue Hafen setzte sich mit Constantinopel, und den Inseln im Archipel, bald nachher mit Marseille, Triest und andern Handelsplätzen in Verbindung. Die Waaren aus dem Innern wurden auf dem Dnieper herbeigebracht, und die fremden Schiffe liefen in diesen Fluß ein, konnten aber verschiedener Hindernisse wegen nicht ganz bis Cherson kommen. Alle Schiffe, welche über sechs Fuß tief im Wasser giengen, mußten in dem Dorfe Glubau, welches einige Stunden entfernt lag, anhalten, und die Ladungen auf Booten hin und her gebracht werden. Zudem war der Fluß nur durch sieben Monate schiffbar, denn im Oktober fieng er schon zu frieren

an,

an, und blieb zugefroren bis in den März. Der Eisgang war dann oft sehr gefährlich. Die Schifffahrt aus dem Innern war noch beschwerlicher, denn wegen den vielen Wasserfällen in dem Dnieper mußten die Waaren öfters ausgeladen, und grosse Strecken zu Lande fortgebracht werden, welches die Versendungen langsam und kostspielig machte. Zudem war auch die Luft um Cherson feucht und ungesund. Die Regierung fühlte diese Unbequemlichkeiten nur zu sehr, allein es war ihnen nicht abzuhelfen, weil die damaligen Gränzen Rußlands es nicht erlaubten, einen andern schicklichern Ort zu wählen.

Der Handel wuchs indessen immer, und erlangte von Jahr zu Jahr mehr Ausdehnung und Festigkeit. Im Jahr 1783 schloß Rußland mit der Pforte einen Handelsvertrag, welcher für ersteres Land sehr vortheilhaft war, denn Oesterreich verlangte nun von der Pforte, daß seine Schiffe mit den russischen gleiche Rechte geniessen sollen, und erhielt auch wirklich durch einen am 24. Hornung 1784 geschlossenen Vertrag freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere. Schon ein Jahr früher, nemlich 1783 war die Krimm an Rußland abgetreten, und diese Abtretung von der Pforte bestättigt worden. Rußland kam dadurch in den Besitz des Handels von Caffa, welcher bald sehr lebhaft wurde. Mehr als 200 theils russische, theils österreichische Schiffe waren damit beschäftigt, und er gieng durch Galatz auf der Donau, und durch Cherson auf dem Dnieper, als plötzlich ein 1787 mit der Pforte ausgebrochener Krieg denselben auf einige Zeit lähmte. Es dauerte indessen nicht lange, denn durch zwischen der Pforte und Oesterreich am 27. July 1790

geschlossenen Frieden fieng dieser Handel schon wieder zu blühen an, und als bald darauf, nemlich 1792 auch mit Rußland Friede geschlossen wurde, erhielt er seine vorige Thätigkeit wieder, ja er wuchs an Umfang und Kräften ausserordentlich, denn Rußland rückte durch diesen Frieden seine Gränzen von dem Bug bis an den Dniester vor, und erhielt ein Jahr später durch die letzte Theilung Polens die für das schwarze Meer gelegensten Provinzen dieses Königreichs.

Jetzt war der Augenblick gekommen, daß die Regierung den Unbequemlichkeiten abhelfen konnte, welche Cherson seiner Lage wegen mit sich brachte. Es mußte ihr ohnedem daran gelegen seyn, den neu erlangten polnischen Provinzen einen bequemern Absatz für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, da Cherson zu weit entfernt lag. Man suchte einen bequemen Ort für einen Hafen, und wählte dazu eine Bucht, welche fast gleich weit, nemlich bloß einige Meilen, von den Mündungen zweyer grossen Flüssen, des Dniepers und des Dniesters entfernt lag. Bisher war da bloß ein kleines tartarisches Fort, und ein Dorf gelegen, aber von jeher hatten die Schiffe, welche das schwarze Meer befuhren, in dieser Bucht Schutz gegen den Winter, und gegen Stürme gesucht. Die Luft um Odessa ist gesund, die Umgebungen freundlich, und das Land, obwohl jetzt öde und unbebaut, einer vollkommnen Kultur empfänglich.

Diesen Platz wählte die Regierung zur Gründung des neuen Hafens, und die Kaiserin war, man darf es behaupten, leidenschaftlich für den baldigen Flor dieses Platzes besorgt. Sie brachte die größten Opfer, sparte keine Kosten, und bewilligte ihrem

Schützling so viele Vorrechte, daß Fremde von allen Seiten dahin strömten, und der Handel bereits sehr zu blühen anfieng, als Catharinens im Jahr 1797 erfolgter Tod auf mehrere Jahre eine Stockung hervorbrachte. Ihr Nachfolger Paul mochte andere Ansichten haben, und überhaupt die Verhältnisse, und auch die politische Lage Rußlands von der Art seyn, daß sie dieser Unternehmung Hindernisse in Weg stellten, kurz — die Regierung that verschiedene Jahre nichts, und Odessa schien in Verfall zu gerathen. Sobald indessen Alexander zur Regierung kam, gewann alles wieder eine andere Gestalt. Er fühlte ganz die Wichtigkeit dieses Platzes, und schenkte ihm alle die väterliche Vorsorge, welcher er unter Catharinen seine Entstehung und Gedeihen zu verdanken hatte.

Der Zeitpunkt, in welchem Alexander den Thron bestieg, war aber auch für Odessas neues Aufblühen der geeignetste. Der Friede von Lüneville war so eben geschlossen. Rußland und England hatten ihren Zwist beigelegt, und die Handelsverhältnisse mit Frankreich wurden durch den Vertrag von Amiens am 8. Oktober 1801 wieder hergestellt. Bald nachher schloß Frankreich mit der Pforte Frieden, und die französischen Schiffe erhielten die nemlichen Freiheiten, als die anderen begünstigten Nationen, und folglich, so wie jene, freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meer. Andere Nationen, die Engländer, Spanier, Neapolitaner, Preussen, Holländer, u. a. verlangten die nemlichen Rechte, und erhielten sie. Die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere wurde nun das Eigenthum aller Nationen. Welchen Einfluß dieses auf das so vor-

theilhaft gelegene, und von seiner Regierung so begünstigte Odessa haben mußte, läßt sich denken. Die Regierung erneuerte, und vermehrte noch alle ehemaligen Vorrechte dieses Platzes. Es wurde eine Zurückerstattung von 25 o/o von allen Zollgebühren eingeführter sowohl, als ausgeführter Waaren bewilligt, und der Kaiser unterließ kein Mittel, welches dazu dienen konnte, den Handel zu begünstigen. Im Jahr 1803 ernannte er den Herzog von Richelieu, mit sehr ausgedehnten Vollmachten, zum Statthalter dieser Provinzen, einen Mann, welcher dem Zutrauen, welches der Kaiser in ihn setzte, vollkommen entsprach. In dem nemlichen Jahre befuhren neunhundert Schiffe das schwarze Meer, von welchen mehr als die Hälfte nach Odessa bestimmt waren. Ein grosser Theil derselben kam mit Ballast an, andere brachten Waaren aus Spanien, Frankreich, Italien, und der Levante. Alle luden Korn, das einzige, was damals Odessa in grosser Menge liefern konnte, weil wegen anderer Waaren seine Verbindungen mit dem Innern des Reichs noch nicht vollkommen im Gange waren. Das Korn kam aus Podolien, Volhinien, und andern nah gelegenen Provinzen zu Land, Cherson aber brachte seine Vorräthe auf dem Dnieper bis auf die Rhede von Odessa.

Den Zolltarifen von 1803 zu Folge wurde in diesem Jahr um mehr als 4,000,000 Rubel Getreid ausgeführt, und der größte Theil mit baarem Gelde bezahlt. Als in dem nemlichen Jahre ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, schien der Handel von Odessa dadurch leiden zu müssen, doch dauerte dieses nicht lange, denn die Umstände, und

Europens Bedürfnisse gaben dem dortigen Handel bald neuen Schwung. Die Getreidevorräthe in Europa waren entweder aufgezehrt, oder gesperrt. In Italien wüthete der Krieg, in Egypten und auf den Küsten der Barbarey herrschten die größten Unruhen, und aus Ungarn durfte kein Korn bezogen werden, es blieb daher nichts übrig, als es von Odessa zu beziehen. Die Schiffe der neutralen Mächte kamen daher in Menge, und im Jahr 1804 wurden auf 450 Schiffen um mehr als 3,000,000 Rubel Getreid ausgeführt, welches theils mit baarem Gelde, theils mit Waaren bezahlt wurde. Das Getreid, besonders das, welches nach Spanien verführt wurde, brachte 80 o/o reinen Gewinn, und in der Folge stieg dasselbe noch immer im Preise. Im Jahr 1805 verluden 600 Schiffe beynahe für 6,000,000 Rubel Getreide, allein von diesem Augenblicke an wurden die Umstände für den Handel von Odessa immer ungünstiger. Den neutralen Schiffen wurden immer grössere Hindernisse in den Weg gelegt, und im folgenden Jahre 1806 kamen kaum 300 Schiffe zu Odessa an, doch entschädigte dafür der Handel nach der Levante, welcher weniger Schwierigkeiten unterworfen war. Zudem fieng, wie wir nachher auch geschichtlich darthun werden, Odessa selbst, besonders aber die umgebende Landschaft, an bevölkert zu werden, und fremde Waaren, besonders Levantische, fanden starken Absatz. Durch den zu Ende dieses Jahres ausgebrochenen Krieg zwischen Rußland und der Türkey wurde nun für Odessa aller Handel mit dem Auslande gesperrt. Die bald darauf erfolgte Besetzung der Moldau, und der Wallachey durch die russischen Truppen gab indessen

den Kaufleuten in Odessa Gelegenheit zu manchen einträglichen Unternehmungen. Sie hatten übrigens noch viele ausländische Waaren, welche sie gut absetzten, auf dem Lager, und kauften inländische Waaren, weil der Absatz fehlte, um wohlfeile Preise für künftige Zeiten ein.

Nach dem zu Tilsit geschlossenen Frieden folgte bald auch mit der Pforte ein Waffenstillstand, und noch in den letzten Monaten des Jahrs 1807, weil der Winter so gelind war, als kein Mensch sich dessen erinnern konnte, versendete Odessa vieles Getreid und andere Waaren nach Constantinopel, und erhielt dagegen andere Waaren. Man kann sich eine Vorstellung von der Lebhaftigkeit machen, welche in diesen drey letzten Monaten des Jahres herrschte, wenn man bedenkt, daß während derselben 100 Schiffe für 3 Millionen Rubel an Getreid, Unschlitt, Lichter, Caviar, und andern russischen Waaren ausführten. Das folgende Jahr 1808 war für den Handel auf dem schwarzen Meere, und vorzüglich für Odessa noch glänzender. Die lange Sperrung durch den Krieg hatte überall Mangel, und Bedürfnisse verursacht. Die Türkey konnte das Getreid, Butter, Talg ꝛc., welches sonst die Moldau und Wallachey dahin lieferten, von daher nicht beziehen. Aus Morea konnte, weil die Dardanellen blockirt waren, kein Korn anlangen. Egypten war in jenen Zeiten ganz abgeschnitten, Natolien und andere Provinzen im Aufstande. Diese und noch andere Umstände machten, daß Konstantinopel, Smyrna, und andere grosse Plätze der Levante bloß auf das schwarze Meer eingeschränkt waren. Sie bezogen alle ihre Bedürfnisse aus den rus-

fischen Häfen, und Odessa allein lieferte in diesem Jahre auf 400 Schiffen für 6 Mill. Rubel Getreid, und andere russische Produkte. Dagegen wurde von eben diesen Schiffen für eine gleiche Summe Waaren aus der Levante, und für 10 Mill. Rubel Transito-Güter eingeführt. Während der Handel in diesen unglückschwangern Zeiten in so vielen sonst blühenden Plätzen schmachtete, öffnete sich für Odessa ein einträglicher Handlungszweig nach dem andern. Der größte Theil der levantischen Waaren wurde jetzt über Odessa versendet, von wo aus sie über Brodi nach Wien, und andern europäischen Staaten giengen. Der Handel Odessas litt zwar in der Folge, durch die neu ausgebrochenen Kriege, und besonders durch die damals noch bestehende Sperre in manchen Ländern, manchen Stoß, er blieb aber nichts destoweniger immer bedeutend, und wird, wenn die Regierung, wie man nicht zweifeln darf, fortfährt nach richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft zu handeln, unversiegbar bleiben.

Nachdem wir nun in gedrängter Kürze die Geschichte des Handels in Odessa geliefert haben, so wollen wir in eben der Ordnung erzählen, was die Regierung in verschiedenen Zeitpunkten zur Aufnahme und zum Flor dieses Platzes gethan hat. Seine Lage ist, wie wir schon oben bemerkten, die für den Handel geeignetste. In kleiner Entfernung von den Mündungen zweyer grosser und schiffbarer Flüsse, mit einem guten und sichern Hafen versehen, in einer gesunden und freundlichen Gegend gelegen, fehlte diesem Platze nichts, als die weise, und nach den Umständen berechnete Unterstützung der Regierung, um zu dem Flor empor zu steigen, welchen er wirklich er-

reicht hat. Catharina that schon vieles. Sie opferte Geld, ertheilte dem Orte Freiheiten und Vorrechte, zog unter den vortheilhaftesten Bedingnissen fremde Ansiedler dahin, allein eine solche Unternehmung fordert Zeit, und ihr Tod erfolgte zu früh. Ihr Nachfolger vernachläßigte den Platz, oder konnte ihm, von Umständen gedrängt, die nothwendige Aufmerksamkeit, und Unterstützung nicht schenken. Alexandern war es vorbehalten, das angefangene Werk zu vollenden.

Im Jahr 1803, als, wie wir oben hörten, schon so beträchtliche Geschäfte in Odessa gemacht wurden, war für die Stadt selbst noch wenig geschehen. Sie zählte zwar schon 8000 Einwohner, Menschen welche sich des Handels wegen hingezogen hatten, allein diese Menschen wohnten in elenden, in der Eile aufgeführten Häusern. Es fehlte an Speichern, Kellern, und Magazinen zum Unterbringen der Waaren. Die Rhede war noch keineswegs gesichert, und den Winden, besonders den Südostwinden ausgesetzt. An einer Quarantaine und andern öffentlichen Gebäuden fehlte es noch gänzlich. Noch elender sah es in den Umgebungen aus. Das Land auf mehrere Meilen im Umkreise war öde und unbebaut, und die Einwohner der Stadt litten oft an Gemüsen, und andern Bedürfnissen Mangel. Die Strassen aus dem Innern waren schlecht, und daher die Zufuhr unendlich erschwert. Selbst an Wasser fehlte es, sowohl an gutem Trinkwasser für die Menschen, als an anderm für die oft grosse Anzahl der Frachtthiere. Die Regierung ergriff nun die kräftigsten Mittel, allen diesen Mängeln abzuhelfen. Es waren der Stadt schon

früher, die Pacht des Branntweins, und der zehnte Theil aller Zollabgaben als Einkommen überlassen worden, nun wies die Regierung noch beträchtlichere Summen zu öffentlichen Bauten an, und bewilligte allen, welche bauen wollten, Kapitalien zu billigen Zinsen, und auf lange Fristen. Bald stiegen nach einem festen Plane die schönsten Häuser empor. Die Strassen wurden breit und regelmäßig angelegt. Alle Häuser mußten von Stein, und wenigst zwey Stock hoch aufgeführt werden. Grosse Magazine, und Keller wurden angelegt. Auf öffentliche Kosten wurde der Hafen erweitert, befestigt, und auch gegen die heftigsten Stürme gesichert. Es wurde ein schönes, gesundes Quarantainehaus, mehrere schöne Kirchen, ein Spital, Schulen, und bald nachher ein Schauspielhaus erbaut. Auch das Angenehme wurde, sobald das Nothwendige geschehen war, nicht vernachläßigt. Oeffentliche Plätze in der Stadt, selbst einige Strassen wurden mit Bäumen besetzt; zur Bequemlichkeit der Fußgänger erhielten die Strassen breite, mit Quadern belegte Nebenwege; schön gearbeitete, mit gutem Wasser versehene Brunnen zierten die schönsten Plätze, und vor der Stadt wurde ein schöner Garten zum allgemeinen Vergnügen eingerichtet. Die Bevölkerung hob sich in wenig Jahren bis auf 24000 Einwohner, und Odessa kann jetzt in die Reihe der schönsten, und angenehmsten Städte gesetzt werden.

Eben so sorgfältig sorgte die Regierung für den Anbau, und die Urbarmachung der Umgebungen von Odessa. Man berief Einheimische und Fremde, um sich da niederzulassen. Bulgaren, Sclavonier, Ungarn und besonders viele Deutsche strömten herbey,

um in diesen Gegenden ein neues Vaterland zu suchen. Man vertheilte die Ackersleute in die Dörfer, und trug Sorge, die Landsleute immer in dem nemlichen Dorfe unterzubringen, welches den besten Erfolg hatte. Die Handwerker zog man größtentheils in die Stadt. Die neuen Ankömmlinge, deren viele entblößt von allem waren, erhielten Vorschüsse von der Regierung, theils in baarem Gelde, theils Ackergeräthschaften und Vieh, Handwerkszeug, und vor allem Wohnungen. Alle diese Vorschüsse wurden unverzinslich gereicht, und mußten in zwanzig Jahren, und in Fristen, welche vom zehnten Jahre nach der Ankunft des Ansiedlers zu laufen anfiengen, zurückbezahlt werden. Es ist unglaublich, welche Fortschritte der Anbau des Landes in wenig Jahren machte. Man zählt jetzt in den sonst öden Umgebungen der Stadt 80 bis 90 Dörfer, und eine Bevölkerung von mehr als 50,000 Menschen. Diese Gegenden versehen die Stadt überflüssig mit allem nöthigen Gemüse, und liefern sogar viele Handelsgegenstände, als Butter, Talg, Wolle u. d. gl. Die Schaafzucht wird da ins Grosse betrieben, und ist sehr veredelt worden. Obstbäume gedeihen vortreflich, und die Maulbeerbäume liefern jetzt schon den Eigenthümern einen beträchtlichen Gewinn.

Bemerkungen
über zwey
wichtige Gebrechen in Portugals bürgerlicher Verfassung.

Dieses von der Natur so begünstigte, und von den Menschen in mancher Hinsicht so vernachläßigte Land ist schon so oft beschrieben worden, daß wir das so oft Gesagte nicht wiederholen mögen. Unsere Absicht ist, die Leser in dieser Abhandlung auf zwey Gebrechen aufmerksam zu machen, welche für Portugal von jeher die nachtheiligsten Folgen hatten, und auch in manchen andern Ländern noch, doch nicht in so hohem Grade, anzutreffen sind. Das eine dieser Gebrechen ist die ungeheure Menge der Dienstbothen aller Art, und das zweyte, die fehlerhafte Gerechtigkeitspflege, und der schlechte Zustand der Gefängnisse.

Es haben schon viele einsichtsvolle, und menschenfreundliche Schriftsteller den Unfug gerügt, daß so viele Menschen nach den Städten wandern, um da Dienste zu nehmen, und daß vornehme oder reiche Städte die Zahl ihrer Diener so unnöthig, und unverhältnißmäßig vermehren. Sie haben gezeigt, daß dem Ackerbau, und der Industrie dadurch so viele Hände entzogen werden, daß diese Menschen alle Thätigkeit, alle Lust zur Arbeit verlieren, fremde, ihnen vorher unbekannte Laster und Thorheiten lernen, und am Ende Taugenichtse, wohl gar Verbrecher werden. In keinem Lande ist indessen dieser Unfug größer, als in Portugal. In allen größern Städten, vorzüglich aber in der Hauptstadt dieses Landes, heißt die Zahl der dienenden Menschen Legion, und nirgend

wird wohl der alte Satz, daß man um desto schlechter bedient werde, je mehr man Diener habe, thätiger bewiesen, als hier. Der geringste Adeliche, von den Großen des Reichs wollen wir nicht einmal reden, hat eine unübersehbare Reihe dienender Geschöpfe in seinem Hause, und vor demselben. Da findet man Hauskapläne, einige Sekretäre, mehrere Kammerdiener, Köche, Küchenjungen, Laquaien, welche blos bey Tisch dienen, Laquaien, welche nur den Herrn oder die Frau begleiten, wenn sie ausfahren, und niemals in das Innere des Hauses kommen, Kutscher, Vorreuter, Stallknechte, und Wasserträger, welche alle Bestellungen ausser dem Hause zu machen haben. Das weibliche Dienstpersonal ist eben so zahlreich. Da gibt es mehrere Haus- und Küchenmägde, Stubenmädchen, und einige Kammerfrauen, welche sich eben so gut bedienen lassen, als ihre Herrschaften, die Thorheiten der großen Welt auf eine lächerliche Art nachäffen, und unter allen Zofen auf dem Erdenrunde die unverschämtesten sind. Diese Sucht, viele Dienstleute zu haben, herrscht aber nicht blos in den Häusern der Adelichen, auch Bürger sind davon angesteckt. Ein Beamter, oder ein Kaufmann, würde sich schämen, wenn er nicht wenigst einen Koch, einen Kutscher, einen Reitknecht, einen Wasserträger, zwey Laquaien für den Wagen, eben so viele für den Tisch, ein Paar Kammerdiener, eben so viele Kammerfrauen und ein halbes Dutzend Hausmägde hätte. Selbst Handwerker haben ihre Bedienten, und ihre Kammermädchen. Auf den Strassen findet man überdieß eine Menge müßiger Menschen, welche blos dastehen, um den Vorübergehenden einige Dienst-

leistungen zu erweisen. Kömmt ein Fremder in irgend einer Stadt an, so bemächtigen sich sogleich ein halbes Dutzend solcher Menschen seines Gepäckes, und laufen damit, ohne erst seine Befehle abzuwarten, davon. Der Fremde ist gezwungen hintendrein zu rennen, und kömmt oft athemlos bey einem schmutzigen Gasthof an.

Alle diese Menschen verlieren die Liebe zur Arbeit; sie werden derselben ungewohnt, denn ihre schwachen Dienstleistungen bey ihrem sonst müßigen Leben können nicht Arbeit genennt werden. Sie lernen fremde Laster kennen, verderben sich untereinander selbst, werden liederlich, und wenn sie brodlos werden, welches sehr oft geschieht, so müssen sie, da sie ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen verlernt haben, zu Gaunereien, ja wohl zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen. Die Straßen in den Städten, besonders in der Hauptstadt sind daher bey Nacht keinesweges sicher. Man läuft Gefahr, angegriffen und geplündert zu werden. Die Straßenbeleuchtungen sind überdieß noch größtentheils schlecht besorgt, und die Nachtwachen finden es gerathner unter dem freundlichen Himmel an irgend einer Ecke einzuschlafen, als durch ihre Thätigkeit einen Diebstahl, oder wohl gar einen Mord zu verhindern.

Die Gerechtigkeitspflege in Portugal ist, obwohl sie seit einem Jahrzehend sehr verbessert wurde, noch sehr willkührlich und fehlerhaft, die Gefängnisse aber die erbärmlichsten, welche man, selbst die barbarischen Länder nicht ausgenommen, auf dem ganzen Erdenrunde finden kann. Es sind zwar Gesetze vorhanden, allein die Richter binden sich selten daran, und gehen

sehr willkührlich zu Werke. Auf den blossen Verdacht wird ein Unglücklicher oft festgenommen, und schmachtet Monate lang im Kerker, ehe er nur erfährt, was ihm zur Last gelegt wird. Die Verhaftungen geschehen gewöhnlich bey Nacht. Die Papiere und Effekten des Verhafteten werden in Beschlag genommen, ohne ein gerichtliches Verzeichniß davon aufzunehmen, oder sie zu versiegeln. Die einen können also sehr leicht verfälscht, die andern entwendet werden. Von dem Augenblicke an, als der Verhaftete über die Schwelle seiner Wohnung tritt, ist er von aller Welt getrennt und verlassen. Seine Freunde, seine Verwandten getrauen sich nicht, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen, einen Schritt zu seiner Rettung zu thun, aus Furcht den Verdacht der Theilnahme an dem beschuldigten Verbrechen auf sich zu ziehen, und ohne weitere Umstände das traurige Loos mit ihm theilen zu müssen. In seinem fürchterlichen Gefängniß wird ihm kein Trost gewährt, er erhält niemals die Erlaubniß sich vertheidigen, oder bey einem Rechtsfreund sich erholen zu dürfen. Die Verhöre, wenn ja, nachdem der Unglückliche schon Monate, ja Jahre lang geschmachtet hat, welche gehalten werden, sind sehr summarisch, und oft ohne alle gerichtliche Form. Falsche Zeugen gibt es die Menge, und sie treiben ihr schändliches Unwesen ungestört. Ein Thaler ist der gewöhnliche Preis für ein Zeugniß, und die Unverschämtheit dieser Zeugen ist gränzenlos. Sie beschwören, was man von ihnen haben will, wenn man sie nur dafür bezahlt. Wenn sie das Geld einmal erhalten haben, denn man muß ihnen den Sündenlohn zum voraus bezahlen, dann bleiben sie ihrem gegebenen Worte treu. Wollte ein an-

derer ihnen das Doppelte geben, um sie für sich zu gewinnen, sie würden es nicht annehmen, weil sie einmal ihr Wort gegeben haben. So seltsam verbinden diese elende Menschen Redlichkeit, und die gränzenloseste Treulosigkeit miteinander. Sehr oft entzieht ein Minister willkührlich die Entscheidung einer Rechtssache dem ordentlichen Gerichtshof, um selbst darüber zu sprechen. Das Urtheil erfolgt mit wenigen Worten, und wäre es das ungerechteste, so muß es vollzogen werden. Kleine Vergehungen werden mit eben jener fürchterlichen Gefangenschaft bestraft, als die größten Verbrechen. Der Verhaftete schmachtet mehrere Monate mitten unter Dieben, Mördern und anderm Gesindel. Wenn es dann der Gerichtsperson, welche ihn verhaften ließ, nach langer Zeit etwa beliebt, sich seiner zu erinnern, so darf er von Glück sagen, wann er nach so vielen erduldeten Leiden frey gelassen wird. Gegen herrschende Misbräuche, oder gegen das Verfahren der Beamten, auch im vertraulichen Zirkel, offen zu sprechen, ist in diesem despotischen Lande ein Hauptverbrechen, und die Regierung besoldet eine Menge von Spionen, welche unerkannt überall sich einschleichen, und die tiefsten Geheimnisse erlauschen.

Der Verbrecher, auch der größte, bleibt noch Mensch, und soll menschlich behandelt werden. Man versichert sich seiner Person, um ihn unschädlich zu machen, seine Verbrechen zu untersuchen, und, sind sie erwiesen, ihn zur eignen Abbüssung, und zur Warnung für andere, gesetzlich zu bestrafen. Keineswegs aber soll der Verbrecher, während seiner Verhaftung, in dumpfen Kellern, aller Luft, aller Hülfe, ja der

kärglichsten Nahrung beraubt, schmachten. Dieses heißt Unmenschlichkeit, welche niemals Gerechtigkeit werden kann. Wir finden daher, daß die weisesten und menschenfreundlichsten Regierungen immer vorzügliche Sorge für die zweckmässige Einrichtung der Gefängnisse tragen. In Portugal ist dieses der Fall nicht. Die Gefängnisse gleichen da Gräbern, zu welchen Licht und Luft keinen Zugang haben. Manche haben keine Oeffnung, als die Thüre, welche immer verschlossen ist, und nur von Zeit zu Zeit geöffnet wird. Man kann sich daher eine Vorstellung von der verpesteten Luft machen, welche da herrscht. Menschen aller Art liegen darin gepfropft auf einander, ohne alle Bequemlichkeit, ohne alle Pflege. Preis gegeben der Willkühr habsüchtiger, unmenschlicher Gefangenwärter, kann nur der sich vielleicht einige Erleichterung verschaffen, welcher sie zu erkaufen im Stande ist. Niemals werden die Gefängnisse von Beamten besucht, welche die Pflicht haben, sich von dem Zustande, und der Behandlung der Gefangenen zu unterrichten. Sogar an nothdürftiger Kost, an trocknem Brode, fehlt es den armen Unglücklichen öfters, denn es ist in Portugal Sitte, daß die Gefangenen nichts erhalten, als was mitleidige, menschenfreundliche Menschen zu ihrer Verpflegung senden. Wenn nun diese Beyträge nicht hinreichen, so geschieht es häufig, daß die Gefangenen hungern müssen. In solchem Zustande befand sich die Gerechtigkeitspflege, befanden sich die Gefängnisse, noch vor einem Jahrzehend. Es sind seitdem wohl einige Verbesserungen gemacht worden, aber nur theilweise, und im Ganzen ist der Zustand noch immer der nemliche.

Ueber den Zustand des Ackersbaues in Ostindien, nebst einigen Bemerkungen über die Diamantengruben dieses Landes, und über einige besondere Gebräuche der Hindus.

In keinem Lande der Welt hat die Erfahrung wohl deutlicher gezeigt, welchen Einfluß die Verfassung der Regierung auf den Wohlstand der Einwohner, vorzüglich aber auf Künste und Ackerbau habe, als in Ostindien. Dieses von der Natur so gesegnete Land verwilderte in dem Verhältniß, als der Despotismus wuchs, und Anarchie und Unordnung überhand nahmen. Das grosse Mogolische Reich näherte sich seinem Verfalle. Die Statthalter suchten sich unabhängig zu machen, und beherrschten die ihnen anvertrauten Provinzen mit eiserner Ruthe. Bürgerliche Kriege verheerten das Innere, Gesetze verloren ihre Gewalt, und Willkühr trat an ihre Stelle, das Eigenthum war nicht mehr gesichert, und die armen Landeseinwohner, welche schon lange unter fremdem Joch geseufzt hatten, verloren nun vollends allen Muth. Wir haben in einer frühern Abhandlung gezeigt, wie die Europäer sich in Ostindien anzusiedeln suchten, und wie es in den neuesten Zeiten den Engländern gelang, theils durch Verträge, theils durch Eroberungen, ein ungeheures Reich zu gründen, und den größten Theil dieser schönen Provinzen sich zu unterwerfen. Diese Besitznahme war ein grosses Glück für die Einwohner, und sie erkennen es selbst

als ein solches. Wenn sie doch fremder Herrschaft unterworfen seyn sollen, so segnen sie ihr Schicksal, welches sie ihren bisherigen Unterdrückungen entriß, und ihnen menschlichere Herren gab. Man beschuldigt zwar, und nicht ganz ohne Grund, auch die Engländer der Habsucht, der Bereicherungssucht, und der immer damit verbundenen Bedrückungen, allein sie ehren doch wenigst die Gesetze, schützen das Eigenthum, und der Landbewohner erhält wieder Muth, sein Feld zu bestellen.

Wir wollen hier ein kurzes Bild entwerfen des Zustandes, in welchem sich der Ackerbau jetzt befindet. Auffallend ist, daß die ebenen Provinzen Bengalens, in Ansehung des Bodens die fruchtbarsten, am schlechtesten bebaut sind, während die Industrie und der Ackerbau in den gebirgigen Provinzen, welche doch mit ungleich mehr Hindernissen zu kämpfen haben, blüht. Die Ackerwerkzeuge der Hindus sind im Ganzen genommen noch sehr unvollkommen. Der Pflug ist so schlecht beschaffen, daß sie in der trocknen Jahreszeit das Feld gar nicht damit bestellen können. Wenn die Regenszeit eintritt, dann fangen die Pflüge an, in Bewegung zu gerathen; man kann aber behaupten, daß das Land davon mehr nur oberflächlich aufgekratzt, als ordentlich bebaut werde, und nichts desto weniger steht in den niedern Provinzen, welche von den großen Flüssen, und den unzähligen davon ausgehenden Kanälen bewässert werden, alles im üppigsten Wuchse da. Es fehlt nur an Thätigkeit. Ein ganz anders Ansehen hat der Feldbau in den gebirgigten Provinzen, besonders in den Distrikten Mongheer und Patna. Diese Provinzen liegen

hoch über die Flüsse des Landes erhaben, an dem Fusse hoher Gebirge. Sie können daher aus den Flüssen und ihren Kanälen keine Bewässerung ziehen, und in der trocknen Jahreszeit müßten alle Pflanzen zu Grunde gehen, wenn diese arbeitsamen Menschen durch ihre Industrie sich nicht zu helfen wüßten. Sie theilen ihre Felder durch kleine Gräben im Viereck ein. In die Gräben, deren jeder mit einer Klappe geschlossen werden kann, leiten sie die Bergbäche und Quellen, und zwar so, daß ein Viereck nach dem andern bewässert wird, und das Wasser von den höher gelegenen in die tieferen abläuft. Da indessen diese Waldbäche in der mehrere Monate dauernden trocknen Jahreszeit bald versiegen, so haben sie für den Nothfall von Strecke zu Strecke tiefe Cisternen angelegt, in welchen sich das Wasser während der Regenzeit sammelt. Bey der größten Trockenheit wird dann das Wasser durch Schöpfräder, an welche Ochsen bespannt werden, heraufgezogen, und auf die Felder vertheilt. Mühsam und kostspielig sind diese Vorrichtungen, und es ist daher unerklärbar, warum in Bengalens niedern Provinzen noch große Strecken öde liegen, während auf den Anhöhen jedes Fleckchen bebaut wird. Der Fleiß dieser Menschen wird aber auch reichlich belohnt, denn ihre Felder gleichen den schönsten Gärten. Sie sind gewöhnlich von wohlriechenden, immer blühenden Hecken umgeben, und alle Gattungen Gemüse gedeihen unvergleichlich. Die Baumwolle ist der vorzüglichste Gegenstand der Kultur, und an Getreide wird vortrefflicher Waizen, gute Gerste, und besonders viel Mais oder türkisches Korn gebaut. Haber gedeiht der großen Hitze wegen nicht, und unter den

Hülsefrüchten Erbsen am besten. In den niedern Provinzen wird mehr Reis und Zucker gebaut. Ein wichtiger Gegenstand sind auch die Indigopflanzungen, und der Mohn, aus welchem der Opium bereitet wird. Der Mohn fordert große Wartung, er bezahlt aber die Mühe reichlich. An mehrern Orten wird auch Flachs gebaut, allein blos des Samens wegen, aus welchem Oehl gepreßt wird, denn zu Gespinnst macht die Baumwolle allen Flachs entbehrlich.

Die Viehzucht, ohne welche der Ackerbau niemals gedeihen kann, ist in einigen Provinzen Indostans vortrefflich, in andern aber sehr vernachläßigt. An manchen Orten erhält das Vieh während der trocknen Jahreszeit kaum so viel, daß es bestehen kann, und der Ertrag an Butter und Schmalz ist daher auch erbärmlich. In einigen Provinzen hingegen ist die Viehzucht in sehr gutem Zustande. Man findet Landeigenthümer, und auch Pächter, welche einen Viehstand von mehrern hundert Stücken haben. Die Kühe sind bekanntlich bey den Hindus ein Gegenstand der Verehrung, werden aber nichts desto weniger oft sehr schlecht behandelt, ein Beweis, daß in allen Ländern, und unter allen Himmelsstrichen religiöse Meinungen oft nur in Worten prangen, in den Werken aber gerade dagegen gehandelt wird. Man findet in diesen Gegenden viel Büffelochsen und Kühe, welche aber von keinem besondern Nutzen sind. Die Milch der Büffelkühe wird zu einem sauren, und berauschenden Getränke benutzt. Von vorzüglicher Schönheit, und großem Nutzen, sind in diesem Lande die Ziegen. Wenn in den trocknen Monaten kein anderes Vieh mehr Nahrung findet, so benagen diese Thiere noch die

Wurzeln der Pflanzen, und bleiben in blühendem Zustande, daher auch eine Ziege oft mehr Nutzen liefert, als die beste Kuh.

Dem Ackerbau und auch der Industrie wurden einst mehr, als jetzt, tausend arbeitende Hände durch die Bergwerke, oder vielmehr, denn eigentliche Bergwerke können sie nicht benennt werden, durch die Diamantengruben entzogen. Es gibt deren mehrere, und einige derselben sind schon vor mehr hundert Jahren entdeckt und bebaut worden. Die älteste dieser Gruben ist wohl die von Raolconda, nahe bey Golconda. Das Erdreich ist sandig, mit Felsenklippen untermischt, in deren Adern man die Diamanten in einer Lage von Sand und Erde findet. Man sprengt diese Adern, löst mit eigens dazu bestimmten Werkzeugen die Schicht oder Lage ab, und läßt sie in Wasser sich auflösen, um die Steine zu erhalten. In dieser Grube arbeiteten immer einige tausend Menschen. Hundert Jahre später wurde durch Zufall nicht ferne von Golconda eine andere Grube entdeckt. Ein Bauer fand im Bebauen seines Feldes einen glänzenden Stein, welcher bey näherer Untersuchung als ein ächter Diamant erkannt wurde. Man grub tiefer, und fand wirklich in sandigem Boden viele Edelsteine. Diese Grube war von jeher eine der reichhaltigsten, lieferte die größten und reinsten Steine, und beschäftigte ehedem mehr als 40,000 Menschen. An der Gränze von Bengalen befindet sich ein Fluß, Gondel genannt, welcher edle Steine mit sich führt. Wenn nach der Regenzeit die hohen Gewässer abgelaufen sind, so wird das Flußbett untersucht, und wieder einige tausend Menschen zu dieser Arbeit verwendet. Kenner wissen schon nach der Far-

be des zurückgebliebenen Kieses und Sandes zu beurtheilen, ob er reichhaltig ist oder nicht. Eine große Strecke des Flußes wird dann eingedammt, der Kies mehrere Fuß in der Tiefe ausgehoben, gewaschen, und die edlen Steine herausgenommen. Eine andere Grube befand sich ehedem in Carnate. Sie war reichhaltig, weil aber die dort gefundenen Steine nicht rein, und von gelber Farbe waren, so wurde sie seit geraumer Zeit ganz vernachläßigt. Man findet in fast allen von den Gebirgen während der Regenzeit herabströmenden Bächen edle Steine, ohne sie indessen einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die Einwohner des Landes haben eine ausserordentliche Fertigkeit, die Steine zu schätzen, und sie zu behandeln. Es gibt daher eine Menge Steinschneider, und Politer, welche für ihre Mühe gewisse festgesetzte Prozente erhalten, und für die ihnen anvertrauten Steine haften müssen. Die Nachsuchungen in den Diamantgruben geschehen gewöhnlich von einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche der Regierung eine der Anzahl der Arbeiter, welche sie dabey anstellen, angemessene Abgabe bezahlen. Sie müssen diese Abgabe entrichten, die Ausbeute mag nun gut oder schlecht ausfallen, dagegen sind aber auch die gefundenen Steine ihr Eigenthum. Diese Unternehmer gebrauchen in den Gruben grosse Vorsicht, damit ihnen durch die Arbeiter keine Edelsteine entwendet werden, und doch geschieht es trotz aller ihrer Vorsicht häufig, daher auch viele Steine in den Handel kommen, welche nicht durch ihre Hände gehen. Es gehört viele Aufmerksamkeit dazu, in dem Einkaufe nicht betrogen zu werden, und die Europäer, selbst die

besten Steinkenner, bedienen sich zu Schließung eines Kaufs lieber der Eingebornen, als sich auf ihre eignen Kenntnisse zu verlassen. Es gibt viele solche Unterhändler, welche sich von diesem Gewerbe reichlich nähren. Es ist lustig, einem solchen Kaufe zuzusehen. Der Käufer, und der Verkäufer, gewöhnlich beide Unterhändler, setzen sich stillschweigend einander gegenüber. Die Steine, um welche gehandelt wird, liegen auf einem Tischchen, oder auf der Erde, zwischen ihnen. Sie reichen sich nun die Hände, schütteln und drücken sie, unter Zeichen und Grimassen, welche nur ihnen verständlich sind, und bey den Zuschauern nicht selten lachen erregen. Die Unterhandlung dauert oft mehrere Stunden, bis endlich der Kauf geschlossen wird. Die Umstehenden erfahren niemals die Namen des Käufers noch des Verkäufers, und einzelne Steine, oder ganze Sortimente derselben, gehen aus einer Hand in die andere, ohne daß nur eine Silbe gesprochen wird. Man kann sich übrigens auf diese Unterhändler ganz verlassen. Sie lassen sich für ihre Mühe gut bezahlen, bedienen aber ihre Kommittenten mit beyspielloser Treue.

Die Hindus sind ihrer alten Religion sehr zugethan, und weder Gewalt noch Ueberredung vermag, einzelne Beyspiele ausgenommen, sie davon abwendig zu machen. Unter ihrem vorigen Herrn hatten sie vielen Druck der Religion wegen auszustehen, weil diese sie zur Annahme des Corans zwingen wollten. Die Engländer lassen ihnen in ihren Besitzungen freye Ausübung ihrer Religion, nur suchen sie unvermerkt auf sie zu wirken. Es war vor einigen Jahre die Rede davon, Missionäre aus England nach Ostindien zu

schicken, allein die Direktoren der ostindischen Gesellschaft weigerten sich, dieselben anzunehmen, aus Furcht, wie sie sagten, diese Herren, welche in ihrem eignen Vaterlande nicht ruhen können, möchten sich auch unter fremdem Himmelsstriche mancher Dinge annehmen, welche ihres Thuns nicht sind. Man sieht, daß diese Direktoren Menschenkenntniß besaßen, und sich durch die Geschichte so vieler Jahrhunderte, und so vieler Länder belehren ließen.

Die Religion der Hindus ist schon so oft beschrieben worden, daß wir davon nicht weiter sprechen werden. Diese Beschreibungen sind übrigens manchmal mit so viel willkührlichen und abentheuerlichen Erzählungen vermischt worden, daß der Leser kaum klug daraus werden kann. Gewiß ist, daß vieler Aberglaube, und abgeschmackte Begriffe bey diesen Völkern herrschen, aber eben so gewiß ist es auch, daß ihre Religion manche ehrwürdige Grundsätze enthält. Nur einiges wollen wir sagen von der grossen Verehrung, welche die Hindus für die heiligen Flüsse ihres Landes hegen Es ist sehr natürlich, daß die Menschen Achtung für Dinge haben, von welchen sie Nutzen ziehen. So verehrt der Egypter seinen Nil, welcher ihm alle Jahre sein Land bewässert, und fruchtbar macht; der Wilde betet zur Sonne, und ruft den Mond, seinen Führer bey den nächtlichen Wanderungen an. Eben so natürlich ist es, daß bey dem Pöbel sich Aberglaube damit verbinde. Halten ja aufgeklärte Nationen, welche mit Stolz auf andere herabblicken, Stücke Holz, Papier, Leder ꝛc. für heilig, weil sie andere heilige Dinge berührt haben, und treiben Gaukeleyen damit, über welche der arme Hin-

dus lachen würde. Die Braminen finden ihren Vortheil dabey, und begünstigen den Volksglauben, um — im Trüben zu fischen, wie wir sogleich hören werden.

Die Hindus halten mehrere Flüsse ihres Landes, vor allen den Ganges für heilig. Sie glauben, daß der Mensch durch seine Fluthen gereinigt, und alle Sünden in seinem Wasser abgewaschen, ja sogar, daß leblose Dinge, in den Strom getaucht, heilig werden. Die entferntesten Völker strömen an die Ufer des Flusses hin, um sich zu reinigen. Die Braminen, welche Posto bey dem Flusse gefaßt haben, lassen sich die Reinigung theuer bezahlen, und auch der Regierung muß eine Abgabe dafür entrichtet werden. Besonders heilig ist der Platz, an welchem zwey Flüsse zusammen treffen. Ein solcher Reinigungsplatz befindet sich in der Provinz Patna, bey dem Fort Allahabad. Die zwey Flüsse Ganges und Jumna vereinigen sich da, und Tausende von Menschen kommen jährlich in grossen Caravannen, und aus den entferntesten Provinzen, um sich in die heilige Fluthen zu tauchen. Die Engländer, welche das Fort Allahabad besetzt halten, beziehen die Abgabe für die Erlaubniß nicht selbst, sondern haben sie verpachtet, die Braminen aber verkaufen ihren Antheil für die bey der Untertauchung zu verrichtenden Gebete, und Zeremonien, um theures Geld. Es ereignen sich da oft sehr lustige Vorfälle, welche die Denkungsart dieser Menschen genau bezeichnen. Es sind nun einige Jahre her, als einige tausend Mahatten bey dem Fort Allahabad sich einfanden, um die Reinigung in dem Flusse vorzunehmen. Sie unterhandelten lange mit den Braminen, ohne über den Preis einig werden zu können. Die

Marratten boten die Summe von 4000 Rupien, allein die Braminen forderten ungleich mehr, und drohten die Widerspenstigen von dem geheiligten Platze ganz auszuschließen. Die Unterhandlung kam nicht zu Stande, denn die Hindus sind dafür bekannt, gute Haushälter zu seyn, und sich ihr Geld nur durch Gewalt abdringen zu lassen. Da trat ein Bramine vor, und erklärte, daß er, wenn sich die Weigernden nicht sogleich fügen würden, sich selbst einen Finger abschneiden werde. Diese Drohung wirkte, und alsogleich zog Jedermann den Beutel, damit das Blut des Heiligen nicht über ihn und seine Kinder komme. O sancta Simplicitas!

Die bey diesen Reinigungen üblichen Gebräuche sind mannigfaltig. Die Braminen beten über den Gläubigen, und segnen sie feierlich ein. Dann begeben sich alle in eine bey dem Fort Allhabad gelegne ungeheure Höhle, von welcher die Freunde des Abentheuerlichen behaupten, daß sie bis nach Delhi reiche, welches viele Tagreisen entfernt in dem nördlichsten Theil von Indostan liegt. In dieser feuchten, ungesunden, von Ungeziefer aller Art wimmelnden Höhle bringen die Andächtigen mehrere Tage unter Beten und Fasten, und unter dem gräßlichsten Geheul zu. Die Regierung verdoppelt in dieser Zeit allemal die Wachen, damit nicht etwa, wie oft zu geschehen pflegt, unter dem Vorwand des Heiligen ein sehr unheiliger Zweck bewirkt, und ein Aufstand erregt werde. Nach beendigter Vorbereitung wandert nun Jedermann in das Wasser, und die Gläubigen gehen rein an Körper und Seele aus den Fluthen hervor. Reiche Gläubige, welche in ihrem Leben Kränklichkeit, oder an-

drer Umstände wegen, des Glückes nicht theilhaftig werden konnten, sich in dem geheiligten Wasser zu baden, verordnen, daß die Hinterlaßnen ihre Gebeine noch dahin bringen, und durch feierliche Untertauchung reinigen sollen. Man sieht daher alle Jahre Kinder mit den Ueberresten ihrer Eltern, oder Wittwen mit den Gebeinen der verstorbenen Gatten ankommen, um diese heilige Pflicht zu erfüllen. Es wird als eine sehr verdienstliche Handlung angesehen, sich selbst in dem heiligen Fluß zu ersäufen, und es kommen häufig solche den Braminen, weil sie ihnen einen Theil ihres Vermögens hinterlassen müssen, willkommne Schwärmer, welche unter grossen Feierlichkeiten den Tod in dem Wasser suchen. Die Regierung sucht zwar, nicht durch Zwang, welcher bey religiöser Schwärmerey immer mehr schädlich, als nützlich ist, sondern durch andere Mittel, vorzüglich dadurch, daß sie sich die Erlaubniß dazu ungeheuer bezahlen läßt, diesen Unsinn zu hindern, allein manchmal ereignen sich doch noch solche Fälle. Bekanntlich verbrannten sich ehemals viele Wittwen aus übergroßer Liebe, oder schwärmerischer Narrheit, auf dem Holzstosse mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten. Das Ertränken wurde indessen von jeher noch verdienstlicher gehalten, und viele Weiber fanden daher schon in den heiligen Fluthen ihren Tod.

Es ist bekannt, daß die Hindus in Kasten eingetheilt sind, welche in einer bestimmten Rangordnung auf einander folgen, und daß sie diese Gränzlinie im gesellschaftlichen Leben genau beobachten. Ein Mann von einer höheren Kaste würde es sich zur grossen Schande rechnen, sich mit einem Mädchen von niede-

rer Rangordnung zu verbinden. Er würde von seiner Kaste ausgestossen, und müßte in die seiner Braut herab steigen. Einige niedere Kasten werden von den andern so verachtet, daß sie gar nicht in Gesellschaft zugelassen werden, und sich jeder für verunreinigt hält, welcher mit einem unter ihnen nur in Berührung kömmt. Welchen schädlichen Einfluß diese Einrichtung auf die bürgerliche Verfassung haben müße, zu wie manchem Druck sie Veranlassung gebe, läßt sich denken. Wir haben den Kastenunsinn auch, nur unter andern Modifikationen, in so manchen Ländern Europens kennen gelernt, und wissen also aus Erfahrung zu sprechen. Die Regierung sucht auch auf diesen Unsinn zu wirken, und die strenge Gränzlinie hat sich in den letzten Jahren schon um vieles erweitert, doch gehen diese Schritte nur langsam, denn eingewurzelte Vorurtheile, besonders solche, durch welche der Stolz so vieler Einzelner geschmeichelt wird, sind schwer auszurotten, und es ist oft gefährlich, sie anzutasten. Beweise hievon liefern uns die Lebensgeschichte Josephs des zweyten, und so vieler andrer humaner Fürsten, welche gern wirken wollten, und nicht konnten.

Wir wollen den Lesern die innere Einrichtung eines großen Dorfes der Hindus beschreiben, und sie werden dadurch am besten über die verschiedenen Kasten zu urtheilen im Stande seyn. In jeder größern Gemeinde befindet sich ein Bramine, welcher, wie überall, auf den Vorrang Anspruch macht. Sein Geschäft besteht darin, die öffentlichen Gebete zu verrichten, und jedes feierliche Ereigniß mit seiner Gegenwart, welche er sich aber neben her theuer bezahlen läßt, zu beehren. Nach jeder Ernte erscheint er bey

jedem Landmann, segnet seinen Vorrath ein, beräuchert ihn, und spricht gewisse Gebete, wofür er in Getreid bezahlt wird. Kein neues Haus darf bezogen werden, ohne vorher durch den Bramin eingesegnet zu seyn. Bey Trauungen erhält er einen bestimmten Antheil an der Mitgabe der Braut, und ist diese zu arm, um den geistlichen Herrn befriedigen zu können, so legt der Bräutigam, oder dessen Verwandte reichlich bey ꝛc. Die zweyte Stelle in einer Gemeinde, welche Zemindary genannt wird, bekleidet der Zemindar, Grundherr und Oberrichter. Der größte Theil der Bauern sind seine Pächter oder müssen ihm doch Abgaben entrichten. Nach ihm kömmt der Putwari oder Verwalter, dessen Amt darin besteht, die Rechnungen in Ordnung zu erhalten, die Abgaben zu erheben, und in der Abwesenheit des Zemindars die etwa in der Gemeinde vorfallenden Anstände zu schlichten. Als Gehalt bezieht er gewiße Prozente von jeder Summe, welche er verrechnet, und überdiß eine Abgabe von allem, was ausser der Gemeinde verkauft wird. Nach ihm folgt der Getreidmesser, Beias genannt, welcher in Getreid bezahlt wird, und alles in der Gemeinde erbaute Getreide ausmessen, wiegen, und zwischen dem Herrn und den Pächtern vertragsmäßig vertheilen muß. Nun folgen verschiedene Handwerker, als Schmiede, Wagner ꝛc. in ihrer Ordnung, auf welche sie strenge halten, und von jedem Bauern nach der Hufenzahl seines Feldes ein gewißes Maaß Getreid erheben, und ihm dafür alle nothwendige Arbeit liefern müßen. Die Barbierer machen ebenfalls eine eigne Kaste aus, und erhalten, so wie alle andern Arbeiter, ihre Be-

zahlung in Getreid. In Indien ist es nicht Sitte, daß die Frauenzimmer sich mit der Reinigung der Wäsche beschäftigen. Es gibt da eine eigne Kaste der Wäscher, welche für ihre Mühe von jedem Bauern nach der Größe seiner Aecker etwas Getreid erhalten. Selbst die in Ostindien wohnenden Europäer fügen sich nach der Landessitte, und lassen ihre Wäsche durch männliche Bediente besorgen. Die Kaste der Töpfer ist eine in Indien sehr nothwendige Kaste, weil in diesem Lande sehr viel irrdenes Geschirr gebraucht wird. Die Töpfer erhalten von dem Grundherrn ein Stück Feld, um den nothwendigen Thon da zu holen, von jeder Hufe Ackers aber etwas Getreid, und überdies noch für das gelieferte Geschirr einige Bezahlung in Gelde. Die Arbeitsleute auf dem Felde, eigentlich die Taglöhner, erhalten für jede Saatzeit, deren in Indien jährlich drey sind, etwas an Geld, und bey der Ernte die 25te Garbe. Eine für sich bestehende Kaste ist die der Hirten. Sie erhalten für ihren Gehalt Getreid, und von zehen Kühen eine für sich, von Büffeln aber mehr, weil sie schwerer zu bändigen sind. Da es in diesem Lande viele Flüsse, und wenige Brücken gibt, so schwimmt immer die Heerde, wenn sie einen Fluß zu passiren hat, hinüber, und der Hirte hängt sich an den Schwanz eines eigens dazu abgerichteten Büffels, um sich hinüber ziehen zu lassen. Sehr gering geschätzt, ja verachtet, sind die Kasten aller Lederarbeiter, und die übrigen Hindus befinden sich nicht gerne in ihrer Gesellschaft. Sie erhalten von jeder Hufe Landes etwas an Getreid, und überdies noch für jede gelieferte

Arbeit etwas an Gelde. Die Häute alles an Krankheit gestorbenen Viehes gehören ihnen.

Man sieht aus dem Gesagten, daß die Kasten der Hindus so ziemliche Aehnlichkeit mit den bey andern Völkern üblichen Zünften und Innungen haben, nur ist die Gränzlinie bey ihnen weit schärfer gezogen, da jede streng auf den Rang hält, welche ihr angewiesen ist, und sich zu verunreinigen glaubte, wenn sie sich mit einer unter ihr stehenden vermischen wollte. Zwar sieht bey gebildetern Völkern manche vornehme Kaste mit Verachtung auf die niedern herab, und läßt ihnen diese Verachtung oft bitter genug fühlen, doch macht sie sich kein Gewissen daraus, die verachteten Niedern zu benutzen, an ihren Tischen zu schmausen, aus ihren Geldtruchen zu schöpfen, ihre Töchter zu verführen u. dgl. Das macht, sie sind aufgeklärter, als diese armen Hindus, welche nicht gesunden Menschenverstand genug haben, um einzusehen, daß man den Saft jeder Zitrone benutzen kann, wenn man nur nachher die Schaale mit Verachtung wegwirft.

Die Verpflanzung der Cochenille nach Ostindien, ein für den Handel höchst wichtiges Ereigniß.

Manches im Anfang ganz unbedeutend scheinende Ereigniß hatte nach einiger Zeit oft die wichtigsten Folgen. Von dieser Art scheint die Verpflanzung der

Cochenille nach Bengalen zu seyn. Man weiß, daß die Phönizier die Kunst besaßen, Purpur von ausserordentlicher Schönheit und Dauer zu färben. Diese Kunst gieng, wie so manche andere unter den alten Völkern bekannte, verloren. Man färbte wohl roth, aber die Farbe hatte weder die Dauer, noch den Glanz des phönizischen Purpurs. Viele hundert Jahre, nachdem der Phönizier Name nur noch in den Geschichtbüchern zu finden war, entdeckte man in vorher noch unbekannten Welttheilen ein Mittel ein glänzendes Roth zu färben, das dem phönizischen so ziemlich nahe kam. Amerika wurde entdeckt, und die Spanier fanden in Mexiko und Brasilien bey den Eingebornen des Landes diese herrliche Farbe. Sie erkundigten sich nach den Bestandtheilen, und erfuhren, daß sie aus einem Insekt bereitet werde, welches sie Cochenille nannten, und welches auf einer, diesen Ländern eigenthümlichen Strauchartigen Pflanze, Nopal oder Opuntia genannt, sich nährte und fortpflanzte. Sie benutzten diese Entdeckung, und nachdem sie sich in diesen Ländern festgesetzt hatten, brachten sie die Cochenille in den Handel, verführten sie in alle Länder, und zogen, da sie dafür sorgten, daß sie immer in hohem Preise blieb, jährlich ungeheure Summen für diese Waare.

Andere Handeltreibende Nationen waren, wie es sich leicht denken läßt, eifersüchtig des Tributs wegen, welchen sie den Spaniern, und Portugiesen für diesen Artikel jährlich bezahlen mußten, und versuchten alle Mittel, ihnen denselben zu entreißen, oder doch Theil daran zu nehmen, allein es schien unmöglich. Die Pflanze Opuntia gedieh wohl in andern Welttheilen,

und unter andern Himmelsstrichen, allein das Insekt war nicht zu bekommen, denn es war unter schwerer Strafe verboten dasselbe auszuführen. Die Engländer besonders hatten sich schon alle Mühe gegeben. Sie hatten in Ostindien Pflanzungen der Opuntia angelegt, und sie gediehen vortrefflich, allein es fehlte an dem Wesentlichsten — dem Insekte. Endlich wurde ihr Wunsch erfüllt, und von diesem Augenblicke an verloren die Spanier den Alleinhandel mit dieser kostbaren Waare.

Im Jahr 1796 kehrte der Capitän Nelson, dessen Regiment in Indien lag, aus England dahin zurück. Das Schiff, auf welchem er sich befand, hielt auf der Reise in Rio-Janeiro an, um frische Lebensmittel einzunehmen, und Nelson, welcher Bekannte und Freunde in der Stadt hatte, gieng an das Land. Auf einem seiner Spaziergänge entdeckte er in einem in den Umgebungen der Stadt gelegenen Garten eine Opuntiapflanzung, auf welcher das kostbare Insekt sich befand, und der Wunsch erwachte sogleich in ihm, seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er versuchte es, und es gelang. Kurz vor seiner Wiedereinschiffung äusserte er dem Aufseher des Gartens seinen Wunsch, einige Pflanzen samt lebenden Insekten zu erhalten, unter dem Vorwande, daß er mit der Naturkunde sich beschäftige, und diese Pflanzen zu haben wünschte, um seine ohnehin schon zahlreiche Sammlung ausländischer Pflanzen damit zu vermehren. Sey es nun, daß ein Offizier, welcher mit der Naturkunde sich beschäftigte, keinen Verdacht erregte, oder daß Nelson seine Bitte mit dem Metall unterstützte, dessen Glanz so wenig Sterbliche

widerstehen können, kurz, er erhielt einige Opuntiapflanzen, samt den darauf befindlichen Insekten, und begab sich mit seinem Schatze eiligst an Bord seines Schiffes, welches in einigen Tagen absegelte. Die Reise war lang und stürmisch, und als Nelson in Bengalen ankam, war nur noch eine seiner Pflanzen grün, und die Insekte bey Leben. Er übergab seinen Schatz dem botanischen Garten, die Pflanze wurde eingesetzt, und die Insekten auf mehrere Abarten der Opuntia, welche in dem Garten sich befanden, vertheilt. Man hatte Opuntiapflanzen aus China, und andern Ländern erhalten, allein nur auf den in Bengalen selbst gezogenen, gediehen sie, und pflanzten sich so geschwind fort, denn sie brüten alle sechs Wochen, daß man in wenigen Monaten überall hin, wo sich Pflanzen befanden, Insekten schicken konnte.

Die Sache wurde nun mit allem Eifer betrieben, und in wenig Jahren sah man allerwärts grünende Opuntiapflanzungen voll von Insekten. Viele Unternehmer träumten schon von den ungeheuren Reichthümern, welche sie sich sammeln wollten, denn wirklich war es berechnet, daß nach Abzug aller Unkosten, für Anlegung der Pflanzungen, Wartung derselben, Zubereitung der Cochenille, u. s. w. das darauf verwendete Kapital in einem Jahr sich dreifach verdoppeln mußte. Diese Berechnung war für Calcutta, Madras ꝛc. gemacht, wo der Arbeitslohn, und die Lebensmittel für die Arbeiter so theuer sind, um wie viel größer mußte der Gewinn in den entlegenen Provinzen Indiens seyn, wo alles viel wohlfeiler war? Es gieng indessen mit diesen Berechnungen, wie es mit so manchen andern im menschlichen Leben zu ge-

hen pflegt. Sie waren sehr schön auf dem Papier zu lesen, trafen aber in der Wirklichkeit nicht ein. Die Unternehmer wußten die Pflanzungen sowohl, als die Insekten nicht zu behandeln. Einige versuchten es, die Pflanzen den Insekten ganz jung und zart preis zu geben, und die Thiere starben alle davon, oder kränkelten doch. Andere, und fast alle, verstanden die Kunst nicht, die Insekten zu trocknen, und sie verdarben. Sie wußten nicht, wie sie die Cochenille packen, und bey der Ueberfahrt nach Europa, von der Feuchtigkeit, und dem Eindringen der Luft bewahren sollten, daher all das, was man als Probe nach England gesendet hatte, verdorben dort ankam. Sie wurden kleinmüthig, und verloren den Muth, wie das allen Menschen zu geschehen pflegt, welche auf einmal reich werden wollen, und die Zeit nicht abzuwarten wissen. Sie fangen eine Sache mit großer Hitze an, lassen sich aber durch jedes Hinderniß abschrecken, und haben nicht die Kraft, denselben entgegen zu arbeiten. Die Opuntiapflanzungen wurden daher vernachläßigt, und bald sah man eine Menge der Insekten umherfliegen, und aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Ueberdieß erhoben nun Männer von Ansehen und Gewicht ihre Stimme, und behaupteten, weil sie allen Neuerungen Feind waren, daß diese Unternehmungen unausführbar, und, wenn sie auch einst noch gelingen sollten, mehr schädlich als nützlich seyen. Die Lage und Temperatur Bengalens, sagten sie, sey der Cochenille nicht zuträglich, dieses habe die Erfahrung gezeigt; man finde in den englischen Besitzungen in Indien nicht Landes genug, um die Opuntiapflanzungen, wie es doch erfordert werde, ins

Große zu betreiben; wenn in der Folge, durch große Anstrengung, und unverhältnißmäßige Kosten, die Sache gelingen sollte, so würden durch die Ueberführung der Märkte mit dieser Waare die Preise derselben so sehr sinken, daß kein Nutzen dabey mehr herauskommen würde. Diese und ähnliche Gründe wurden so oft, und so laut wiederholt, daß die ohnedem schon muthlosen Unternehmer die Sache ganz aufgaben, und in dem ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts fast alle Opuntiaanlagen der Privatleute in Bengalen verschwanden.

Die Regierung verlohr indessen ungeachtet des schlechten Erfolgs der ersten Unternehmung den Muth nicht, und wirkte im Stillen kraftvoll fort. Sie war überzeugt, daß die Fehler, welche bey den ersten Anlagen, und ihrer Behandlung vorgefallen waren, sich leicht verbessern ließen. Sie legte neue Pflanzungen an, und ließ die Opuntia ein Alter von mehrern Jahren, und eine beträchtliche Höhe erreichen, ehe sie die Insekten dahin brachte. Der Erfolg zeigte bald, daß die Insekten dadurch mehr Kraft, Glanz und Schönheit erhielten. Man veranstaltete verschiedene Versuche, die Insekten zu trocknen, und zur Versendung zuzubereiten. Viele derselben mißlangen, doch endlich brachte man es darin zu großer Vollkommenheit. In Mexiko und Brasilien werden die Insekten in siedendem Wasser getödtet, und dann an der Sonne getrocknet. Man versuchte das nemliche, allein der Erfolg entsprach nicht ganz der Erwartung. Nun wurden die Insekten in hölzerne Gefässe gethan, in denselben auf irrdene Platten über das Feuer gebracht, und so langsam geröstet, bis alle thierische Feuchtig-

keit abgedampft war. Die ersten Versuche mißlangen gleichfalls, bis man auf den Gedanken gerieth, die Insekten während des Röstens beständig umzurühren, und einigemale mit Wasser zu besprengen. Durch dieses Mittel bewirkte man, daß die Insekten mehr getrocknet, als geröstet wurden, durch die starke Hitze keinen Schaden litten, und ihre Farbe in vollem Glanze behielten. In Ansehung des Verpackens gebrauchte man die Vorsicht, dieses zu thun, sobald die Insekten getrocknet waren, damit sie durch die feuchte Luft nicht verdorben wurden, eine Vorsicht, welche früher vernachläßigt wurde. Man verpackte die Cochenille nach dem Beyspiele der Mexikaner in dichte Leinwand, und nähte den Pack in Leder ein. Die zur Probe nach England geschickte Cochenille kam unverdorben dort an, und wurde an Güte der amerikanischen vollkommen gleich gehalten. Zwar schrien die Feinde aller Neuerungen noch immer, und wollten die Güte der bengalischen Cochenille nicht anerkennen, allein die Regierung nahm keine Rücksicht darauf. Sie wußte, daß Vorurtheile durch Widerstand nur gereitzt, durch Nichtbeachtung aber allmählig so geschwächt werden, daß sie am Ende selbst verschwinden. Die Erfahrung hatte dieses ein halb Jahrhundert früher in einem ähnlichen Falle gelehrt. Als die ostindische Compagnie den Anbau des Indigo in Indien begünstigte, schrien die Fabrikanten in dem Mutterlande einmüthig dagegen. Sie fanden an dem bengalischen Indigo hundert Mängel, und schreckten dadurch wirklich viele Unternehmer in Indien von dem Anbau desselben ab. Die Regierung ließ sich interessen nicht irre machen, fuhr fort die Indigopflan-

zungen zu begünstigen, wendete in der Behandlung und Zubereitung alle Sorgfalt an, und brachte es in wenig Jahren so weit, daß der bengalische Indigo im nemlichen Preise, als der von Guatimala, verkauft wurde. Die Pflanzer schämten sich ihrer Muthlosigkeit, und kehrten bald wieder zum Anbau des Indigo zurück. Die Folge davon war, daß England in dem letzten Jahrzehend so viel Indigo aus Bengalen einführte, daß es ganz Europa damit versehen konnte. Die Regierung beschloß in Ansehung der Cochenille die nemliche Beharrlichkeit zu zeigen.

Um indessen keine der gegen die Cochenille in Bengalen gemachten Einwürfe unbeachtet zu lassen, so wurden die noch unbebauten, aber doch des Anbaues in hohem Grade empfänglichen Gegenden in den verschiedenen Provinzen untersucht, und es fanden sich ganze Strecken, welche für Opuntiapflanzungen ganz geeignet waren. Der letzte Einwurf, daß nemlich durch die Menge der Cochenille der Preis derselben so sehr fallen würde, daß kein Profit mehr davon zu erwarten wäre, fand sich eben so wenig gegründet, als die andere. Allerdings würde der Preis der Cochenille sehr vermindert werden, dagegen aber würde man einen stärkern Gebrauch davon machen, und die Färber, welche sich jetzt der hohen Preise der Cochenille wegen zu vielen rothen Farben anderer Färbestoffe bedienen, würden dann dieser den Vorzug geben, weil die Cochenille der Farbe eine Dauer und einen Glanz gibt, welche durch kein anderes Mittel erhalten werden können. Der größere Absatz würde dann das wieder reichlich ersetzen, was an dem Preise vermindert würde. Indigo gebraucht man nur

zu blauer, grüner und schwarzer Farbe, die Cochenille aber kann vom Scharlach an zu allen glänzenden Farben, und durch alle Abstufungen gebraucht werden. Bisher bediente man sich der Cochenille nur zu Färbung der Seide und Wolle. Mit Baumwolle verunglückten lange alle Versuche, obwohl es bewiesen war, daß die Ureinwohner Mexikos und anderer Länder ihre Baumwollenzeuge damit färbten. Man erhielt gewöhnlich auf Baumwolle nur eine matte rothe Farbe, welches großen Theils daher kommen mochte, daß man der Theure des Materials wegen sehr wirthschaftlich damit umgieng. Die Regierung veranstaltete mit großen Kosten chemische Versuche, aus welchen hervorgieng, daß man sich der gepulverten Cochenille bey Musselinen, und eines Absudes derselben, statt der Rothspäne, welche die Färber gewöhnlich mit dem Alaun vermischen, bedienen könne. Man erhielt auf diesem Wege viele dunkle und glänzende Farben, welche vorhin ganz unbekannt waren.

Die Folge der Beharrlichkeit der Regierung war, daß viele Pflanzer in Bengalen von ihrem Irrthum zurückkamen, und in dem letzten Jahrzehend viele neue Opuntiapflanzungen angelegt wurden. Schon fängt die Bengalische Cochenille an, in den Handel zu kommen, und wird sicher in wenig Jahren für England eine neue Quelle des Reichthums werden.

Ueber die holländische Niederlassungen an den Flüssen Demerary, Essequebo und Berbice in Guayana,

kurze

Naturgeschichte dieser Länder, nebst einigen Bemerkungen über die Sitten und dem Charakter der Ureinwohner.

Nachdem Amerika entdeckt war, trachteten alle Völker Europa's einigen Antheil an den neu entdeckten Ländern zu erhalten. Einige gründeten Niederlassungen da, wo die Ureinwohner sie ungestört und friedlich aufnehmen wollten, erweiterten sie nach und nach, und endeten immer damit, die Ureinwohner entweder zu verdrängen, oder zu unterjochen. Andern schien dieser Weg zu Besitzungen zu gelangen zu weitschichtig, und langdauernd, und sie ergriffen ein kürzeres Mittel. Sie ließen sich von dem heiligen Vater alle Länder, welche sie entdeckt hatten, oder noch entdecken konnten, schenken, und nahmen ohne weiters davon Besitz. Die Eingebornen wurden durch die Gewalt der Waffen zurück gedrängt, einige Völker ganz vernichtet, und Ströme von Blut flossen unter den größten Grausamkeiten. Was für ein Recht der heilige Vater habe, Länder zu verschenken, die ihm nicht gehörten; mit welchem Recht man den Besitzern dieser Länder ihr Eigenthum entreißen durfte, darnach wurde nicht gefragt, kurz — der Stärkere wurde Meister. Die alte Welt bereicherte sich durch die Schätze der Neuen, allein diese ungeheuern

Reichthümer waren einigen Völkern Europens mehr nachtheilig, als nützlich. Das Mutterland wurde vernachläßigt, durch das Hinströmen in die neue Welt entvölkert, durch die Reichthümer entnervt, und manche Nation, welche ehedem zu den ersten und mächtigsten der alten Welt gehörte, sank bis, wohl gar unter die Mittelmäßigkeit herab. Die Entdeckungs- und Besitznahmsgeschichte der neuen Welt ist schon so oft beschrieben worden, daß wir den Lesern nichts Neues darüber sagen können, und gehen auch hier, da von den holländischen Besitzungen in Guayana die Rede ist, über die erste Gründung derselben flüchtig weg, um desto mehr von der Wichtigkeit dieser Besitzungen für den Handel, den Produkten dieser Länder aus allen Reichen der Natur, und endlich von den Sitten, den Gebräuchen, und dem Charakter der Ureinwohner zu sagen.

Die holländischen Niederlassungen, von welchen hier die Rede ist, liegen auf dem festen Lande des südlichen Amerika, nicht fern von dem großen Inselmeer, welches sich von dem Mexikanischen Meerbusen an immer längs der Küste hinzieht, und unter dem Namen von Westindien bekannt ist. Diese Inseln gehören verschiedenen europäischen Mächten, und selbst Holland besitzt deren mehrere. Einige dieser Inseln sind von großem Umfange, wie Cuba, Jamaika, Portorico, Martinique, das durch seine Staatsumwälzung in der neuern Geschichte so berühmte, St. Domingo, u. a. m. Andere sind von geringerem Umfange, doch alle für den Handel von großer Wichtigkeit. Man kennt sie sonst auch unter dem Namen der großen und kleinen Antillen, unter welcher Be-

nennung auch noch andere Inselgruppen, als die lucayischen, die caraibischen ꝛc. begriffen sind. In der Nähe dieses Inselmeers nun gründete Holland auf dem festen Lande an den Mündungen, und längs den Ufern schiffbarer Flüsse, von welchen sie den Namen erhielten, im 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts seine Niederlassungen.

Die erste Gründung der Kolonie an dem Fluß Berbice geschah durch einen Bürger von Vliessingen, Namens van Peere, im Jahre 1626, welcher einige Schiffe dahin schickte, um einen Tauschhandel mit den Eingebornen zu eröffnen. Die Europäer ließen sich in dem Lande nieder, bauten sich an, und die Unternehmung gedieh so gut, daß in einem Zeitraum von 50 Jahren schon viele sehr beträchtliche Plantagen angelegt waren, auf welchen Kaffee, Zucker, Baumwolle, Cacao, Taback, u. s. w. gezogen wurde. Die holländische Westindische Kompagnie eignete sich die Verwaltung und Hoheitsrechte der Niederlassung zu, doch überließ sie diese später an die Familie van Peere als erbliches Lehen. In der Folge wurde, um einen größern Fond zu erhalten, das Ganze in Aktien eingetheilt, welche im Anfang zu 2000 holl. Gulden bezahlt wurden, nachher aber bis auf 200 fl. herabsanken, und die Verwaltung geschah durch einen unter den Aktionären gewählten Ausschuß. Die Einkünfte bestanden in einem Kopfgelde, in Ausfuhr- und Einfuhrzöllen, einer mäßige Abgabe auf den Zucker, Waag- und Lagergeld, u. s. w. Die Einfahrt in den Fluß Berbice ist durch eine Sandbank sehr gehindert, welche macht, daß Schiffe, welche tief im Wasser gehen, großen Gefahren ausgesetzt sind, daher auch die-

se in der Folge lieber nach den Flüssen Demerary und Essequebo segelten. Die ersten Ansiedler mochten die niedere, und sumpfige Lage längs der Küste gescheut haben, und zogen sich eine große Strecke Landeinwärts, wo sie eine Stadt, Zelandica, und ein Fort erbauten. Bald fühlten sie indessen die Unbequemlichkeit der weiten Entfernung von dem Meere, und der langen Schifffahrt auf dem Flusse, und erbauten in einer kleinen Entfernung von der Mündung desselben eine andere Stadt, welche sie Neuamsterdam nannten, und die nun der Hauptort der Niederlassung wurde.

Man klagte allgemein über die Ungesundheit des Landes, auch war wirklich die Sterblichkeit unter Menschen, welche das Clima nicht gewohnt waren, ausserordentlich groß, doch bald kamen aus den benachbarten Inseln neue Ansiedler, welche samt ihren Sclaven, da sie schon länger unter diesem Himmelsstriche wohnten, das Clima sehr gut ertragen konnten. Sie verließen gern die weniger fruchtbaren Inseln, um auf dem festen Lande sich niederzulassen. Auch Engländer, da des wüsten Landes genug zu haben war, kauften sich hier an, und in wenig Jahren sah man da, wo vorher Moräste und undurchdringliche Waldungen waren, die herrlichsten Plantagen entstehen. Die großen Kapitalien, welche englische Unterthanen in den holländischen Besitzungen stecken hatten, machten bey der englischen Regierung den Wunsch rege, sich derselben ganz zu bemächtigen. In frühern Kriegen schon waren diese Besitzungen jedesmal ohne großen Widerstand genommen worden, welches in dem letzten Kriege wieder geschah. Die Regierung verwendete

nun alle Sorgfalt, allen Nachdruck auf ihre Eroberung, und leistete wirklich in einem Zeitraum von 8 bis 10 Jahren mehr, als sonst in einem halben Jahrhundert geschehen war. Eine Strecke Landes von mehr als hundert Stunden in der Länge wurde urbar gemacht, und an die Stelle Tod und Verderben hauchender Moräste traten die herrlichsten Zucker-, Kaffee- und Baumwollenplantagen. Flüsse wurden durch Kanäle verbunden, und die herrlichsten Straßen angelegt.

Gleichen Ursprung, und fast gleiches Schicksal hatten die Niederlassungen an den Flüssen Essequebo und Demerary. Im Jahre 1698 ließen sich da die ersten holländischen Ansiedler, und aus den nemlichen Gründen, wie in Berbice, vernachläßigten sie das Küstenland, und bauten sich im Innern des Landes an. Es wurden große Strecken Landes vermessen, und den Ansiedlern umsonst, und unter der bloßen Bedingung, sie in einer bestimmten Reihe von Jahren urbar zu machen, überlassen. Anfangs wurde Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo gebaut, später aber vernachläßigte man den Anbau der letztern Gegenstände, weil er nicht einträglich genug war, und Zuckerbau trat an ihre Stelle. Die ersten Jahre wollte die Niederlassung nicht gedeihen, bald aber, als weitere Gesetze gegeben wurden, und auch hieher sich Fremde mit Geld und Menschen zogen, stieg sie im Flor. Die Pflanzer bereicherten sich bald, und lebten nicht nur gemächlich, sondern im Ueberfluß und schwelgerisch. Das vernachläßigte Küstenland wurde auch hier von Engländern angebaut. Sie trockneten Moräste aus, schützten sich gegen Ueberschwemmungen von der Seeseite her durch Dämme, und legten die

herrlichsten Zucker und Baumwollenplantagen an. Großen Gewinn zogen sie aus der Bereitung des Rums, welches die Holländer bis jetzt ganz vernachläßigt hatten. Das Land wurde bis an den Fluß Demerary urbar gemacht. Früher schon waren auch an diesem Flusse Niederlassungen gegründet, da sie aber von keiner großen Bedeutung waren, so blieben sie von denen am Essequebo immer abhängig. Im Jahr 1774 fieng indessen die Regierung an, vorzügliche Sorge für jene Niederlassung zu tragen, und da der Fluß Demerary einen vorzüglich guten Hafen hat, so wurde nicht fern von der Mündung die Stadt und Fort Stabrock erbaut, welche nachher der Hauptort der holländischen Niederlassungen wurde. Verschiedenemale wurden auch diese Besitzungen von den Engländern in Besitz genommen, doch allemal nach erfolgtem Frieden wieder zurückgegeben.

Wir sagten oben, daß die holländischen Pflanzer in allem Ueberfluße, und mit wahrer asiatischer Weichlichkeit lebten. Es gibt indessen Ausnahmen, und Leute unter ihnen, welche mitten unter dem Reichthum Einfachheit der Sitten, ja eine gewiße Rohheit beybehalten, welche mit der Schwelgerey der übrigen auf das lieblichste absticht. Herr Bolingbroke liefert in seiner Beschreibung der holländischen Niederlassungen in Amerika das Bild eines solchen Pflanzers, welches wir seiner Originalität wegen den Lesern wörtlich mittheilen. „Ein Geschäftsbesuch, sagt er, welchen ich Herrn Voss abstattete, überzeugte mich, daß es überall Ausnahmen von der Regel gibt. Mynher Voss ist der Eigenthümer einer Plantage, welche 20,000 Pf. Sterling werth ist, und hat keine

Erben, als eine natürliche Tochter, welche ihm eine Eingeborne des Landes gebahr. Er kam im Jahr 1770 als gemeiner Soldat in dieses Land, trieb einen kleinen Handel, und kaufte sich endlich den Abschied. Seine Ersparnisse, welche in einigen hundert Gulden bestanden, verwendete er zum Ankauf eines kleinen Schiffes, eines Sclaven, und einiger Waaren, welche er von Pflanzung zu Pflanzung verführte, und vortheilhaft absetzte. Bald sah er sich im Stande, an den Ufern des Demerary eine ordentliche Waarenniederlage zu errichten, und später, nemlich im Jahre 1785 ein Stück Landes von 500 Morgen anzukaufen, welches er mit Hülfe von drey Negern in einigen Jahren urbar machte.

Die Absicht meines Besuches war eigentlich, eine Summe von 1000 Pf. Sterling zu erheben. Ich war erstaunt, als ich an den Graben kam, welcher die Pflanzung umgab, nirgend eine Brücke zu finden, und war genöthigt mit meinem Pferd über denselben zu setzen. Bald erblickte ich einen mit Disteln und Dornen fast verwachsenen Fußsteig, welcher mich zu einer Negerhütte führte, wo ich mich nach der Wohnung des Herrn Voss, welche ich in dem angenehmsten Theil der Pflanzung, umgeben von süß duftenden Gesträuchen, zu finden glaubte, zu erkundigen beschloß. Wie groß war daher mein Erstaunen, als eine alte Frau in gebrochnem Holländischen mir zu verstehen gab, daß dieses die Wohnung des Mynheer'n sey, welcher so eben mit seinen Negern sich auf dem Felde befand. Ich stieg vom Pferde, und bat Herrn Voss zu rufen. Ein alter Neger bemächtigte sich meines Pferdes, Miß Voss, ein junges Mestizenmäd-

chen, eilte mit fliegenden Haaren, und baarfuß, ihrem Vater entgegen, und die Alte, welche, wie ich nun erfuhr, die Hausfrau, und Mutter der reizenden Quasheba war, nöthigte mich, um mich vor den brennenden Sonnenstralen zu schützen, in das einzige in der Hütte befindliche Zimmer, welches zugleich als Speisesaal, Prunkzimmer, Schlafkammer und Küche diente. Ich mußte mich auf eine hölzerne Bank setzen, und hatte nun Muße, alle die Schönheiten um mich her zu betrachten. Das Dach bestand aus Pisangblättern, in welche der Zahn der Zeit hie und da Oeffnungen gemacht hatte, welche nun dazu dienten, der Luft und den Sonnenstralen, oder auch dem Regen freyen Durchgang zu gewähren. Die Wände waren aus Baumzweigen geflochten, und das Tageslicht drang durch eine Oeffnung, welche durch einen Laden geschlossen werden konnte. Das Dach diente Ameisen, Scorpionen, und anderm Ungeziefer, welches von Zeit zu Zeit auf dem Lehmboden der Hütte herabfiel, und sich wacker darauf umher tummelte, zur Wohnung. In einer großen Küste befanden sich die Küchengeräthschaften und Vorräthe. Ein alter Tisch, zwey wackelnde Stühle, und eine Bank waren das Zimmergeräth, doch erblickte man in demselben noch viele andere merkwürdige Dinge. An einem Balken hieng ein Hamas, oder Hängebett, in einer Ecke lag eine mit Blättern gestopfte, und mit einer groben Wollendecke bedeckte Matraze, in einer andern befanden sich ein Ballen getrockneter Fische, ein Faß mit gesalznem Fleisch, und noch zwey andere, deren eines mit Taback, das andere mit Salz angefüllt war. An den Dachsparren hiengen in friedlicher Eintracht,

geräucherte Fische, eine Menge Aehren oder Kolben von türkischem Korn, und einige Feldgeräthschaften, als Hacken, Rechen ꝛc. An einem Ende der Hütte befanden sich mehrere kranke Neger, beschäftigt Baumwolle zu reinigen, und in der Mitte standen einige Maschinen, um die Baumwolle von den Samenkörnern zu sondern. Ich saß in tiefer Betrachtung aller dieser Schönheiten, als vom Dache Verschiedenes auf mich niederfiel, und mich nöthigte, meine Blicke dahin zu erheben. Ich erblickte nun ein halbes Dutzend Hühner, welche auf dem Dachsparren Posto gefaßt hatten, und mich nöthigten, meinen Platz eilends zu wechseln. Rings um die Hütte lief eine Menge andern Geflügels, welches, wie ich später erfuhr, ein Eigenthum der Hausfrau war, und mit zu ihren Regalien gehörte. Nun ertönte plötzlich eine grosse Muschel, durch welches Mynheer Voss seine Ankunft verkündete, und zugleich die Neger zur Mittagsmahlzeit berief. Er erschien. Ein hagerer, von der Sonne, denn er trug weder Strümpfe noch Schuhe, verbrannter Mann, dem aber die Gutmüthigkeit aus den Augen lachte. Sein Aufzug paßte zu allen übrigen Schönheiten. Ein Hut, von Pisangblättern gemacht, mit einem ungeheuern breiten Rande, zierte sein Haupt, ein zwey Zoll langes, ganz schwarz gebranntes irrdenes Pfeifchen, seinen Mund. Er trug ein farbiges, gewürfeltes, baumwollenes Hemd, und darüber ein Jäckchen und lange Hosen von grober Leinwand. In einer Hand trug er einen ungeheuren Sonnenschirm. Treuherzig schüttelte er mir nach Landesgebrauch die Hand, und nachdem er sich über die Ursache meines Besuchs erkundigt, und ich auf meiner

meiner Bank wieder Platz genommen hatte, zog er unter dem Tische ein altes Schreibpult hervor, und gab mir, nachdem er meine Anweisung untersucht hatte, sogleich gute Wechsel auf die besten englischen Häuser. Unser Geschäft war in wenigen Minuten abgethan, und mein Wirth wollte nun durchaus, daß ich mit ihm Branntwein trinken sollte. Da ich es ablehnte, so bewirthete er mich mit vortreflicher Limonade, und begleitete mich durch seine Pflanzung bis auf die Strasse. Wir reichten uns zum Abschied traulich die Hände, und schieden als gute Freunde."

Die Naturgeschichte der Guyana, besonders der holländischen Niederlassungen, ist noch sehr unvollständig. Die dort lebenden Menschen waren von jeher zu sehr beschäftigt, sich zu bereichern, und vernachläßigten darüber Künste und Wissenschaften. Zwar sind diese Länder schon öfters von Gelehrten bereiset worden, allein es bleibt immer noch viel zu thun übrig. Wir wollen den Lesern einige der vorzüglichsten Bemerkungen mittheilen. Die Berge enthalten sicher edle Metalle, allein man hat es, da der fruchtbare Boden schon Reichthum genug gewährt, nicht rathsam gefunden, sie zu bebauen. Wichtig wäre es für diese Länder, Steinbrüche, besonders Kalksteine zu finden, da jetzt der Kalk, dessen man viel zu den Zuckersiedereyen braucht, mit großen Kosten aus Europa dahin gebracht wird. Man könnte zu diesem Ende auch die Muscheln, welche man so häufig findet, benutzen, allein bis jetzt sind sie ganz vernachläßigt worden. Der Boden ist so üppig, daß man an manchen Orten erst Baumwolle, welche fetten Boden liebt, pflanzen muß, ehe man Zucker und Kaffee-

plantagen anlegen kann. Erst wenn der Boden einige Zeit bebaut wurde, und mehrere Ernten getragen hat, wird er milder, und zum Anbau des Zuckers und Kaffe's geeignet. Die Getreidearten gedeihen alle, doch wird vorzüglich Mais, oder türkisch Korn gebaut, welches alle sechs Wochen eine Ernte liefert, und eine sehr mehlreiche Art Korns, welches das Guyanische genennt wird, und nur zweymal im Jahre geerntet werden kann. In den Niederungen sowohl, als an den Abhängen der Berge wächst das vortrefflichste Gras, und aromatische Kräuter. Die aus Europa hieher verpflanzten Obstbäume gedeihen zum Theil vortrefflich, einige aber arteten aus, doch findet man einen Ueberfluß an Früchten, welche nur den warmen Ländern eigen sind. Das Thierreich in diesen Ländern ist sehr zahlreich. Die aus Europa und andern fremden Ländern und Welttheilen hieher verpflanzten Thiere gedeihen, und pflanzen sich fort, doch ändern viele derselben ihre Eigenschaften. Ochsen und Kühe werden größer und fetter, aber ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft, als in Europa. Die Pferde sind von kleinem Schlage, aber gut gebaut, und dauerhaft. Der Esel ist einheimisch geworden, und leistet den Einwohnern dieser Länder gute Dienste. Die Schafe verändern ihre Wolle in Haare, ihr Fleisch ist aber besser, und schmackhafter als das der europäischen Schafe. Die aus Europa hieher gebrachten Schweine vermehren sich ausserordentlich, stehen aber der diesen Ländern eigenen Art Schweine, von welchen wir nachher reden werden, an Güte weit nach. Viele dieser hieher verpflanzten Thiere haben sich in den Wäldern verlaufen, und sind

wild geworden. Man findet in den Steppen große Heerden wilder Esel und Kühe, Pferde, Schweine ꝛc. auf welche, wie auf anderes Wild Jagd gemacht wird.

Die dem Lande eigenthümlichen Thiere sind folgende: der Tiger, welcher ziemlich dem afrikanischen gleicht, aber viel kleiner ist. Seine Farbe ist braun, mit schwarzen Streifen. Er ist sehr wild und gefräßig, naht sich oft den Pflanzungen, und richtet große Verheerungen unter den Heerden an. Die Tigerkatze ist etwas größer, als unsere Hauskatze. Sie ist braun mit schwarzen Flecken, hat spitze stehende Ohren, und einen langen Schwanz. Ihr Blick ist durchdringend, und sie greift die größten Thiere, wenn sie gereizt wird, selbst den Menschen an. Der Lux hat die Größe eines Hundes, und kömmt in seiner Gestalt, selbst in Hinsicht seiner Farbe, dem Tiger ziemlich nah. Er ist sehr wild, doch wagt er sich nicht an Menschen. Hirsche gibt es zwey Gattungen. Die größere gleicht so ziemlich den europäischen. Diese Thiere bewohnen in zahlreichen Heerden die Steppen, und ihr Fleisch ist gut, doch lange nicht so schmackhaft als das der kleinern Art, welche die Einwohner Wirrebocerra nennen. Diese sind viel kleiner, als jene, von rother Farbe und feinen Haaren, ohne Geweih, haben einen durchdringenden Blick, ausserordentlich feinen Geruch, und eine solche Gelengigkeit, daß sie dadurch den Tigern und andern Raubthieren entgehen. Es kostet den geübtesten Jägern viele Anstrengung, ihrer habhaft zu werden, da sie sehr schüchtern sind, doch läßt man sich keine Mühe gereuen, weil ihr Fleisch ein wahrer Leckerbissen ist. Der Schweine gibt es ebenfalls zwey Arten, deren erste

unsern Schweinen ganz gleich kömmt, mit dem Unterschiede nur, daß sie stärkere Hauzähne, und längere Borsten haben. Sie leben wild, und irren in großen Rudeln in den Steppen umher. Die kleinere Art, welche die Eingebornen Pecari's nennen, und deren Fleisch sie wegen des guten Geschmackes vorziehen, vermehrt sich ausserordentlich. Sie leben auch in großen Haufen beisammen, und lieben vorzüglich Moräste und Sümpfe, wo es oft den Jägern sehr schwer fällt, ihnen beizukommen. Sie sind rother Farbe, mit, besonders auf dem Rücken, langen und starken Borsten. Auf dem Hinterleibe haben sie eine Drüse, welche einen stinkenden Saft enthält. Wenn die Jäger ein Pecari erlegen, so eilen sie, diese Drüse auszuschneiden, weil sonst in wenig Minuten sich der Gestank dieses Saftes dem Fleische mittheilt, und dasselbe durchaus ungenießbar wird. Eine der Guyana ganz eigene Art Kaninchen, Pucarara genannt, wird überall häufig gefunden, und des zarten Fleisches wegen sehr geschätzt. Der Pucarara hat die Größe und Gestalt eines Hasen, gräbt sich aber, wie unsere Kaninchen, in die Erde, und vermehrt sich ausserordentlich. Faulthiere findet man viele, und die Landeseinwohner schätzen ihr Fleisch sehr. Das Faulthier hat die Größe eines Fuchsen, und ist mit grauen, borstenähnlichen Haaren bedeckt. Die Vorderfüße sind viel länger, als die hintere, und mit spitzen Klauen versehen, welches ihm das Erklettern der Bäume sehr erleichtert. Seinen Namen mag das Thier wohl von seiner Lebensweise haben, denn es ist so träge, und langsam in seinen Bewegungen, daß es zwey Tage braucht, um einen

mäßig hohen Baum zu besteigen. Wenn es einmal auf einem Baume angekommen ist, so verläßt es denselben nicht eher, bis kein Blatt, keine Knospe mehr an demselben zu finden ist. Nur der Hunger kann es nöthigen, eine neue und beschwerliche Reise anzutreten. Auf dem Baume, wenn es in Ruhe ist, rollt es sich wie eine Kugel zusammen, und es gehört ein geübtes Aug dazu, es in diesem Zustande für ein lebendes Wesen zu erkennen. Affen gibt es in Menge, und sehr verschiedene Arten. Sie verursachen in den Pflanzungen manchmal großen Schaden. Es ist unnöthig alle die verschiedenen Arten dieser Thiere besonders zu beschreiben, da dies in Reisebeschreibungen und andern Büchern schon so oft geschehen ist, nur zweyer Arten müssen wir erwähnen, weil sie diesen Ländern eigen sind. Der Quato ist ein niedliches Thier von zwey Fuß in der Höhe. Das Gesicht, welches ohne Haare ist, gleicht ganz dem eines Negers. Eine platte Nase, kleine tiefliegende Augen, und große Ohren. Der Körper ist mit feinem glänzend schwarzen Haar bedeckt. Dieses Thier ist ausserordentlich lebhaft, und die Einwohner finden Vergnügen daran, dasselbe zahm zu machen, und als Hausthier zu betrachten. Noch niedlicher ist der Saccowinki, ein Aeffchen, dessen Körper kaum einige Zoll hoch ist. Im Gesicht ist er mit weissen, am Körper mit schwarzen Haaren bedeckt. Diese Thiere werden sehr zahm, leben aber gewöhnlich nicht lang. Eidechsen gibt es eine Menge, und von verschiedener Größe. Eine Art derselben, welche die Einwohner Guana nennen, ist dem Lande eigen. Das Thier hat drey Fuß in der Länge, und eine braune Haut,

welche am Halse schwarze, und über den Körper glänzende blaue Flecken hat. Es ist ganz unschädlich, und nährt sich von Früchten, daher man es gewöhnlich in der Nähe der Obstbäume findet. Die Einwohner lieben sehr das Fleisch dieses Thieres, und die Eyer desselben sind ein köstliches Gericht.

Die ungeheuren Waldungen und Steppen wimmeln von einer Menge kriechender Thiere, Insekten und Ungeziefer. Man findet da Schlangen aller Art, von der großen Riesenschlange an, welche 20 bis 30 Fuß in der Länge, und mehrere im Umfange hat, bis zu den kleinsten, welche kaum Regenwürmern gleichen. Viele derselben sind unschädlich, andere aber sehr gefährlich. Es würde diese Thiere ungleich mehr geben, wenn nicht die vielen Schweine das Land ziemlich davon reinigten. Ein häßliches, seines sonderbaren Baues wegen aber merkwürdiges Thier ist eine Art Kröten, Pipa genannt. Sie ist viel größer als die gewöhnliche Kröte, braun von Farbe, mit gelblicht weissem Bauch. Das Weibchen hat auf dem Rücken mehrere Reihen kleiner Zellen, in deren jeder sich eine Warze befindet, und welche dazu bestimmt sind, die jungen Frösche darin aufzunehmen. Der Laich wird, wie bey unsern Fröschen in Gräben und Pfützen abgelegt, wo er die gewöhnlichen Verwandlungen durchgehen muß. Der Froschwurm steigt alsdann mit Hilfe des alten Pipa auf den Rücken der Mutter, bemächtigt sich einer Zelle, und bleibt darin bis zu seiner völligen Ausbildung ruhig sitzen. Wie reitzend ein so bepacktes Pipa Weibchen aussehen muß, läßt sich leicht denken Scorpionen, Spinnen, Mücken, u. s. w. gibt es in Menge, sie unterscheiden sich

aber nicht von denen anderer Länder, und verdienen daher keine besondere Erwähnung. Bemerkenswerth ist noch der Wurm, welcher sich in dem Herz der Kohlpalme aufhält, und gebraten einen wahren Leckerbissen liefert.

An Vögeln ist Guyana reich, doch ist bemerkenswerth, daß es wenige Singvögel hier gibt. Die diesem Lande eigenthümlichen Vögel zeichnen sich mehr durch die Schönheit ihres Gefieders, als durch ihre Stimme aus. Die Hühnerhöfe der Pflanzer sind mit allen Arten des zahmen Geflügels versehen, davon mehreres aus Europa hieher verpflanzt wurde, und unter diesem Himmelsstrich treflich gedieh. Man findet da Gänse, Enten, Truthühner, Perlhühner, gemeine Hühner, Tauben, u. s. w. Unter den Vögeln des Waldes zeichnen sich vorzüglich die Adler, und der Surinamsche Falke aus, welcher ausserordentlich listig und gefräßig ist, und den wohlversehenen Hühnerhöfen der Pflanzer manchen Besuch macht. Eine Eigenheit dieses Vogels ist, daß er seinen Kopf zu einer unverhältnismäßigen Dicke aufblasen kann. Von vorzüglicher Farbenschönheit ist ein kleiner Vogel, welchen die Einwohner seines Gesangs wegen Kiki nennen. Er ist von der Größe eines Sperlings. Man findet ihn nicht an der Küste, und die Einwohner bringen ihn aus dem Innern des Landes. Der Spottvogel erhielt diesen Namen, weil er mit vieler Geschicklichkeit den Gesang aller dortigen Vögel nachahmen kann. An Größe kömmt er einer Amsel nahe, sein Gefieder aber übertrifft an Schönheit das der gewöhnlichen Amsel sehr. Er ist schwarz, wie die Amsel, sein Kopf aber, die Brust, und die Spitzen sei-

ner Flügel sind glänzend roth. Sein Nest hängt der Spottvogel an die äussersten Spitzen der Aeste an den höchsten Bäumen. Es wird manchmal von dem Winde gewaltig hin und her geworfen, da es aber wie ein Beutel gestaltet, und sehr tief ist, so liegen die Jungen mit voller Sicherheit in demselben.

Das Meer, und die vielen Guyana durchströmenden, und in das Meer sich ergießenden Flüsse liefern die herrlichsten Fische, und viele andere Wasserthiere. Der Laubba ist ein diesen Gegenden eigenes Amphibium. Es ist von der Größe einer Katze, hellbraun mit weissen Flecken. Der Kopf gleicht dem eines Hundes. Es nährt sich von Wurzeln und Schaalthieren, deswegen es immer an dem Gestade großer Flüsse sich aufhält. So bald es Gefahr wittert, springt es in den Fluß, kann aber nicht tief untertauchen, sondern schwimmt unter dem Wasser fort, da es denn oft auf dieser Wasserreise durch Harpune und Pfeile getödtet wird. Sein Fleisch schmeckt trefflich. Die Krokodille in den Antillen sind mehr häßlich, als gefährlich. Sie haben ganz die Gestalt einer Eidechse, aber, wenn sie ausgewachsen sind, 20 Fuß Länge mit einer verhältnismäßigen Dicke. Sie halten sich gerne in großen Flüssen auf, und bleiben zur Ebbezeit ruhig auf dem Schlamme liegen, um sich an der Sonne zu wärmen. Die Haut des Krokodills ist so dicht, daß keine Flintenkugel sie durchdringen kann. Die Eingebornen stellen den jungen Krokodillen begierig nach, und finden ihr Fleisch vortrefflich. Die Seekühe halten sich gewöhnlich in großen Flüssen auf, da, wo das Wasser nicht mehr so gesalzen ist, doch nähern sie sich auch manchmal den Mündungen derselben,

und dem Meere. Eine ausgewachsene Seekuh hat 16 bis 20 Fuß in der Länge, mit einer verhältnismäßigen Dicke. Der Kopf gleicht dem eines Hundes. Dieses Thier säugt seine Jungen, und hat zwey Brüste. Es ist mit einer schwarzen, dicken und runzlichen Haut bedeckt, hat am Bauche zwey große fleischige Flossen, und endet in einen großen und breiten Fischschwanz. Das Fleisch wird von den Einwohnern sehr geschätzt. Ungeachtet der Menge der Fische gibt es keine, welche nicht anderswo auch gefunden würden. Die Küste, und auch die Flüsse wimmeln von Muscheln und Schaalthieren, welche vortrefflich zu essen sind, und deren Muscheln, wie wir oben bemerkten, wohl als Kalk benutzt werden könnten. Längs dem Ufer des Meeres, und auch der Flüsse findet man vortreffliche Crabben. Sie halten sich in großen Löchern auf, und werden zur Ebbezeit von den Einwohnern gesammelt.

Die Waldungen liefern vortreffliches Holz aller Art. Es gehört nicht zu unserm Zwecke, die Holzarten alle herzunennen, welche man da findet, um so weniger, als der größte Theil derselben auch unter andern Himmelsstrichen zu finden sind. Nur einiger Bäume, Gesträuche, und Strauchartiger Pflanzen wollen wir erwähnen, welche theils dem Lande eigen, theils für die Einwohner von großer Wichtigkeit sind. Der Bananas-, Pisang- oder auch Brodfruchtbaum kann eher als Pflanze, als als Baum betrachtet werden. Wenn ein Schößling in die Erde gesteckt wird, treibt er bald Wurzel, und bringt nach Verlauf eines Jahres die ersten Früchte, welche an Gestalt, aber nicht an Größe so ziemlich einer Pastinake gleichen,

denn sie stehen wie Trauben dicht beisammen, und wiegen oft 40 bis 50 Pfund. Der Stamm wird, wenn die Frucht reif ist, dicht an der Erde abgeschnitten, schlägt wieder aus, und liefert mehrere Ernten. Wenn die Frucht geröstet wird, hat sie so ziemlich den Geschmack des Brodes. Man hat noch eine andere Pflanze, oder vielmehr eine Wurzel, welche die Stelle des Brods vertritt, dieses ist, die Cassaya oder Manioc. Die Pflanze treibt eine Art Strauch mit einem knotigen Stamm, und breiten gezagten Blättern. Die Wurzel wird zu Brey zerstossen, der Saft ausgedrückt, und das zurückgebliebene Mehl als Kuchen im Ofen gebacken. Es ist dieses eine gesunde und nahrhafte Speise, welche als Vorrath durch mehrere Monate aufbewahrt werden kann. Der Saft, wenn er gekocht, und stark gewürzt wird, gibt eine vortreffliche Brühe. Ungekocht ist dieser Saft sowohl, als die Wurzel selbst, ein heftiges Gift. Die Kohlpalme, welche einen Stamm von 100 Fuß Höhe treibt, trägt an dem Gipfel eine Art Kohl, welcher vortrefflich schmeckt. Der Ingwer, die Wurzel eines niedern Strauches, geräth, da sie nur in feuchtem Boden fortkömmt, an der Küste vortrefflich. Eben so die Pflanze, oder Strauch, deren Wurzel Erbrechen erregt, und in der Arzneykunde unter dem Namen der Ipecacuana bekannt ist. Von dem Mahagony-Baum, welcher in den Wäldern der Guyana, vorzüglich auf Bergen, denn niedriges, feuchtes Land verträgt er nicht, sehr gut gedeiht, ist zu bemerken, daß sein Holz feinkörniger, und einer feinern Politur empfänglich ist, als das dieser Bäume in andern Ländern.

Die Leser werden aus dem Gesagten beurtheilen, von welcher Wichtigkeit diese Besitzungen für den Handel sind, und bey besserer Verwaltung noch mehr werden könnten. Seit der kurzen Zeit der Besitznahme durch die Engländer hatte sich die Ausfuhr aller Artikel, besonders aber der Baumwolle, um mehr als die Hälfte vermehrt. Im Jahr 1796 wurden in dem Hafen von Liverpool 6000 Ballen Baumwolle, und acht Jahre später 25000 Ballen aus diesen Gegenden eingeführt, und in den andern Häfen Englands war die Einfuhr in gleichem Verhältniß. Seitdem hatte sie sich noch immer gehoben. Großen Vortheil könnte man aus dem Tauschhandel mit den wilden Stämmen ziehen, allein diese ward bisher sehr vernachläßigt. Die Eingebornen zogen sich, nachdem sich die Europäer am Küstenlande festgesetzt hatten, und ihre Besitzungen immer weiter ausbreiteten, in das Innere des Landes zurück. Sie hatten indessen manche Bedürfnisse kennen gelernt, welche ihnen vorher unbekannt waren, und suchen sie jetzt durch Tausch an sich zu bringen. Sie liefern Wachs, Gummi, Balsam, Färbe- und andere Hölzer ꝛc. und nehmen dagegen Eisenwaaren, als Flinten, Messer, Aexte, Fischangeln, Nadeln, und Putzwaaren, d. i. Spiegel, Glaskorallen, u. s. w. Dieser Handel könnte von großer Wichtigkeit werden, wenn man die entlegnern Völkerstämme unter irgend einem Vorwande mehr anzuziehen suchte. Die Spanier haben zu diesem Ende in ihren Besitzungen die Religionsfeyerlichkeiten benutzt. Die Wilden strömen überall herbey, um eine öffentliche Procession ꝛc. zu sehen. Sie lernen immer mehr Bedürfnisse kennen, und der wech-

felseitige Verkehr gewinnt dabey. Die Geschichte lehrt uns, daß man in den ältesten Zeiten diese Mittel ergriff, um die entferntesten Völker herbey zu ziehen, und politische und merkantilische Zwecke dadurch zu erreichen. Die öffentlichen Spiele und Feste der Alten waren nichts anders, als Vereinigungspunkte, wo die Menschen zusammen strömten, wo Bündnisse unter Völkern, Freundschaft zwischen Einzelnen, geschlossen wurden. Es waren im eigentlichsten Sinne große Märkte, wo Menschen aus den entferntesten Gegenden zusammen kamen, und ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse wechselseitig austauschten. Die Holländer, und in den neuesten Zeiten die Engländer, ergriffen ein anderes Mittel, ihren Waaren Absatz bey den wilden Stämmen zu verschaffen, ein Mittel, welches ihnen auch in anderer Rücksicht viele Vortheile brachte. Sie beschenkten sehr oft die Anführer der verschiedenen Stämme mit europäischen Waaren. Dadurch wurden diese Waaren immer mehr unter ihnen bekannt, und die Nachfrage stärker. Dieses Mittel diente zugleich dazu, sich der Freundschaft dieser Stämme zu versichern, welche in verschiedenen Gelegenheiten für die Europäer von großem Nutzen war. Die Neger empörten sich schon öfters, und da leisteten die Eingebornen, welche überhaupt bey jeder Gelegenheit große Verachtung gegen die Neger blicken lassen, kräftigen Beystand, um die Ruhe wieder herzustellen.

Die Urvölker der Guyana zogen sich, wie in allen fremden Welttheilen von den Europäern besetzten Ländern in das Innere des Landes zurück, wo sie fortfahren, nach ihrer Väter Weise zu leben. Sie sind

in Völkerschaften, oder Stämme getheilt, deren einige zahlreich, andere aber sehr zusammen geschmolzen sind. Viele derselben sind schon ganz erloschen, und es ist keine Spur mehr von ihnen zu finden. Bey allen diesen Stämmen ist Jagd und Fischerey die vorzüglichste Beschäftigung, und die einzige Quelle ihres Unterhalts. Einige treiben Ackerbau, aber niemals mehr, als sie zur höchsten Noth bedürfen, andere führen ein irrendes und nomadisches Leben mit einiger Viehzucht, und einige wenige leben in größter Dürftigkeit in den Niederungen, an den Ufern der Flüsse, und nähren sich von Krabben, Muscheln, und Wurzeln. Jeder dieser Stämme hat seine eignen Gebräuche, doch im Ganzen kommen sie so ziemlich mit einander überein. Wir werden daher von ihnen ein Bild im Allgemeinen entwerfen, und bloß einige Eigenheiten bemerken.

Die Ureinwohner der Guyana glauben an einen Gott, dem Urheber alles Guten, allein, so wie ihre Brüder im nördlichen Amerika, fürchten sie sich sehr vor bösen Geistern, welche den Menschen zu schaden suchen, und durch Opfer und Gebethe besänftigt werden müßen. Sie haben zu diesem Ende Beschwörungen, und überdieß hat jede Familie ihren Priester, welcher zu gleicher Zeit Hausarzt ist, und dessen vorzüglichstes Geschäft darin besteht, die bösen Geister im Respekt zu erhalten. Fällt ein Unglück in der Familie vor, und ist ein Glied derselben gefährlich krank, so hält der Hauskaplan um die Mitternachtsstunde eine Unterredung mit dem schadenfrohen Geiste. Er beschwört ihn, und man vernimmt deutlich zwey Stimmen, ein Beweis, daß die edle Bauchrednerkunst auch

diesen Völkern bekannt ist. Wird das Unglück nun abgewendet, oder genesst der Kranke, so hat der Beschwörer dessen große Ehre, und wird reichlich belohnt. Bleibt seine Bemühung ohne Erfolg, so ist die Ursache davon, daß der Geist unversöhnlich ist. Man sieht, daß diese Herren et Consorten sich in allen Ländern gern den Rücken frey behalten. Der Sonne, als dem wohlthätigsten Gestirn, erweisen diese Wilden große Verehrung. Sie feyern einigemale im Jahr das Sonnenfest, und versammeln sich zu diesem Ende zu Hunderten. Männer und Weiber, Greise und Kinder erwarten die Sonne bey ihrem Aufgange, und begrüßen sie mit fröhlichen Gesängen. Eben so begleiten sie dieselbe bey dem Untergang zu Grabe. Der Tag wird unter Tänzen und Schmausereyen zugebracht.

Diese Völker haben weder Gesetze, noch Vorgesetzte. Wenn sie mit einem benachbarten Stamme in Krieg verwickelt sind, oder sonst eine große, den ganzen Stamm betreffende Unternehmung vorhaben, so wählen sie einen Anführer, dessen Amt und Ansehen aber nach beendigtem Krieg, oder ausgeführten Unternehmung aufhört. Sie leben nach patriarchalischer Weise, und der Familienverband vertritt bey ihnen die Stelle der Gesetze. Der Aelteste der Familie genießt eines großen Ansehens, und alle Mitglieder gehorchen ihm als ihrem Vater. Die Rache ist das Band, welches sie von Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten an andern zurück hält, denn jede Beleidigung eines Einzelnen geht auf die ganze Familie über, und wird fürchterlich gerächt.

Die Heurathsgebräuche sind bey den Völkern der Guyana die nemlichen, als bey den wilden Stämmen

des nördlichen Amerika. Die Braut wird von ihren Eltern erkauft, oder erhält manchmal noch eine Mitgabe. Bey einigen Stämmen verdient sich der Bräutigam sein Mädchen durch Jahre langen Dienst bey ihren Eltern. Die Weiber sind äußerst gesittet, und nichts weniger als ausgelassen, die Mädchen hingegen führen ein freyes Leben, ohne daß ihr guter Ruf dabey gefährdet würde. Ist ein junger Mensch in irgend ein Mädchen verliebt, so versucht er sein Glück auf eine eigene Weise, ohne seine Gefühle dem Liebchen vorher kund zu thun. Er wandert bey Nacht mit brennender Pfeife in ihre Hütte, welche bey diesen Völkern niemals verschlossen sind. Ist er willkommen, so löscht das Mädchen die Pfeife aus, und der glückliche Liebhaber darf alles wagen, sicher erhört zu werden. Wird die Pfeife nicht gelöscht, so muß sich der junge Mann entfernen, und versucht, ohne Rache im Herzen, sein Glück an einem andern Orte.

Die Weiber und Mädchen besorgen die Hausgeschäfte. Bey denen Stämmen, welche Ackerbau treiben, bebauen sie das Feld, pflanzen Brodfrüchte, Manioc, und Mais, aber nur so viel, als sie zum Unterhalt der Familie nothwendig glauben, warten die Kinder, und weben mit vieler Kunst, und sehr einfachen Werkzeugen, sehr artige und geschmackvolle Zeuge aus Wolle, Baumwolle, auch wohl aus den feinen, und eigens zubereiteten Fasern der Baumrinden. Bey andern Stämmen begleiten sie die Männer zur Jagd und Fischerey. Diese sind der Männer einzige Beschäftigung, und sie bringen es darin zu einer ausserordentlichen Fertigkeit. Die Thiere des

Waldes fangen sie in Schlingen und Fallen, oder tödten sie durch Pfeile. Viele bedienen sich der Feuergewehre, welche sie von den Europäern erhalten. Die Fische werden an dem Angel, oder in Netzen gefangen. Einige Stämme bedienen sich zu dem Fischfang einer Wurzel, welche die Eigenschaft hat, die Fische zu berauschen, so daß sie oben auf schwimmen, und mit der Hand ergriffen werden. Einige Stämme trocknen ihre Vorräthe an der Sonne, oder im Rauch, andere hingegen vernachläßigen auch diese Vorsicht. Sie schmausen so lange sie etwas haben, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Wenn nun unvermuthet ein Hinderniß eintritt, oder ihre Jagd und Fischerey schlecht ausfällt, so leiden sie oft große Noth. Sorglosigkeit ist überhaupt ein hervorstehender Zug in dem Charakter dieser Menschen. Sie kennen und genießen ganz das dolce far niente. Tage lang sitzen sie unthätig in ihrer Hütte, rauchen ihre Pfeife, und unterhalten sich durch Erzählungen, und Gesänge. Der Wilde ißt, wenn er Hunger hat, und kennt keine bestimmte Zeit hiezu. Die Geschichte der Völker belehret uns, daß das überall, als der Natur am angemessensten, der Fall war, bis höhere Ausbildung den Völkern den Werth der Zeit besser kennen lehrte, und sie vermogte, alle ihre Geschäfte, also auch die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, regelmäßig und nach einer bestimmten Ordnung zu betreiben. So unthätig diese wilden Völker manche Zeit ihres Lebens zubringen, so großer und anhaltender Anstrengung sind sie fähig, wenn es die Noth erfodert, welches im Widerspruch zu stehen scheint, weil der Körper durch Unthätigkeit gerne verweich-

weichlicht. In allen Leibesübungen, Laufen, Klettern, besonders Schwimmen, haben sie eine große Fertigkeit, welche ihnen auf ihren Jagden und Fischereyen gute Dienste leistet.

Krankheiten können diese Völker wenige, doch weniger ehemals als jetzt, da sie schon viele fremde Bedürfnisse kennen gelernt haben. Großen Schaden thut ihnen ihr Hang zu starken Getränken, und Branntwein, welchen sie von den Europäern erhalten. Viele Stämme bereiten indessen theils aus Manioc, theils aus dem Mais, starke, berauschende Getränke, welche so ziemlich den Geschmack des Biers haben. Entzündungskrankheiten sind bey ihnen die gewöhnlichsten, und die Priester in allen Fällen ihre Aerzte. Die Weiber halten ihre Niederkunft oft im Freyen, ohne Beistand, ohne alle Plage. Das Kind sowohl als die Mutter, werden sogleich in kaltem Wasser gebadet, und letztere geht dann, als wäre nichts vorgefallen, wieder an ihre Arbeit. Die Mutter verläßt gewöhnlich ihr Kind niemals. Sie trägt es bey denen Stämmen, welche Ackerbau treiben, mit auf das Feld. Das Kind liegt auf einem mit Moos belegten Brette, und ist mit Riemen darauf festgebunden. Die Mutter, wenn sie arbeitet, hängt dieses Brett an irgend einen Baum, und das Kind schläft ruhig fort. So bald die Kinder einige Monate alt sind, werden sie frey auf die Erde hingesetzt, sich selbst überlassen, und sie lernen in unglaublich kurzer Zeit gehen, und ihre Füße und Hände gebrauchen. Krüppel und Ausgewachsene findet man selten unter diesen Völkern. Die Knaben folgen in früher Jugend schon ihren Vätern auf die Jagd, und die Mädchen helfen ihren Müttern bey der Arbeit.

Für die Verstorbenen haben diese Stämme große Achtung, obwohl sie diese gleich bey dem Tode einer Person nicht bezeigen, weil bey den Begräbnißfeierlichkeiten sich gewöhnlich die ganze Verwandtschaft berauscht, und nicht selten sehr lärmende Exzesse dabey vorfallen. Desto auffallender und rührender ist aber das allgemeine Todtenfest, welches alle Jahre gefeyert wird. Alle in dem Laufe des Jahres Verstorbene werden an diesem Tage nochmal ausgegraben. Jene, welche fern von ihrem Wohnorte starben, und eingegraben wurden, werden von ihren Verwandten aufgesucht, und die ausgetrockneten, halb oder ganz verwesten Leichname mit der größten Ehrfurcht, und ohne den mindesten Eckel, zu dem allgemeinen Begräbnißorte getragen. Die Leichname werden von Würmern und allem Unrath sorgfältig gereinigt, und dann neuerdings zur Erde bestattet. Die benachbarten Stämme werden zu dieser Feyer eingeladen, und mehrere Tage nach geschehener Wiederbeerdigung der Leichname öffentliche Spiele gehalten.

Die Grundlage des Charakters dieser wilden Stämme ist Herzensgüte, Frohsinn, Sorglosigkeit, und eine unbegränzte Anhänglichkeit an ihre Familie. Wenn diese Menschen indessen getrunken haben, sind sie zänkisch, und sehr leicht aufzubringen. Sie vertragen sich aber bald wieder, wie alle Kinder der Natur, nur grobe Beleidigungen entflammen ihren ganzen Zorn, und wenn ihre Rachsucht einmal rege geworden ist, so kann sie nur durch Blut befriedigt werden. Dem Heimweh sind diese Menschen sehr unterworfen. Die Holländer versuchten es schon früher, einige nach Europa zu nehmen, in der menschenfreundlichen Absicht,

ihnen manche nützliche Kenntnisse beyzubringen, welche sie dann in der Folge unter ihren Brüdern verbreiten könnten. Kaum waren indessen einige Monate verflossen, als diese Menschen eine unbesiegbare Sehnsucht nach dem Vaterlande befiel. Man brachte sie zurück, und kaum hatten sie den heimatischen Boden betreten, als sie die europäische Kleidung von sich warfen, das Gelernte zu vergessen strebten, und in ihre Wälder zurück eilten, um mit den Ihrigen nach ihrer Väter Weise zu leben.

Ueber die Schedlandsinseln,
ihre
Wichtigkeit in Hinsicht der Schifffahrt, und den Charakter und besondern Gebräuche ihrer Einwohner.

An der nördlichen und nordwestlichen Küste von Schottland befinden sich in der Nordsee verschiedene Grosbrittannien zugehörende Inselgruppen, unter welchen die Schedlandsinseln die nördlichsten sind. Sie verdienen in mancher Hinsicht näher bekannt zu werden, und sind für den Handel sowohl, als vorzüglich, wie eine Pflanzschule tüchtiger Seeleute betrachtet, für das Mutterland von großer Wichtigkeit. Die Lage dieser Insel, das Clima derselben, und der erste Anblick sind wenig einladend für den Menschen, sich da niederzulassen, und nichtsdestoweniger sind diese Inseln sehr bevölkert. Zu Folge einer zu Anfang dieses Jahrhunderts vorgenommenen Volkszählung be-

fanden sich damals 24,000 Einwohner auf den Schedlandsinseln, und seitdem hat sich die Bevölkerung noch so ansehnlich vermehrt, daß die Regierung es für nothwendig fand, sie zu beschränken. Der Ackerbau dieser Inseln liefert in den fruchtbarsten Jahren kaum für sechs Monate Brod. Das Fehlende muß, da der Fischfang nicht immer ergiebig ausfällt, von dem Mutterlande eingeführt werden. Ein schon länger bestehendes, aber ausser Acht gelassenes Gesetz, zu Folge welchem Niemand sich verheirathen darf, welcher nicht ein bestimmtes Vermögen besitzt, oder irgend ein Handwerk kann, welches im Stande ist, ihn zu ernähren, wurde daher erneuert.

Das Clima in den Schedlandsinseln ist sehr unbeständig, und mehr feucht, als kalt. Der Winter fängt schon im Oktober an, und dauert bis in den May. Schnee bleibt der vielen Nebel, und der feuchten Luft wegen, niemals lange liegen, dagegen wüthen aber in den Wintermonaten fürchterliche Orkane, welche alles zu zerstören drohen. Die Sonne ist in den Wintertagen kaum einige Stunden sichtbar, während des Sommers aber ist fast keine Nacht, weil die Sonne nur kurze Zeit den Horizont verläßt, und bis zu ihrem Wiedererscheinen keine Dunkelheit, sondern nur Dämmerung herrscht. Nichts kann reitzender seyn, als eine heitere Sommernacht auf den Schedlandsinseln. Der Anblick dieser Inseln ist nicht einladend, weil er zu einfach ist, und das Aug keine Ruhepunkte findet. Bloß einige niedere Berge unterbrechen hie und da die Fläche, und Waldungen findet man nirgends. Einer alten Sage zu Folge sollen diese Inseln einst holzreich gewesen seyn, und wirklich

findet man noch häufig tief unter dem Moose, mit welchem der Boden bedeckt ist, Baumstämme halbverwittert liegen, selbst Wurzeln ehemaliger Bäume. Es ist schwer zu begreifen, durch welches Ereigniß diese Inseln alles Holzes beraubt wurden. Man bedient sich zur Feuerung des Torfs, welchen man in Menge, und von vorzüglicher Güte findet. Reichere brennen Steinkohlen. Der Boden ist im Ganzen genommen mit Moos, welches an manchen Orten mehrere Fuß Tiefe hat, bedeckt, doch findet man auch große Strecken eines thonigen, mit Sand vermischten, selbst eines schwarzen, sehr fruchtbaren Erdbodens, welchen die Einwohner zum Ackerbau benutzen. Die Ackerwerkzeuge sind sehr einfach, aber auch sehr unvollkommen, und doch verharren die Schedländischen Bauern hartnäckig bey ihrer Väter Weise. Sie bedienen sich zur Bebauung des Feldes selten des Pfluges, sondern der Hacke, und haben es darin zu großer Fertigkeit gebracht. Man baut Korn, Haber, und Gerste, welche vorzüglich gut gedeiht. Die Wiesen sind in gutem Zustande, und die feuchte Luft ist dem Graswachs sehr zuträglich. Die Schedländer vernachläßigen über den Fischfang, welcher ihre Lieblingsbeschäftigung ist, den Ackerbau sehr. Fällt eine günstige Jahrszeit, oder gutes Wetter zum Fischfang ein, so mögen ihre Aecker und Wiesen indessen unbestellt liegen. Selbst die Ernte versäumen sie darüber, und lassen oft ihr Getreid und Gras so lange stehen, daß es zu Grunde geht. Gartengewächse, besonders alle Wurzelarten gedeihen vortrefflich, und die Viehzucht, wenn sie sorgfältiger betrieben würde, könnte bedeutend werden. Die Ochsen sind klein, aber stark

und nervigt. Ihr Fleisch ist vortrefflich. Die Kühe sind milchreich, und würden es noch mehr seyn, wenn sie besser gewartet würden. Schaafe gibt es auf den Scheblandsinseln viele, und gedeihen sehr gut. Man hat in den letzten Jahren sie durch aus England gebrachte Widder zu veredeln gesucht. Die Schedländer sammeln keinen Wintervorrath für ihre Schaafe. Diese Thiere irren, selbst bey strenger Kälte, im Freyen umher, und sorgen für ihren Unterhalt selbst. Wenn die Erde, welches aber selten geschieht, ganz mit Schnee bedeckt ist, so bleibt ihnen kein ander Mittel übrig, sich zu nähren, als die am Strande des Meeres wachsenden, oder von demselben ausgeworfenen Seepflanzen zu benagen. Es ist zu bewundern, mit welcher Bestimmtheit sie von den entferntesten Hügeln, und immer zur Zeit der Ebbe, den Weg nach dem Strande finden, um sich ihre Nahrung zu holen. Eben so sinnreich wissen sie sich gegen die heftigen Stürme, und das damit verbundene Schneegestöber zu schützen. Sie stellen sich in einen dichten Kreis, die Köpfe einwärts gekehrt, und trotzen so den heftigsten Stürmen. Es geschieht nicht selten, daß sie von dem Schnee ganz bedeckt werden, und wie unter einem Gewölbe mehrere Tage lang unter demselben stehen. Das nemliche findet auch auf der Insel Island statt. Seit einigen Jahren haben viele Krankheiten, als die Räude, Blindheit, Wassersucht, und vorzüglich die auch in unsern Ländern bekannte Drehkrankheit, unter den Schaafen auf Scheblands Inseln eingerissen. Das merkwürdigste und nützlichste Thier auf diesen Inseln ist das Pferd. Die Schedländischen Pferde sind klein, aber äußerst fein gebaut, und sehr

dauerhaft. Man findet die nemliche Race auf allen dort in der Nordsee gelegenen Inselgruppen, vorzüglich auf den Orkaden, die schönsten aber auf der Schedländischen Insel Fetlar. Diese Thiere leben im wilden Zustande bis zu einem Alter von drey Jahren. Dann werden sie eingefangen, und abgerichtet, welches, da sie sehr sanft und gelehrig sind, sehr bald geschehen ist. Auch die abgerichteten Pferde bleiben selten im Stalle, und irren, selbst im Winter und während der größten Stürme, im Freyen umher. Wenn das Futter ihnen auf den Hügeln umher zu mangeln beginnt, nähren sie sich am Strande von Seegras, doch nähern sie sich, wenn die Erde lang mit Schnee bedeckt ist, den menschlichen Wohnungen, gleichsam um ihre Hülfe anzuflehen. Diese Thiere verrathen in Allem einen ausserordentlichen Scharfsinn. Sie wissen durch die mit Moos und Heidekraut bewachsenen Ebenen, wo kein menschliches Aug einen Weg, oder Fußstapfen zu unterscheiden im Stande ist, den Weg richtig zu finden. Wenn in der feuchten Jahreszeit der Nebel so dicht liegt, daß man kaum einige Schritte vor sich hin sehen kann, so wissen sie richtig den einmal betretnen Weg, und kommen immer in der geradesten Richtung zu Hause an. Der Reisende, wenn er sich nicht zu recht zu finden weiß, welches in diesen unwegsamen Gegenden sehr leicht der Fall ist, thut daher am besten, sich ganz der Leitung seines Pferdes zu überlassen. Die Pferde dieser Inseln, durch ihre Lebensweise abgehärtet, erreichen ein hohes Alter. Es ist nichts Seltenes, Pferde von 30 und mehr Jahren anzutreffen, welche noch rüstig, und zu aller Arbeit tauglich sind. Die Ausfuhr der

Schedländischen Pferde nach Schottland, Irrland und selbst England ist kein unbedeutender Handelsartikel, und da immer die stärksten und größten Pferde ausgeführt werden, so bleibt der Zügel immer der nemliche, doch hat man seit einigen Jahren durch norwegische Beschäler die Pferdezucht zu veredeln gesucht. Zahmes Geflügel gibt es in Menge, und Gänse, Enten, und Hühner sind um sehr wohlfeilen Preis zu haben. Da es keine Waldungen gibt, so findet man wenig Wildpret, eine Gattung Kaninchen ausgenommen, welche vortrefflich schmecken. Dagegen wimmelt es von Schnepfen, und allen Arten von Moos- und Wasservögeln. Die Schedländer sind leidenschaftliche Jäger, und lassen sich das Recht zu jagen nicht nehmen. Alle Zeit, welche sie dem Fischfang und dem Ackerbau entübrigen können, bringen sie auf der Jagd zu. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist, den Adlern, welche in den Felsen an dem Meeresufer nisten, nachzustellen. Es ist dieses eine sehr gefahrvolle Unternehmung, denn, abgerechnet daß die Jäger die steilsten Felsenwände zu erklimmen haben, vertheidigen die Alten ihre Jungen mit vieler Kühnheit. Die Jäger wagen sich daher nur zu den Nestern, wenn sie die Alten entfernt glauben. Sie erklimmen den Felsen, indem sie den Kopf und das Gesicht mit Stroh bedecken. Sind die jungen Adler noch nicht flügge, so ist es ein Leichtes, sie wegzunehmen. Sind sie aber schon ausgewachsen, oder es kommen unvermuthet die Alten in ihr Nest zurück, so entsteht ein wüthender Kampf, und es ist schon mancher Jäger von ihnen fürchterlich zerfleischt, oder wohl gar von den Klippen herabgestürzt worden.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Schedländer, und die reichste Quelle ihres Unterhalts, ist der Fischfang. Die Küsten dieser Inseln wimmeln von allen Arten der vortrefflichsten Fische, und wechseln von Monat zu Monat mit andern ab. Manche Art Fische, welche in gewissen Monaten sich hart an der Küste aufhalten, verschwinden plötzlich, oder ziehen sich auf viele Meilen weit in die See zurück, wo sie von den kühnen Fischern aufgesucht werden. Es vereinigen sich gewöhnlich mehrere Familien, wohl auch die Einwohner eines ganzen Dorfes, zum gemeinschaftlichen Fischfang. Die Gesellschaft zieht aus, und nimmt von einer Strecke des Meerufers, auf welcher sie Hütten errichten, Besitz. Sie fangen die Fische längs dem Ufer in Netzen, gewöhnlich aber mit Angeln, welche an Stricken von 50 und mehr Klaftern Länge immer vier Fuß eine von der andern befestigt sind. Ihre Fahrzeuge sind leichte, mit einem Segel versehene Barken. Auf jeder derselben befinden sich 6 bis 8 Menschen, welche einige Tausend Klaftern mit Angeln versehene Stricke bey sich haben. Sie werfen sie aus, und fassen damit eine große Fläche des Meeres ein. Weiber und Kinder stehen am Strande, und folgen allen Bewegungen der Fischer mit ihren Blicken. Nach einer bestimmten Zeit werden die Angeln eingezogen, und der Fang unter dem Jubelgeschrey der Zuschauer an das Ufer gebracht. Alle leben nun im Ueberfluß, und die vorräthigen Fische werden nun geräuchert, vorzüglich aber an der Luft getrocknet. Jede Familie hat zu diesem Ende eine eigene Hütte, Skio genannt. Sie ist von allen Seiten geschlossen, hat aber so künstlich angebrachte Luft-

züge, daß die Fische in kurzer Zeit getrocknet sind, und dann lange Zeit aufbewahrt werden können. Ein großer Leckerbissen ist indessen für die Schedländer ein Fisch, welcher schon in Fäulniß überzugehen anfängt, so wie unsere Leckermäuler halb verfaultes Wildpret oft unvergleichlich finden. Es gibt Jahreszeiten, in welchen die Schedländer des Fischfangs wegen, sich weit in die offne See wagen, und oft mehrere Tage lang nicht zurückkommen. Es ist rührend anzusehen, wie die Weiber und Kinder, wenn Sturm droht, oder wohl schon ausgebrochen ist, auf die Zurückkunft ihrer Väter und Gatten harren, wie ihre Beklemmung mit jedem Augenblicke wächst, und oft in Verzweiflung übergeht. Ehedem fuhren die Fischer, wenn sie von der hohen See zurückkamen, gerade gegen die Brandung an, und viele dieser schwachen Fahrzeuge giengen dabey mit Mann und Maus zu Grunde. Nun haben sie aber gelernt zu laviren, nähern sich nur allmählig dem Gestade, und es ereignen sich viel weniger Unglücksfälle. Die Ausfuhr der geräucherten, getrockneten, und gesalznen Fische bildet einen beträchtlichen Handelsgegenstand. Besonders wichtig ist der Thran, welcher aus der Leber eines Fisches, unter dem Namen Coal-Fish bekannt, bereitet wird. Es sind schon öfter in einem Jahre mehrere tausend Tonnen Thran ausgeführt worden. Die Küsten wimmeln übrigens von Austern, und andern Muschelthieren, Krabben, und besonders Seekrebsen, welche aber wenig geschätzt werden.

Das Schicksal der Schedländischen Inseln hat schon verschiedene Veränderungen erlitten. Ehedem standen sie unter norwegischer, dann dänischer Herr-

schaft, und man findet noch viele Ueberbleibsel der alten Verfassung, und der alten Gesetze. England, seitdem es den Besitz dieser Inselgruppen hat, scheint ihren Werth zu verkennen, wenigst behandelt er sie sehr stiefmütterlich. Die Orkaden, so wie die Schedlandsinseln müßen die Abgaben und Taren, wie andere Grafschaften des brittischen Reiches bezahlen, haben aber das Recht nicht, sich im Parlament vertreten zu lassen. Die Regierung trat im Jahr 1742 schon die Einkünfte der Orkaden und Schedlandsinseln an die Grafen Morton ab, welche ihre Rechte an die Familie Dundas übertrugen, die noch im Besitz derselben ist. Diese Einkünfte bestehen in Grundzinsen, welche von allen urbar gemachten, und angebauten Feldern entrichtet werden müßen. Man findet auch Spuren von den ehemals in so vielen Ländern üblichen Frohn = oder Zwangdiensten, indem manche Bauern gehalten sind, für Rechnung des Herrn zu arbeiten, auch wohl zu fischen.

Der Handel der Schedländischen Inseln ist nicht so bedeutend, als er seyn könnte, wenn die Menschen thätiger wären. Von der Ausfuhr der Pferde, der geräucherten und gesalzenen Fische, und des Thrans haben wir schon geredet. Es liefern diese Inseln überdieß einige Fabrickwaaren in den Handel. Ehemals waren die hier verfertigten Strümpfe sehr berühmt, und wurden stark ausgeführt, da sie aber alle mit der Nadel gestrickt wurden, so konnten sie im Preise gegen die an dem Webestuhl verfertigten nicht bestehen. Grobe Tücher, und Decken sind ein anderer Ausfuhrartikel, welcher indessen ehedem auch bedeutender, als jetzt war, da diese Tücher stark nach

Schottland und Irrland verführt wurden. Aus dem Seegras wird an verschiedenen Orten Kelp bereitet, und für die Färbereyen stark verführt. Die Fabrikation des Kelps ist sehr einfach, beschäftigt aber eine Menge Hände, besonders Weiber und Kinder, welche dabey guten Verdienst finden. Das Seegras wird zur Ebbezeit abgeschnitten, und zum Trocknen ausgebreitet. Eine viereckigte Grube wird mit dem trocknen Gras angefüllt, und darin verbrannt. Man legt so lang frisches Gras nach, und unterhält das Feuer, bis die Grube mit einer grauen, klebrichten Materie angefüllt ist. Dieses ist der Kelp, welcher dann in Tonnen verpackt, und so in den Handel gebracht wird. Seit einigen Jahren wurden einige Manufakturen gegründet, in welche Strohhüte, und andere feine Strohwaaren geflochten werden. Diese Hüte, Körbchen ꝛc. werden stark nach England, und von da in andere Länder verführt. In diesen Manufakturen finden viele Menschen, besonders Mädchen Beschäftigung, und Brod. Großen Verdienst und Gewinn ziehen die Einwohner der Schedländischen Inseln von dem Wallfischfang. Mehrere Hunderte widmen sich alle Jahre diesem Geschäfte, und fahren auf den Wallfischfang nach Grönland. Schon bey dem Fischfang an ihren Küsten, vorzüglich aber auf ihren Reisen nach Grönland, werden diese Menschen mit allen Gefahren der Schifffahrt vertraut, und muthige, vortreffliche Seeleute. Dieses ist auch der größte Vortheil, welchen England von diesen Inseln zieht, gute Matrosen zu erhalten. Die Schedländer bezeigten auch von jeher große Neigung für den Seedienst. Viele Hunderte dienten freiwillig auf den englischen Schiffen, seitdem

aber auch hier das Matrosenpressen eingeführt, und die jungen Leute mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen gerissen wurden, verlor sich diese Liebe für den Seedienst, denn der Mensch verträgt einmal den Zwang nicht. Die jungen Schedländer suchen nun eben so ängstlich den Zwang sich zu entziehen, als sie sonst freudig und freywillig auf die englischen Schiffe als Matrosen eilten. Es geschieht häufig, daß, während die jungen Leute eines Sprengels zum Tanz und zum Vergnügen versammelt sind, die Matrosenpresser in ihrer Mitte erscheinen, und die bestimmten Opfer davon führen. Wer nur kann, der rettet sich, und viele junge Leute haben auf ihrer Flucht schon auf den Klippen, oder in den Fluthen ihren Tod gefunden.

Der Charakter, und die Sitten der Schedländer haben, so wie die aller Inselbewohner, etwas Eigenthümliches. Sie zeichnen sich besonders durch eine große Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und eine entschiedene Vorliebe für die Gebräuche ihrer Väter aus. Sie sind, wenn sie im Auslande sich befinden, häufig dem Heimweh unterworfen. Nur wenn sie auf der See sich befinden, sind sie in ihrem Element, und unternehmen die größten Seereisen mit Muth und Standhaftigkeit. Sie sind sanft, sorglos, und sehr zur Fröhlichkeit aufgelegt. Musik und Tanz sind ihre Lieblingsbeschäftigungen, und sie haben eine besondere Anlage dazu. Sie haben eine sehr angenehme Stimme, und eigenthümliche, lieblich tönende Volksgesänge. Wenn sich die jungen Leute Abends, oder an Festtagen, versammeln, so werden immer Rundgesänge angestimmt, und die fröhlichen Stimmen ertönen weit durch die heitere Nacht. Sie begleiten

den Gesang häufig mit der Geige, doch findet man noch manchmal ein diesen Inseln eigenes Instrument, Gue genannt. Dieses Instrument gleicht ziemlich einer Baßgeige, ist nur mit zwey Pferdehaarenen Saiten bespannt, und hat einen sanften aber klagenden Ton. Die Schedländer haben übrigens in ihren Gesängen, und in ihrer Musik viel von ihren Nachbarn den Schotten entlehnt. Ihre Tänze sind originell, und besonders dazu geeignet, durch sanfte Wendungen den Reitz eines schönen Wuchses bemerkbar zu machen.

Die Schedländer bekennen sich zur christlichen Religion, welche aber noch durch den krassesten Aberglauben entstellt wird. Es befinden sich auf den Inseln vierzig Pfarreyen, und in jeder derselben sind seit einigen Jahren Schulen errichtet worden, in welchen die jungen Leute im Lesen und Schreiben, und in der Religion unterrichtet werden. In Lerwik, der Hauptstadt der Schedlandsinseln ist eine Schule für angehende Seeleute, sie wird aber wenig besucht, denn die Schedländer glauben, daß sie nach ihrer Väter Weise die Schifffahrt besser durch Uebung, als durch mündlichen Unterricht erlernen können. Die Sitten auf diesen Inseln waren von jeher rein und unverdorben, es scheint aber, daß die neu errichteten Strohflechtermanufakturen einen schädlichen Einfluß haben, denn Sittenlosigkeit fängt an die Oberhand zu gewinnen. Die Mädchen aus den entferntesten Kirchsprengeln kommen da zusammen, sind sich selbst überlassen, sehen und hören Manches, das sie vorher nicht wußten, und verpflanzen es dann bey ihrer Rückkehr unter ihren Gespielen und Gespielinnen weiter.

Der Aberglaube unter diesen Menschen ist gränzenlos, und liefert oft lustige Auftritte. Auf den Fischfang, der vorzüglichsten Beschäftigung der Schedländer, hat er besonders großen Einfluß. Wird ein neues Schiff erbaut, so darf es nicht eher gebraucht werden, bis der Wahrsager, deren es immer in jeder Gemeinde einen, oder mehrere gibt, seinen Ausspruch darüber gethan hat. Er zieht die Sterne darüber zu Rath, ob das Schiff ein guter Segler wird, ob es dem Wind und Wellen trotzen kann, ohne umzuschlagen, und vorzüglich, ob die Menschen, welche es besteigen, glücklich auf dem Fischfang seyn werden. Fällt der Spruch des Wundermanns ungünstig aus, so muß das Schiff geändert werden, oder wird wohl gar zertrümmert, und die Planken dem Feuer preis gegeben. Ehe die Fischer auf ihren Fang ausgehen, wird allemal das Schicksal um Rath gefragt, und auf ihrem Wege nach dem Strande vermeiden sie sorgfältig, Jemanden zu begegnen, es wäre denn einer, von dem die Erfahrung bestättigte, daß er unter einer glücklichen Constellation geboren wurde. Hat der Fischer unter Wegs auf gewiße, Unglück bringende Dinge gestossen, oder hat ihn Jemand gefragt, wohin er gehe, so kehrt er eiligst um, und hütet sich diesen Tag noch auszugehen. Ein Boot, welches einmal in die See gestochen hat, darf vor Sonnenuntergang nicht wieder an das Land gebracht werden, und auf der See bedienen sie sich eigener, in ihrer gewöhnlichen Sprache unbekannter, mit der norwegischen Mundart aber verwandter Ausdrücke, und dieses aus dem Grunde, weil die alten Norweger als glückliche Fischer bekannt waren. Die Zauberer und Hexen, an

welche die Schedländer fest glauben, sind ihnen fürchterliche Geschöpfe, und es gibt in jedem Distrikte Schlauköpfe oder Betrüger, vorzüglich von weiblichem Geschlechte, welche diesen Volkswahn zu benutzen, und ihr Schäfchen dabey zu scheeren wissen. Sie sind von aller Verfolgung gesichert, denn jeder scheuet sich, ihnen zu nahe zu kommen, oder sucht, durch Geschenke ihre Gunst zu erkaufen. Ist ein Mensch krank geworden, so wird gewöhnlich den Zauberern die Schuld beygeschrieben, und zu Beschwörungen früher, als zu Arzneymitteln Zuflucht genommen. Eben so verhält es sich mit den Krankheiten des Viehes. Allemal muß eine Hexe Schuld daran seyn, und man glaubt allgemein, daß die Hexen die Gestalt einer Nachteule, eines Raben, oder eines andern Vogels annehmen, sich in die Ställe, oder unter die Heerden einschleichen, und das Vieh bezaubern können. Besonders fürchterlich sind den Schedländern die Truden. Diese sind Feen, welche in Steinklippen und unzugänglichen Wildnissen hausen, und sehr bösartiger Natur sind. Man sieht sie oft mit ihrem ganzen Hofstaat durch die Lüfte reiten. Sie entwenden den Müttern ihre Kinder, oder wohl gar die Mutter selbst, um sie als Säugamme für die jungen Feenprinzen zu gebrauchen. An die Stelle der gestohlnen Körper setzen sie Truggestalten, welche den wirklichen Menschen ganz gleichen, aber an ihrer blassen Gesichtsfarbe, und daran, daß sie allmählig dahin schwinden, leicht zu erkennen sind. Wir würden nicht enden, wenn wir die lächerlichen Irrwähne dieser Menschen alle hererzählen wollten. Bemerkenswerth ist indessen für den Beobachter, daß der Aberglaube bey allen Völkern immer die nemliche

Rich-

Richtung nimmt, und unter kleinen Abänderungen überall der nemliche ist, und schmerzlich für den Menschenfreund, zu gewahren, daß viele Volkslehrer fast bey allen Völkern Gefallen daran finden, den Volksirrthum zu nähren, und ihren Vortheil daraus zu ziehen, welches auch bey den Schedländern der Fall ist.

Die Wohnungen der Schedländer sind elende Hütten, in welchen Menschen und Vieh unter einem Dache Platz finden, das Feuer in der Mitte brennt, und der Rauch sich durch das Dach den Ausgang nach Belieben sucht. Seit einigen Jahren fängt man indessen an, Schornsteine einzuführen, und die Häuser bequemer und reinlicher einzurichten. In den größern Ortschaften, besonders in der Stadt Lerwik findet man schon sehr bequeme, von Ziegelsteinen erbaute Häuser. Die Kleidung der Schedländer besteht in einem groben Tuche, Wadmill genannt, und statt des Leinengeräths bedienen sie sich eines dünnen Flannels. Die Weiber sind in selbstverfertigte grobe Zeuge gekleidet. Die Schuhe sind aus ungegärbtem Leder, und ihre Fischerkleidung aus Schaaffellen gemacht. Die Volksklasse nährt sich größtentheils von Brod, Milch, Butter, und Fischen, welche sie, wie schon gesagt wurde, frisch, gesalzen, geräuchert oder auch halb faul genießen. Ihr Getränk ist Wasser, und ein aus Molken bereitetes Getränk, bland genannt. Es ist angenehm zu trinken, säuerlichen Geschmacks, und läßt sich viele Monate aufbewahren.

Die Menschen erreichen auf diesen Inseln ein hohes Alter, wozu wohl ihr mäßiges Leben, und die viele Bewegung beitragen mögen. Die Weiber kom-

men gewöhnlich ohne allen Beystand nieder, und gehen sogleich nach ihrer Niederkunft wieder an die Arbeit. Die Pocken richteten einst große Verheerungen an, sind aber, seitdem die Kuhpockenimpfung eingeführt wurde, fast ganz verschwunden. Sonderbar ist es, daß Schwermuth, der Spleen der Engländer, auch in diesen Inseln zu finden ist, welches wohl seinen Grund in der dichten und feuchten Luft haben mag. Auch Schlagflüsse kommen häufig vor, und in den neuern Zeiten die Schwindsucht, welches die Aerzte der sitzenden Lebensweise in den Manufakturen, an welche diese Menschen einst gar nicht gewohnt waren, zuschreiben. Scrofeln, und alle Arten Drüsenkrankheiten werden von dem Clima häufig erzeugt, und ehedem waren der Grind, die Krätze, und der höchste Grad derselben, die Elephantiasis, eine wahre Plage dieser Inseln, welche aber, seitdem mehr Reinlichkeit unter den Einwohnern herrscht, größtentheils verschwunden ist. Die Aerzte in diesen Inseln sind im eigentlichen Ausdrucke wahre Unwissende, und die Natur muß das Beste thun.

Die Statue Peters des Großen in Petersburg, und Erzählung eines bey ihrer Errichtung vorgefallenen rührenden Auftritts.

Wenn es jemals ein Mann verdiente, daß ihm ein Denkmal errichtet werde, so war es Peter, ein Fürst, welcher, selbst in der Unwissenheit und Bar-

barey erzogen und geboren, den großen Gedanken faßte, sein Volk der Rohheit zu entreissen, und allmählig auszubilden; welcher damit anfieng, sich selbst erst unterrichten zu lassen, und unter hundert Beschwerlichkeiten und Gefahren das Licht, und die Kenntnisse, welche er über sein Volk verbreiten wollte, bey gebildetern Nationen aufzusuchen; welcher sein Werk mit Eifer begann, und mit Standhaftigkeit verfolgte; welcher sich weder durch das Unglück niederschlagen, noch durch das Glück berauschen ließ; welcher den Muth hatte, sich den Machinationen eines mächtigen Standes, der seinen menschenfreundlichen Absichten Hindernisse in den Weg legen wollte, entgegen zu stellen; welcher groß genug dachte, auf dem Thron Freundes Rath zu hören, und zu befolgen, und welcher Bescheidenheit genug besaß, von sich selbst einzugestehen, daß er, der es unternommen habe, ein rohes Volk zu bilden, nicht einmal Kraft genug besitze, seine eignen Leidenschaften zu bezähmen. Wenn die Straße einmal gebahnt ist, dann ist es leicht, darauf fort zu wandern, und die dem Zeitgeist angemessenen Fortschritte zu machen. Wer aber der erste die Schranken durchbricht, und seinen Nachkommen den Weg eröffnet, der verdient sicher den Namen eines Wohlthäters, und ist er ein Fürst, den eines Vaters des Volkes. Dieses fühlte Catharina II., eine würdige Nachfolgerin des ersten Gründers der russischen Größe, und sie beschloß, ihm ein Denkmal zu errichten, welches des großen Mannes würdig wäre.

Alles, was diese, ungeachtet aller ihrer Schwächen, vortreffliche Frau unternahm, hatte den Stempel der Größe, und dieses war auch hier der Fall,

Sie ließ von der Gränze Finnlands her einen ungeheuren Granitblock kommen. Die Herbeyschaffung dieser unförmlichen Masse kostete ungeheure Summen, und konnte nur durch künstliche Maschinen bewerkstelligt werden. Man sieht noch in Petersburg das Modell dieses Felsens, samt aller zu seiner Fortbringung nothwendigen Maschinen, und die späte Nachkommenschaft wird noch staunen, und kaum begreifen, wie es möglich war, das Werk zu vollbringen. Der Fels kam glücklich in Petersburg an, und wurde von der Kaiserin dem Künstler übergeben, welcher bestimmt war, die kolossale Statue Peters zu Pferde zu verfertigen. Catharinens Absicht war, daß der Fels in seinem rohen Zustande gelassen, der Statue zum Fußgestell dienen sollte. Der schrofe, unbehauene Stein sollte figürlich die vielen Hindernisse bezeichnen, welche Peter zu übersteigen hatte, ehe er auf dem Gipfel ankam.

Der Künstler, ein Franzose, Falconet war sein Name, blieb in Hinsicht der Statue Catharinens Plan vollkommen getreu, und lieferte ein Meisterstück, allein in Hinsicht des Fußgestells erlaubte er sich Veränderungen, welche den großen Eindruck, welchen es machen sollte, um vieles verminderte. Peter befindet sich zu Pferde auf dem Gipfel des Felsens, und an dem Rande eines steilen Abgrundes. Das Pferd bäumt sich fürchterlich, und hat so vielen Ausdruck und Natur, daß der erschrockne Zuschauer alle Augenblicke befürchtet, es werde den gefährlichen Sprung in den Abgrund wagen. Peter sitzt ruhig und voll Zuversicht auf dem Pferde. Mit der Linken hält er die Zügel, und die Rechte streckt er aus, als wollte er sein Land segnen, und beschützen. Zu des Pferdes Füßen ringelt sich zer-

quetscht, und in Todeszuckungen eine ungeheure Schlange, welche sich dem Kaiser in den Weg legen wollte. Peter ist mit Lorbeeren bekränzt, und mit einer Toga bekleidet, welche rückwärts in der Luft flattert. Das Gesicht des Helden hat Ausdruck und Majestät, und es soll der Sage nach, ganz ähnlich seyn. Man verdankt dieses der Liebe, denn Peter soll auf seinen Reisen in Frankreich in ein Mädchen verliebt geworden seyn, die Geliebte eine Büste ihres fürstlichen Liebhabers zum Andenken erhalten, und Falconet diese Büste bey der Modlung seiner Statue benutzt haben. Diese Sage mag nun gegründet seyn, oder nicht, so viel ist indessen gewiß, daß das Gesicht sehr edel ist, und daß, wenn Peter nicht wirklich so aussah, er doch wohl so hätte aussehen können. Künstler finden auch, wie überall, an dieser Statue etwas auszusetzen. Sie behaupten, der ausgestreckte rechte Arm sey zu steif und unnatürlich, und der Oberleib im Verhältniß zu dem untern zu lang. Das Pferd finden alle schön und tadelfrey. Die Schlange ist mit vielem Scharfsinn benutzt worden, um der Statue Kraft und Haltung zu geben. Die Hinterfüße, da das Pferd sich bäumt, wären unvermögend gewesen, die ungeheure Last der Statue zu tragen. Der Künstler benutzte die Schlange, um diesem Uebelstande abzuhelfen, und wußte sie künstlich mit den Hinterfüßen, und dem Schweif des Pferdes zu verschlingen, daß dadurch das Gleichgewicht hergestellt wurde.

Bis hieher hatte der Künstler Catharinens Absicht ganz erfüllt, in Ansehung des Fußgestells verfehlte er sie. Er bemeisterte den Felsen so sehr, daß er seine natürliche Gestalt ganz verlor. Es ist noch

immer ein ungeheurer großer Stein, aber kein natürlicher Felsen mehr. Auf der einen Seite bearbeitete er ihn Teraſſenförmig, und auf der andern ſenkrecht, als ein Abgrund. Er glaubte dadurch ſeiner Statue auf der Spitze des Felſens ein günſtigeres Licht zu verſchaffen, doch erkannte er ſpäter ſeinen Fehler ſelbſt, und fügte an verſchiedenen Stellen Steinmaſſen hinzu, allein er konnte dem Felſen ſeine natürliche Geſtalt nicht wieder geben. Die Kaiſerin war auch, als ſie die Statue zum erſtenmale ſah, entrüſtet darüber, und fragte den Künſtler voll Unwillen, was denn aus ihrem Felſen geworden ſey? Auf zwey Seiten des Fußgeſtells lieſt man die Aufſchrift: Petro primo Catharina secunda, Peter dem Erſten Catharina die Zweyte. Die Kaiſerin mag wohl ſelbſt das Erhabne, und Schmeichelhafte, welches in dieſer Aufſchrift beſonders für ſie lag, gefühlt haben.

Als der feſtliche Tag herangekommen war, an welchem die Statue eingeweiht werden ſollte, wurden große Vorbereitungen gemacht. Die Statue ſtand da, wo ſie noch iſt, auf dem Iſaaksplatze, einem der ſchönſten öffentlichen Plätze in Europa. Auf einer Seite die prächtige Kirche, auf der andern der herrliche Pallaſt, welcher unter dem Namen des Marmorpallaſtes bekannt iſt, und jetzt von dem Grosfürſten Conſtantin bewohnt wird. Die Statue war von allen Seiten mit Brettern zugeſchlagen, daß von ihr und dem Fußgeſtell nichts zu ſehen war, doch war die Einrichtung ſo künſtlich gemacht, daß auf einen Wink, und in einem Augenblick das ganze Gerüſt zuſammenſtürzen, und die Statue frey daſtehen mußte. An dem zur Feyer beſtimmten Tage ſtrömte mit Anbruch des

Tages schon eine unzählbare Volksmenge dem Platze zu. Das Militär besetzte in langen Reihen die Straßen, um alle Unordnung zu verhüten, und die Leibwache zog einen weiten Kreis um die Statue, damit der Zudrang des Volkes nicht zu groß werde, und dadurch irgend ein Unglück entstehe. Die Reichen und Vornehmen besetzten die eigens dazu aufgerichteten Gerüste, und für die Kaiserin und ihren Hofstaat war ein großer Balkon zubereitet, und herrlich verziert worden. Gegen Mittag erschien sie mit großer Pracht, und mit der ihr eignen Würde und Majestät. Glocken ertönten, Kanonen donnerten, Trommeln und Trompeten schmetterten durch die Luft, und auf dieses schreckliche Geräusch folgte eine Grabesstille. Aller Augen waren nach dem Orte hingerichtet, wo das geliebte Bild erscheinen sollte, und jeder fürchtete, es um einige Augenblicke zu spät zu erblicken. Das Zeichen wurde endlich gegeben, die Verhüllung verschwand, und ein allgemeines Geschrey der Freude, und der Bewunderung ertönte durch die Luft. Die Kaiserin selbst schien sehr gerührt zu seyn, allein ihre Rührung sollte noch durch einen Vorfall eigner Art vermehrt werden.

In dem Augenblicke, als die Statue Peter des Großen den Blicken der vor Freude jauchzenden Volksmenge erschien, drängte sich ein Greis mit jugendlicher Kraft und Muth durch die erstaunten Zuschauer, durchbrach die Reihe der Soldaten, und stürzte athemlos an dem Fußgestell der Statue nieder. Die Kaiserin, welche den Auflauf bemerkte, erkundigte sich nach der Ursache, und ließ den Mann, welcher in eine Uniform, wie sie die Marinesoldaten zu Peters

Zeiten trugen, gekleidet war, vor sich rufen. Er erschien, allein seine Kräfte waren erschöpft, und Altersschwäche war wieder an die Stelle der augenblicklichen Anstrengung getreten. Er erklärte der Kaiserin, daß er zwar kein Russe von Geburt sey, aber unter Peter dem Großen auf der Flotte gedient habe. Bey dem im Jahre 1725 erfolgten Tode desselben, befand sich Resen, so hieß der merkwürdige Greis, auf dem schwarzen Meer. Er diente noch dreißig Jahre theils als Soldat, theils als Matrose, und als er nach einem so langen Zeitraum mit seinem Abschied nach Petersburg zurück kam, fand er alles verändert, und seine Zeitgenossen todt, oder weit entfernt. Niemand nahm sich seiner an, und er mußte sich glücklich schätzen, einen kleinen Gnadengehalt zu erlangen. Seit dem lebte er still, und von aller Welt vergessen. Nur die Hoffnung, das Bild seines geliebten Herrn zu erblicken, hatte ihn aus der Einsamkeit hervorgezogen, und die Freude darüber ihm jugendliche Kräfte gegeben. Dieses war es, was Resen der Monarchin erzählte, welche sich staunend zu ihrer Umgebung wendete. Sie hegte Anfangs den Verdacht, daß dieses wohl nur eine verabredete Scene seyn könnte, bestimmt, sie zu überraschen, oder wohl gar ihr die Lehre zu geben, alte Diener nicht zu vergessen, nachdem sie sich aber von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte, überhäufte sie den Greis mit Wohlthaten. Er erhielt freyen Zutritt in das Schloß, und Catharina fand Gefallen daran, sich oft mit ihm zu unterhalten. Niemand wollte ehedem den armen Resen kennen, und nun drängten sich alle Höflinge um ihn, denn es war von jeher Sitte, den

Günstlingen der Fürsten zu schmeicheln, und sie zu vergessen, ja zu verfolgen, wenn sie diese Gunst verloren haben. Der Greis lebte noch viele Jahre, und starb erst gegen Ende des verflossnen Jahrhunderts.

Der Stein des h. Antons in Nowgorod, nebst Bemerkungen über einige noch wenig bekannte Gebräuche in Rußland.

Obwohl Rußland in allen seinen Theilen schon oft, und vollständig beschrieben wurde, so glauben wir doch den Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen aus einem noch wenig bekannten Werke einige Auszüge liefern. Es ist dieses Herrn Rober-ker Porter's Beschreibung einer in den Jahren 1805 bis 8 durch Schweden und Rußland gemachten Reise, welche 1809 zu London im Drucke erschien. Wir beschränken uns auf die Fahrt von Petersburg nach Moskau, und liefern, ohne dieser beiden Städte, welche bekannt genug sind, Erwähnung zu thun, blos einige Bemerkungen, welche der Reisende unter Weges machte.

Er rühmt sehr die Bequemlichkeit, mit welcher man bey der strengsten Kälte mit unglaublicher Schnelligkeit in den Kibitken, einem bekannten russischen Fuhrwerke, dahin fährt. Man belegt das Innere der Kibitke mit Matratzen und Kissen, und die mit Pelzen vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllten Reisende

legen sich hinein, und unterhalten sich traulich, ohne von der durchdringenden Kälte etwas zu fühlen. In den großen und dichten Wäldern, durch welche der Weg hinführt, begegnet man oft Karavanen von hundert und mehr Schlitten der Bauern, welche ihre Waaren in die entferntesten Städte zu Markte bringen. Ein Mann führt oft mehrere Schlitten, und die Gesellschaft stimmt längs des Weges trauliche Nationalgesänge an. Reitend ist der Anblick einer solchen Karavane, wenn bey aufgehender Sonne Menschen und Thiere vom Reif wie überzuckert erscheinen. Die Einrichtung der russischen Bauernhäuser ist bekannt. Sie bestehen aus aufeinander gelegten Balken, welche, ohne nur einen Nagel zu haben, fest verbunden sind. Diese Wohnungen haben den Vortheil, im Sommer kühl, und im Winter warm zu seyn. In jeder bedeutenden Stadt findet man als Waare solche vorräthige Wohnungen, mit welcher sich der Landmann zu jeder Stunde versehen kann, und in Moskau waren vor dem großen Brande Niederlagen, aus welchen sich ganze Dörfer mit Wohnungen versehen konnten. Brennt ein Dorf ab, so kann es in wenig Tagen wieder aufgebaut werden.

Auf der Straße von Petersburg nach Moskau befinden sich, Nowgorod und Twer ausgenommen, wenig bedeutende Orte. Erstere, der Geburtsort der berühmten Olga, welche im zehnten Jahrhundert da regierten, war lange Zeit die Residenz der Beherrscher des Landes, und in solchem Glanze, daß es zum Sprichwort wurde, zu fragen: wer wird Gott, und der großen Stadt Nowgorod Widerstand leisten? Nun ist der Glanz derselben so ziemlich vergangen,

und die prächtigen Thürme, und andere Ueberbleibsel ehemaliger Größe stechen mit dem itzigen Zustande der Stadt auf das Grellste ab. Sie wird durch den Fluß Wolkof, welcher sich nicht ferne davon in den See Ilmen ergießt, in zwey Theile getheilt. Die Sophienkirche, welche von Wladimir vor ungefähr tausend Jahren erbaut wurde, ist, ohne schön zu seyn, ein merkwürdiges Denkmal der alten Baukunst, und steht bey dem Volke der vielen Reliquien wegen, welche darin sind, in großem Ansehen. Man findet in derselben unter andern den Stein des h. Antonius. Die Sage meldet, daß der Heilige sich einst dieses Steins, welcher einem ungeheuren Mühlstein gleicht, statt eines Kahns bediente, und darauf wohlbehalten heranruderte. Die Einwohner des Landes, durch dieses Wunder überzeugt, nahmen nun die von Anton gepredigte Lehre an. Zum Andenken an dieses Ereigniß wurde ein Kloster gestiftet. In der Kirche befinden sich viele Grabmäler, und an der Decke gewahrt man mehrere von dem Zahne der Zeit fast ganz verzehrte Fahnen.

Twer liegt an dem Zusammenfluß der Twerza und der Wolga, eines Flusses, an dessen Ufern einst mehrere kriegerische Völker wohnten, und welcher seiner guten Fische wegen bekannt ist. Diese Stadt war einst die Nebenbuhlerin Nowgorods. Der Sohn Alexander Newsky's Yarastof der dritte erhielt dieses Fürstenthum zum Erbe, und seine Nachkommen wohnten lange in dieser Stadt. Sie wird durch die Wolga getheilt, und die eine Hälfte, welche 1763 abbrannte, wurde von Catharina II. nach einem sehr schönen Plane wieder erbaut. Sie gründete daselbst mehrere

Schulen und öffentliche Institute, und streckte denen, welche bauen wollten, beträchtliche Summen ohne alle Zinsen vor. Twer ist seiner Lage wegen für den Handel ein bedeutender Ort, und es werden von den dortigen Kaufleuten große Geschäfte nach der Hauptstadt, und den Provinzen gemacht. Dem Reisenden begegnete in dieser Stadt etwas, dessen wir erwähnen zu müssen glauben, weil es den mehr als duldsamen Charakter der gemeinen Russen bezeichnet. Er hatte seinen Wagen, an welchem eine Kleinigkeit zerbrochen war, ausbessern lassen, und der Wirth machte dafür eine Rechnung von dreißig Rubeln. Alle Vorstellungen des Reisenden über die Unmäßigkeit der Forderung blieben fruchtlos, bis sein Bedienter, welcher als geborner Russe die Landessitte kannte, dazu kam. Kaum war dieser von der Sache unterrichtet, als er den Wirth beym Bart ergriff, und so lang mit seinem Stock bearbeitete, bis dieser mit zwey Rubeln sich begnügte, und nach erhaltener Züchtigung den Reisenden unter großen Bücklingen, und wiederholter Danksagung für die Ehre seines Besuchs, zum Wagen begleitete.

Der Reisende sah in Moskau bey dem Fürsten Bagration ein erst kürzlich von dem Fürsten Gallizin erfundenes musikalisches Instrument. Es hat viele Pfeifen, deren jede nur einen Ton anspricht. Zu einer vollständigen Musik gehören zwey und vierzig Menschen, deren jeder nur eine Pfeife zu bedienen hat, und immer den nemlichen Ton hören läßt. In einiger Entfernung soll diese Musik etwas Erhabenes haben, in der Nähe aber zu lärmend, und zu verworren klingen. Der Reisende fand übrigens mit al-

lem Rechte den Anblick so vieler zu dieser sinnlosen Arbeit verdammten Menschen für ein feines Gefühl kränkend, um so mehr, als er erfuhr, daß diese Menschen, welche Leibeigne sind, sehr oft mit dem Instrument verkauft werden, und wie Vieh aus einer Hand in die andere übergehen.

Der Reisende spricht nun von dem großen Luxus, welchen die Reichen und Vornehmen im Lande in einer zahllosen Dienerschaft zeigen. Da indessen alle, oder doch der größte Theil ihrer Diener Leibeigene von ihren Gütern sind, so kosten sie nur wenig, es werden aber dadurch eine Menge Hände der Arbeit entzogen, und diese Menschen lernen im Müßiggange ihnen vorher fremde Laster kennen, welche sie dann wieder weiter verbreiten. In den Häusern der Großen findet man noch häufig Hofnarren und bezahlte Lustigmacher. Ihr Geschäft besteht blos darin, ihren Leichnam gut zu nähren, und bey Festen die Gäste durch ihre Possen zu unterhalten. Ehedem, und auch jetzt noch, war es Sitte, Zwerge zu halten, und man findet unter ihnen manche, welche durch Schönheit, und Ebenmaß ihres Körperbaues sich auszeichnen. Peter der Große war ein großer Freund dieser von der Natur verwahrlosten Geschöpfe, und es starb erst am Ende des verflossenen Jahrhunderts in Petersburg im Wohlstand der Zwerg, welcher bey diesem Fürsten in vorzüglicher Gunst gestanden hatte. Peters Schwester veranstaltete einst die Hochzeit zweyer Zwerge. Hundert solche kleine Geschöpfe waren eingeladen, um dem Feste beyzuwohnen, und es durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Sie fuhren in kleinen,

ihrem Körperbau angemessenen Wagen, und zum Gespann hatte man die kleinsten Pferde ausgesucht, welche nur zu finden waren.

Helsinghor, die ehemalige Residenz der Jütländischen Könige, und Hamlet's Geburtsort.

Es ist niederschlagend für den Freund der Geschichte, auf jedem Blatte wahrzunehmen, wie alles auf dieser Erde vergänglich ist. Nur der Ruhm, der Ruf großer, guter oder böser Handlungen, lebt in dem Andenken der Menschen fort, alles Uebrige vergeht, und in wenig Jahren ist keine Spur mehr davon zu finden. Ganze Länder, welche einst blühten, sind jetzt verwildert, und zur Wüste geworden. Völker, welche einst ihrer Macht, und noch mehr ihrer Bildung und Kenntnisse wegen glänzten, sind entweder ganz erloschen, oder so in Rohheit herabgesunken, daß sie mehr Thieren als Menschen gleichen. Ihrer Hände Werke, Meisterstücke der Kunst und der Größe, zerfielen, und von vielen ist keine Spur mehr vorhanden, nicht einmal der Ort richtig anzugeben, wo sie einst stunden. Dieses ist der Fall mit Helsinghor. Als Dänemark, Norwegen und Schweden noch in mehrere kleine Königreiche eingetheilt waren, war Helsinghor der Wohnort der Könige von Jütland. Die Stadt, und das königl. Schloß, waren nach Verhältniß der damaligen Zeiten groß und prächtig. Menschen tum-

melten sich da, von Leidenschaften aller Art getrieben, wacker herum, und verrichteten Handlungen, von welchen die Geschichte noch spricht. Wie hat sich alles dieses geändert? Die Stadt ist von ihrem Glanz so herabgesunken, daß es jetzt für den Reisenden eine wahre Heldenarbeit ist, sich durch den Schmutz der finstern und unreinen Straßen durchzuarbeiten, und von dem Schlosse ist so sehr alle Spur verschwunden, daß man mit Gewißheit den Ort angeben kann, wo es stand. Die Stadt ist jetzt nur deswegen noch von einiger Bedeutung, weil sie eine sichere Rhede für die durch den Sund in die Ostsee gehenden, und von daher kommenden Schiffe hat. Man kann öfters einige hundert Schiffe da vor Anker liegen sehen, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Sie liegt an dem Eingange des Sunds, und hat in einiger Entfernung das feste Schloß Cronenburg, welches dazu bestimmt ist, die Durchfahrt durch die schmale Straße zwischen Dänemark und Schweden zu beherrschen. Man glaubte allgemein, daß es unmöglich sey, den Durchgang zu erzwingen, allein Nelson bewies in unsern Tagen das Gegentheil. Er drang mit seiner Flotte, obwohl er von dem Schlosse Cronenburg aus mehr als 300 Feuerschlünden beschossen wurde, welche ihm aber, da er sich sehr nahe an der gegenüber liegenden schwedischen Küste hielt, der Entfernung wegen wenig Schaden thun konnten, bey frischem Winde durch den Sund, und erschien zum großen Schrecken vor Dänemarks Hauptstadt. Die Aussicht auf den Kanal, und die nahe schwedische Küste ist, besonders vom Schlosse Cronenburg aus, reitzend, dieses ist aber auch das einzige Schöne, das man da findet.

Der gefühlvolle, mit Schakespear's Werken bekannte Reisende, betritt mit heiliger Schwärmerey den Geburtsort Hamlet's, welchen der Dichter verewigte. Er glaubt in seiner Begeisterung den Prinzen auf der Altane des Schlosses mit dem Geiste seines Vaters sich unterhalten zu sehen; er folgt ihm in das Zimmer der Königin, wo der Prinz den Horcher Polonius ermordet; er sieht die trostlose Ophelia sich in den Fluß stürzen. Dieses und ungleich mehr glaubt der begeisterte Reisende zu erblicken, und wird auf die unangenehmste Weise aus seiner Träumerey geweckt, denn er findet auch keine Spur des Alterthums mehr, welche ihn darin erhalten könnte. Zwar führt man ihn in einen in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Garten, Hamlets Garten genannt, allein er überzeugt sich bey dem ersten Anblicke, daß die Ruinen, welche er da findet, viel jünger, und nicht aus Hamlet's Zeiten sind. Er wendet seine Blicke überall umher, und findet keine Spur des Alterthums mehr. Wahrscheinlicher ist es, daß das ehemals königl. Schloß auf der Anhöhe lag, auf welcher jetzt die Veste Cronenburg sich befindet, doch auch hier findet man keine Ruinen mehr, welche die strenge Prüfung der Alterthumskundigen aushalten könnte.

Schakespear hat den Stoff zu seiner Dichtung aus der wirklichen Geschichte genommen, und ist der Wahrheit so ziemlich getreu geblieben. Wir wollen den Lesern einen Auszug aus den dänischen Annalen liefern, welche Saxo Grammaticus gegen das zwölfte Jahrhundert in lateinischer Sprache verfaßte, und sie werden finden, daß die Geschichte mit Schakespear's Hamlet sehr übereinstimmt. Der König von Jütland

land Formendill verehlichte sich mit Gertrud der einzigen Tochter Burics des Königs von Dänemark. Sie hatten nur einen Sohn, Amlettu's (Hamlet) genannt, welcher in früher Jugend so viel körperliche und geistige Eigenschaften verrieth, daß sein Oheim Fengo, welcher vor seiner Geburt Hoffnung zur Thronfolge hatte, eifersüchtig darüber wurde. Er fühlte Liebe zu seiner Schwägerin, und da diese seine Gefühle erwiederte, faßten sie den Entschluß, den König bey Seite zu räumen. Fengo bestieg wirklich den Thron, indem er die Wittwe seines Bruders ehlichte, allein Hamlet, welcher mündig zu werden anfieng, und die an seinem Vater verübte Mordthat vermuthete, beschloß sie zu rächen. Um das Mistrauen seines Oheims und jetzigen Stiefvaters nicht rege zu machen, fieng er an, sich wahnsinnig zu stellen, allein Fengo traute ihm nicht, und versuchte durch verschiedene Mittel die Wahrheit zu entdecken. Er veranstaltete eine Zusammenkunft zwischen dem Prinzen, und einer seiner liebsten Jugendgespielinnen, allein Hamlet blieb auf seiner Hut, und seiner Jugendfreunde Vorsicht machte, daß er keine Blöße gab. Wer erkennt hierinn nicht Schakespaer's Horatio und Ophelia? Eine andere Zusammenkunft Hamlets mit seiner Mutter glückte nicht besser. Der König hatte in der Königinn Zimmer einer seiner Getreuen verborgen, nach Schakespaer hinter einer Tapete, nach dem Geschichtschreiber unter einem Haufen Binsen oder Stroh, mit welchen in jenen Zeiten die Zimmer der Vornehmen belegt wurden, — in der Hoffnung, daß der Prinz sich verrathen werde. Hamlet, welcher eine Bewegung zu bemerken glaubte, machte, indem er

das Geschrey eines Hahnes nachzuahmen suchte, Sprünge im Zimmer umher, und da er unter seinen Füßen einen menschlichen Körper fühlte, zog er sein Schwert, und erstach den ungebetenen Horcher. Nun wendete Hamlet sich an seine Mutter, und machte ihr ihres Verbrechens wegen in Ausdrücken, welche der Derbheit der Sprache und jener Zeiten angemessen waren, bittere Vorwürfe. Auch hierin blieb der Dichter der Geschichte getreu. Höre mich, rief er unter anderm aus, durch Laster besudeltes, durch deine Thaten, und durch deine Heucheley eckelhaftes Weib! du, deren Athem durch die Falschheit ihres Herzens verpestet ist! Es ist wahr, ich habe die Rolle eines Wahnsinnigen, eines Rasenden gespielt, um mich den Fallstricken, welche mir gelegt werden, zu entziehen. Besänftige diese Wuth, indem du aus deinem Herzen den Samen des Giftes entfernest. Du wandeltest einst auf der Bahn der Tugend. Erinnere dich jener sanften Freuden, und kehre zurück, damit dein Sohn noch einmal den Schimmer der reinen Freude auf der Stirne seiner Mutter erblicken möge!

Dem Geschichtschreiber zu Folge wurde die Königinn durch die Anrede ihres Sohnes tief gerührt, und der König, welcher die Sinnesänderung seiner Gemahlin bemerkte, beschloß, auf eine andere Weise sich des Sittenpredigers zu entledigen. Zu diesem Ende schickte er Hamlet als Gesandten nach England, und gab ihm zur Begleitung zwey seiner vertrautesten Hofleute mit. Diese sollten dem König von England ein Schreiben übergeben, in welchem Fengo ihn bat, den Prinzen bey Seite räumen zu lassen. Dieser vermuthete eine Nachstellung, und es gelang ihm den

Brief, welchen der König seinem Vertrauten mitgegeben hatte, während der Ueberfahrt durch List zu erhalten. Er verwechselte ihn, nachdem er sich durch seine eigne Augen von der Verrätherey überzeugt hatte, schnell mit einem andern Schreiben, in welchem der König von England gebeten wurde, die beiden Ueberbringer als gefährliche Landesverräther mit dem Tode bestrafen zu lassen, welches auch sogleich nach ihrer Ankunft geschah. Hamlet wurde mit Auszeichnung empfangen, und erwarb sich nicht nur des Königs Freundschaft, sondern in dessen Tochter auch eine Gemahlin. Die Prinzessin wurde von Hamlet's angenehmem Aeußern, und vorzüglich von seinem Unglück gerührt, und reichte ihm die Hand. Man sieht, daß man in jenen rohen Zeiten die feine Kunst noch nicht kannte, das Interesse mit scharfer Wage zu untersuchen, und Bündnisse zu schließen, ohne die gegenseitigen Gefühle dabey zu Rath zu ziehen.

Da Hamlet indessen von seines Vaters Geist fortwährend zur Rache aufgefodert wurde, kehrte er bald nach Hause zurück, und wurde von dem Volke, welches über die verbreitete Nachricht von seinem Tode trauerte, mit Jubel empfangen. Der König war eben beschäftigt, in Helsingher mit heuchlerischer Traurigkeit wegen Hamlets Tod Trauergepränge zu veranstalten, als dieser zu seinem großen Schrecken selbst erschien. Er hätte vielleicht jetzt schon seine Rache befriedigen können, allein es schien ihm der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen zu seyn. Er fuhr fort, den Wahnsinnigen durch alle Grade zu spielen, bis er endlich, als Fengo eben ein großes Fest gab, den Pallast in Flammen setzte, bis in das Innerste des-

selben drang, und den erschrocknen König, nachdem er ihm alle seine Verbrechen vorgeworfen hatte, mit eigner Hand durchbohrte.

Hamlet ließ sich nun zum König krönen, und nachdem er im ruhigen Besitz des Landes war, kehrte er nach England zurück, um seine Gattin heimzuführen. Auf der Reise dahin gab er einen auffallenden Beweis der menschlichen Unbeständigkeit. Er verliebte sich in die Tochter des Königs von Schottland, und erhielt Gegenliebe. Da es in jenen Zeiten erlaubt war, öffentlich mehrere Frauen zu haben, eine Sitte, welche in den verfeinerten Zeiten dahin berichtigt worden seyn soll, daß man bloß das Oeffentlich wegstrich, und das übrige mit einem dichten Schleier des Geheimnisses behängte, so kam Hamlet mit zwey Gemahlinnen in sein Land zurück. Nicht lange genoß er der Ruhe. Der König von Dänemark, — man wird sich erinnern, daß Hamlets Mutter die Tochter Rurics von Dänemark war, — kündigte ihm den Krieg an. Man kämpfte mit Erbitterung, und abwechselndem Glücke, bis endlich das Glück Hamlet'n verließ. Er wurde geschlagen, und von Vigilot dem Sohne Rurics ermordet.

Die Leser, welche mit Schakespaer's Werken bekannt sind, werden nun zu beurtheilen im Stande seyn, in wie fern der Dichter der Geschichte getreu blieb. Zugleich wird sich ihnen die Bemerkung aufdringen, daß in jenen Zeiten die Verbrechen nakt und ungeschmückt da standen, welche später unter mancher Art der Verhüllung nur um desto gefährlicher erschienen.

Bruchstücke aus dem Leben Karls des Großen,

als

Beyträge zur Geschichte seiner Zeit.

Große Männer, besonders wenn sie von erhabnem Stande sind, werden selten von ihren Zeitgenossen richtig beurtheilt, weil die Leidenschaften bey den gefällten Urtheilen noch zu vielen Antheil haben. Schmeichler von der einen Seite, von Eigennutz oder Schwärmerey geleitet, vergöttern alle Handlungen ihrer Lieblingshelden, und entfernen in ihren Lobeserhebungen alles, was nur den geringsten Schatten auf jene werfen könnte. Von einer andern Seite erheben gallsüchtige Menschen, oder solche, welche sich in ihren Rechten gekränkt glauben, oder wohl auch bloß Eifersüchtige, ihre Stimme, tadeln alle Handlungen bedeutender Männer, und entstellen, indem sie alles mit ihrer Galle beträufeln, diese so sehr, daß man sie unmöglich im rechten Lichte erkennen kann. Der Nachwelt ist es vorbehalten, das Wahre von dem Falschen zu trennen, und ein von Vorurtheil freyes Urtheil zu fällen. Sehr oft geschieht aber auch dieses nicht, denn die Menschen sind nur zu geneigt, andere nach dem Maasstab ihrer Zeit zu messen. Sie verstehen es nicht, sich im Geist in jene Zeiten zu versetzen, in welchen jene berühmten Männer, welche sie beurtheilen wollen, lebten. Sie bedenken nicht, daß sich jene Männer nach dem Zeitgeist richten mußten, und daß Gesetzgeber, Helden und Fürsten durch ihre Gesetze, Volkslehrer und Gelehrte durch ihre Grundsätze, das Glück und die Fortschritte ihrer Völ-

ker allmählig befördern, keinesweges aber gewagte Sprünge thun, und die noch bestehenden Klüfte wohl unmerklich einebnen, aber nicht plötzlich überschreiten dürfen. Wir sahen Beyspiele davon in allen Zeiten, und erst im verflossenen Jahrhundert in einem mächtigen Reiche, wo ein übrigens großer Fürst seine edlen und menschenfreundlichen Absichten nicht durchsetzen konnte, weil er den Geist seiner Zeit nicht gehörig schonte, und zu rasche Schritte thun wollte. Er wurde verkannt, und verläumdet, doch die Vorurtheilsfreye Nachwelt wird ihm Recht wiederfahren lassen.

Gleiches Schicksal traf auch Karl den Großen. Nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch Schriftsteller der späten Nachwelt tadelten ihn bitter, und verkannten das Gute, das er für seine Völker that. Als Beyspiel wollen wir nur Voltair'n anführen, welcher seine glänzende aber beissende Feder dazu benutzte, Karls Herzens und Geistesfehler im schwärzesten Lichte darzustellen, ohne seinen großen Handlungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er schildert ihn als einen Usurpator, als einen Tyrannen. Es lassen sich allerdings manche seiner Handlungen, z. B. seine Härte gegen seine eignen Verwandten, das durch ihn unter dem Vorwande der Bekehrung, zum Christenthum vergossene Blut so vieler tausend Menschen ꝛc. nicht rechtfertigen, allein man kann nicht läugnen, daß Karl einen weit umfassenden Geist hatte, daß er alles that, was in seinen Kräften stand, um seine Völker in allem, was Einfluß auf ihr Glück haben konnte, vorzurücken, daß er Weisheit in seinen Planen, Thätigkeit und Beharrlichkeit in der

Ausführung derselben zeigte, und daß er bloß deßwegen nicht immer seine Zwecke erreichte, weil er mit der Unwissenheit eines noch halb rohen Volkes zu kämpfen hatte.

Ungeachtet Karl durch seine vielen Feldzüge, welche er theils freiwillig unternahm, theils, um die an den Gränzen eindringenden Feinde zurückzudrängen, unternehmen mußte, einen großen Theil seines Lebens beschäftigt war, so verlor er doch das innere Wohl seiner Staaten, die Bildung seiner Völker niemals aus den Augen. Er gründete Volksschulen, und wollte, daß vorzüglich die Mönche sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen. Um von oben herab auf das Volk zu wirken beförderte er Künste und Wissenschaften. Er zog fremde Gelehrte an seinen Hof, und überhäufte sie mit Ehre und Wohlthaten. In seinem Pallaste errichtete er eine Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er selbst wurde, und keinen Vorrang, keinen andern Platz in derselben behaupten wollte, als welcher ihm als Mitglied zukam. Jedes Mitglied wählte sich einen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen passenden Namen eines berühmten Mannes aus der Vorwelt. Karl, wegen seiner Vorliebe für die heilige Schrift, und vorzüglich die Psalmen, nannte sich David; Alcuin, ein vortrefflicher Mann, dessen Rathes sich Karl sehr oft bediente, und welchem die Akademie eigentlich ihre Entstehung und Einrichtung zu verdanken hatte, hieß Horaz; Eginhard, der Kanzler des Kaisers, Kalliopius; der Abt von Corviev, ein Verwandter des Kaisers, Augustin. Man fand da einen Homer, Pindar u. s. w. Es läßt sich denken, daß die litterarischen Be-

schäftigungen, durch die vielen Reisen, und besonders die Kriegszüge, oft unterbrochen wurden. Alcuin beklagt sich darüber in einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz, welcher seiner Vorliebe für die Hirtengedichte wegen, den akademischen Namen Damöt angenommen hatte. „Du Damöt, sagt er ihm, befindest dich, wie ich denke, bey dem Kaiser in Sachsen. Homer ist in Italien, und die übrigen Brüder in aller Welt zertheilt. Der Himmel gebe, daß David, mit allen denen, welche diesen siegreichen Fürsten begleiten, bald in unsere Mitte zurückkomme." Ein Vorleser mußte Karln, wenn er bey Tische saß, einige Stellen aus der heiligen Schrift, und die Lebensgeschichte älterer Könige und Fürsten vorlesen.

Bey dem Volke suchte Karl das Ehrgefühl rege zu machen, und vortheilhaft dadurch zu wirken. Er ertheilte denen, welche sich in irgend einem Stücke auszeichneten, Belohnungen und Auszeichnungen. Er besuchte die Schulen, in welchen die Kinder der Bürger mit jenen der Vornehmen unterrichtet wurden. Er zog jene, wenn sie sich hervorthaten, in allem diesen vor, überhäufte sie mit Lobeserhebungen, und versprach ihnen seinen besondern Schutz und seine Gnade. Diesen ließ er fühlen, daß sie sehr unrecht daran thaten, auf die Verdienste ihrer Voreltern stolz zu seyn, und daß sie sich eigne Verdienste erwerben müßten, wenn sie auf seine Gnade Anspruch machen wollten. Diese Maasregeln hatten bald sehr wohlthätige Folgen.

Den Ackerbau beförderte Karl nach Kräften, denn er erkannte gar wohl, daß er die einzige, niemals versiegende Quelle des Nationalreichthums ist, die Quelle, aus welcher alle übrigen Nahrung und Zu-

fluß erhalten. Er machte auf seinen Gütern und Maierhöfen Versuche zu Verbesserungen, um seine Unterthanen aufmerksam zu machen, und zur Nachahmung aufzumuntern, indem er wohl wußte, daß das Beyspiel mehr vermag, als der todte Buchstaben. Er führte überall eine musterhafte Ordnung und Wirthschaft ein. Montesquieu stellt ihn daher in seinem Werke über den Geist der Gesetze als ein Muster eines guten Haushalters dar, und sagt, daß jeder Hausvater von ihm die Kunst lernen konnte, seine Wirthschaft mit Ordnung und Nutzen zu betreiben. Andere Schriftsteller hingegen tadeln ihn bitter, daß er so sehr in eines Fürsten unwürdige Kleinlichkeiten sich eingelassen habe. Er vernachläßigte nemlich nichts, was zu Bewirthschaftung eines Gutes gehört. Er wollte, daß ihm Rechnung von den Häuten des geschlachteten Viehes, von den Ochsen- und Kuhhörnern ꝛc. abgelegt werde; er verordnete, daß jeder Pächter eine der Größe seines Gutes angemessene Anzahl Hühner und Gänse halte, ja sogar, daß das Unkraut, und der Abfall aus seinen Gärten verkauft werde. Diese Tadler vergessen, sich im Geist in die Zeiten, in welchen Karl lebte, zu versetzen, um ihn richtig zu beurtheilen. Sie wissen nicht, daß ein Fürst, welcher ein noch halb rohes Volk durch sein Beyspiel leiten will, jede Kleinigkeit berücksichtigen, und die schwachen Menschen wie Kinder allmählig an das Gehen gewöhnen muß.

Man wirft Karl'n vor, daß er den Handel in seinen Ländern vernachläßigte, ja selbst gering schätzte. Es läßt sich nicht läugnen, daß, obwohl er seine Gränzen sehr weit vorgerückt hatte, und eines Theils der

Meere Herr war, der Handel doch sich in den Händen der Ausländer befand, welche die fremden Bedürfnisse einführten; allein Karl mochte wohl überlegt haben, daß seine Völker in der Ausbildung noch zu wenig vorgerückt waren, um diese Bahn zu betreten, und daß man erst darauf bedacht seyn müsse, den innern Reichthum des Landes zu benutzen. Er gab im Gegentheil dem Luxus beschränkende Gesetze, und um die Großen seines Hofes von der Thorheit zu überzeugen, ihr Geld für ausländischen Flitterstaat zu verschwenden, bediente er sich eines Mittels, welches ganz das Gepräge des Geistes jener Zeiten trug. Er selbst war immer, ausgenommen bey großen Feyerlichkeiten, bey welchen er mit aller Pracht eines großen Fürsten erschien, sehr einfach gekleidet. Ein einfacher mit Pelz gefutterter Leibrock, und ein tüchener, mit einer Leibbinde festgemachter Ueberrock machten seine ganze Bekleidung aus, allein er trotzte mit ihr der strengsten Kälte, und der übelsten Witterung. Als eines Tages seine Hofleute mit seidenen, und zu jener Zeit kostbaren Kleidern vor ihm erschienen, lud er sie zu einer Jagdpartie ein. Sie folgten, und der Kaiser führte sie vorsetzlich bey dem stärksten Regen durch die dicksten Gebüsche, so daß sie bis auf die Haut durchnäßt, und ihre Kleider jämmerlich zersetzt wurden. Bey ihrer Zurückkunft, Karl hatte es schon so veranstaltet, fanden sie ein hell loderndes Feuer, um welches sie sich im Kreise umher setzten. Die armen, der Mühseligkeiten ungewohnten Hofleute freuten sich herzlich der lieblichen Wärme, allein die Armen dachten nicht des Jammers, welcher bald nachfolgen sollte. Die durchnäßten Kleider trock-

neten am Leibe, schrumpften ein, schienen nicht mehr für ihre Leichname gemacht worden zu seyn, und nahmen so sonderbare Gestalten an, daß man sich bey ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte. Nachdem sich Karl lange an ihrer Verlegenheit belustigt hatte, ertheilte er ihnen in ernsten Ausdrücken die ihnen zugedachte Lehre. „Ihr Unsinnigen, sagte er, die ihr große Summen für euern Flitterstaat jährlich den Ausländern gebt, seht jetzt, zu was er euch nützt. Meine Kleider schützen mich, und sind von Dauer, zudem sind sie von geringem Werthe. Die Eurigen kosten vieles Geld, und sind weder von Dauer noch von Nutzen. *)

In seinem Hause, und an seinem Tische befließ sich Karl eben so sehr der größten Einfachheit. Gewöhnlich hatte er nicht mehr, als vier Gerichte, und dazu mußte die Jagd den größten Theil liefern. Ein betrunkner Mensch war in seinen Augen ein Gräuel, und um dem damals unter seinen Völkern im Schwunge gehenden Hang zur Trunkenheit Einhalt zu thun, gab er eigene Strafgesetze dagegen. In dem 16ten Kapitular vom J. 802 verordnete er, daß kein diesem Laster ergebner Mann, weder als Kläger noch als Zeuge vor Gericht erscheinen durfte. Karl war gern in dem traulichen Kreis erprobter Freunde. Er lud sich selbst oft bey ihnen zu Gast, und dann mußte al-

*) Man findet Karls eigene Worte in der Geschichte des Mönches von St. Gallen: O stolidissimi mortalium! Quod pelicium modo pretiosius et utilius est, istudne meum, uno solido comparatum, an illa vestra, non solum libris, sed multis coempta talentis?

ler Zwang vermieden, und durfte durchaus kein größerer Aufwand, als gewöhnlich, gemacht werden. Bey öffentlichen Gelegenheiten hingegen liebte er den Pracht, und hielt streng auf der Etiquette. Er glaubte dieses seiner Würde schuldig zu seyn. Manche von in jenen Zeiten üblichen Prunkzeremonien haben sich mehr oder weniger verändert bis auf unsere Zeiten erhalten.

Karl liebte sehr die Jagd, und widmete ihr jede Stunde, welche er seinen übrigen Geschäften abgewinnen konnte, weil er diese Beschäftigung der Gesundheit zuträglich, und eines Mannes, besonders eines Kriegers würdig fand. Er war dabey unermüdet, und hatte es zu einer großen Fertigkeit darin gebracht. Die Geschichtschreiber jener Zeit wissen viel von den Grosthaten zu erzählen, welche Karl auf der Jagd verrichtete. Eine dieser Art verdient hier angeführt zu werden. Es gab in jenen Zeiten in Deutschland noch verschiedene wilde Thiere, welche sich später, als die dicken Wälder gelichtet, Moräste ausgetrocknet, und das Land urbar gemacht wurde, in nördlichere Gegenden zurückzogen, so daß jetzt keine Spur mehr von ihnen bey uns zu finden ist. Von dieser Art sind die Büffelochsen, welche man besonders in dem Schwarzwalde häufig fand. Karl fand großes Vergnügen daran, diese Thiere zu jagen, und zu erlegen. Einst lud er die persischen Gesandten, welche sich an seinem Hofe befanden, ein, einer solchen Jagd beyzuwohnen. Sie kamen, allein kaum hatten sie die wilden Thiere erblickt, und gesehen, mit welcher Wuth sie sich vertheidigten, als sie eiligst die Flucht ergriffen, und nichts mehr von dem so gerühmten Vergnügen der Jagd wissen wollten.

Karl kannte keine Furcht, und war von jeher gewohnt, den Gefahren zu trotzen. Er verfolgte sie, und hielt sich vorzüglich an den stärksten und wüthendsten derselben, um ihm nach gewohnter Sitte mit einem Hieb den Kopf abzuhauen. War der Streich zu schwach, oder mochte ein anderer Umstand die Ursache seyn, es glückte nicht, und das schwer verwundete Thier gieng mit voller Wuth auf Karl'n los, welcher in der größten Gefahr war. Schon hatte das Thier ihn und sein Pferd verwundet, als einer der Hofleute dem Kaiser zu Hilfe kam, und das wüthende Thier erlegte. Karl stellte sich, seinen Erretter nicht zu kennen, und eilte, blutend wie er war, zu seiner Gemahlin, um den Kopf des Thieres als Siegeszeichen zu ihren Füßen niederzulegen. Man denke sich den Schrecken der Kaiserin! Sie fragte nach dem Retter ihres Gemahls, und äußerte, daß man ihm den größten Dank schuldig sey. Wenn das ist, erwiederte lächelnd der Kaiser, so fordere Begnadigung für Isenbart, denn er ist es, welcher mir das Leben rettete. Dieser Man hatte sich nemlich früher die Ungnade der Kaiserin zugezogen. Es läßt sich denken, daß er volle Begnadigung erhielt, und von Karln in der Folge mit Wohlthaten überhäuft wurde.

Karl suchte die rohen Sitten seiner Zeit durch den Umgang mit dem andern Geschlechte zu mildern. Er beförderte daher den Mittersinn, welcher späterhin immer mehr verfeinert wurde, die Menschen zu großen, aber auch zu abentheuerlichen Handlungen begeisterte, und Stoff zu so manchen Dichtungen und Romanen gab, welche die Geschichte jener Zeiten so

verdunkeln, daß man das Wahre von dem Erdichteten oft sehr schwer unterscheiden kann.

Karl vernachläßigte nichts, was zur Bildung, zum Glück seiner Völker beytragen konnte. Er gab gute, für jene Zeiten passende Gesetze, und wachte darüber, daß die Unterbehörden dieselben handhabten, und befolgten. Obwohl er den Handel nicht sonderlich begünstigte, so ertheilte er auch in diesem Stücke wohlthätige Vorschriften, ordnete Gewicht und Maaß, und setzte den Gehalt des Geldes fest. Seine Ansichten der Staatswirthschaft waren zwar von den unsrigen sehr weit unterschieden, allein er bewies doch auch in diesem Stücke seine väterliche Vorsicht. Er setzte den Preis des Getreides, der Lebensmittel, ja sogar der Tücher und anderer Zeuge fest. Er legte Magazine an, und verordnete, daß die Armen das Korn noch um die Hälfte unter der Taxe erhalten sollen. Die Straßen, wie sich denken läßt, waren in jenen Zeiten noch im elendesten Zustande. Karl legte deren viele an, und faßte den großen Gedanken, die entferntesten Meere durch Kanäle zu verbinden. Wir glauben diese Abhandlung nicht besser beenden zu können, als mit dem Urtheile, welches ein gleichzeitiger Schriftsteller über Karl'n fällte. „Dieser Fürst, sagt er, trug vorzügliche Sorge, daß die Bischöfe ihrem Stande Ehre machten, die Geistlichkeit auferbaulich, die Mönche eingezogen lebten; daß der Adel sich auszeichnete, und mit gutem Rath und Beyspiel vorangieng; daß die Richter der Gerechtigkeit pflegten, die obern Stände das Gute von dem Bösen unterscheiden, die untern Stände gehorchen, und alle die Tugend lieben lernen sollten."

Besondere Sitten und Gebräuche der Lappländer.

Es ist wohl kein Land auf dem Erdenrunde, selbst die entferntesten nicht ausgenommen, über welches so viel Abentheuerliches erzählt und erdichtet wurde, als über Lappland, dieses an der nördlichsten Spitze von Europa, zwischen dem 60 und 70 Grad gelegne Land. Viele Schriftsteller fanden Vergnügen daran, die armen Lappländer fast in die Klasse der Thiere herabzuwürdigen, und ihnen alle Geistesfähigkeiten abzusprechen, während andere von ihrer Körperbildung, von ihrer Lebensweise ꝛc. Wunderdinge erzählten. In unsern Zeiten fallen nun alle diese abentheuerlichen Geschichten so ziemlich weg, denn Lappland ist häufig von Gelehrten in verschiedener Rücksicht bereiset worden, und die schwedischen und andere Kaufleute, welche des Handels wegen mit den Lappen Verkehr haben, brachten uns richtige Beschreibung von ihnen. Es ist nicht unsere Absicht, das was schon von andern über dieses Land gesagt wurde, zu wiederholen, nur mit einigen besondern Gebräuchen dieser Menschen, und mit einigen Charakterzügen derselben wollen wir unsere Leser bekannt machen, weil es trostreich für den Menschenfreund ist, zu sehen, wie der Mensch, unbekannt mit den Lastern der Verfeinerung, unter allen Himmelsstrichen Beweise der ihm von dem Schöpfer zugetheilten Herzensgüte gibt, und aufmunternd zu erblicken, mit welcher Standhaftigkeit er die brennendste Hitze sowohl, als die erstarrende Kälte des Nordens ertragen kann, und Vor-

liebe für sein Vaterland, welches jedem Ungewohnten unerträglich scheint, hat.

Seit etwa zweyhundert Jahren bekennen sich die Lappländer zum Christenthum, obwohl man wohl behaupten darf, daß sie nicht viel mehr als das Aeußere der Religion kennen, und noch in vielen Stücken ihren alten Gebräuchen ergeben sind. Die Regierung hat zwar Veranstaltung getroffen, den Unterricht des Volkes zu befördern. Es sind Schulen errichtet, und Religionslehrer durch das Land verbreitet worden, allein die Sache geht langsam, woran die unstäte Lebensweise der Einwohner, die weite Entfernung der Wohnungen von einander, und die den größten Theil des Jahres wegen Schnee und Eis unzugänglichen Wege, Ursache sind. Gute Menschen indessen, wie es die Lappländer sind, würden auch, wenn sie den Geist des Christenthums gar nicht kennten, doch manche christliche Tugend ausüben. Sie fühlen eine natürliche Abneigung gegen alles Böse, und viele Verbrechen sind ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie sind sanft, ehrlich, gastfreundlich. Diebstahl, und die andern rohen Völkern so eigene Rachsucht sind ihnen unbekannt. Arbeitsam und thätig gibt es bey ihnen keine Bettler. Jeder arbeitet, so lang er kann, und wenn er alt oder unvermögend wird, so wird er von den Seinigen, oder in Ermanglung dessen von der ganzen Gemeinde unterstützt. Im Handel, sie halten dieses aber für eine erlaubte List, muß man auf seiner Hut seyn, um nicht angeführt zu werden. Sie wissen die Rennthierhäute, ihr vorzüglichster Handelsartikel, wenn diese, wie dieses allemal im Frühjahr der Fall ist, von Insekten durchfressen sind, so mei-

meisterhaft zuzurichten, daß der Ungeübte allemal betrogen wird. Der Hang zu berauschenden Getränken, welchen die Lappländer mit so vielen andern ungebildeten Völkern gemein haben, verleitet sie zu manchen Thorheiten, doch wenn es wahr ist, daß der Charakter des Menschen sich am deutlichsten im Rausche zeigt, so spricht es zu ihren Gunsten, daß die Trunkenheit sie wohl zu Ausschweifungen und ausgelassener Freude verleitet, aber niemals, wie dieses bey manchen andern der Fall ist, Ursache zu Zänkereyen und blutigen Händeln gibt.

Man kann die Bewohner Lapplands füglich in zwey Klassen von Menschen eintheilen, nemlich in Küsten- und Bergbewohner, weil sie sich in ihren Sitten und Gebräuchen so ziemlich unterscheiden. Die letztern, welche ein nomadisches Leben führen, und mit ihren zahlreichen Heerden in den gebirgigten Gegenden umher, in den Sommermonaten in die grasreichen Thäler, im Herbst und Winter aber auf die Berge ziehen, haben einen noch freyern Sinn, noch größere Anhänglichkeit an ein ungebundenes Leben, und, wenn es möglich ist, noch reinere und unschuldigere Sitten, als die erstern, welche sich mit etwas Ackerbau, vorzüglich aber mit der Jagd und dem Fischfang beschäftigen. Die einen wie die andern aber zeigen eine Thätigkeit, und eine Ausdauer in ihren Beschäftigungen, deren man ihren dem Anschein nach schwächlichen Körper nicht fähig halten sollte. Nur Uebung von früher Jugend an kann den Lappländer zur Ertragung so vieler Beschwerlichkeiten, auf der Jagd und bey dem Fischfang, zum Tragen so großer Lasten, Erklettern der steilsten Gebirge, Laufen über

Schnee und Eisgefilde, tauglich machen, auch werden Kinder schon daran gewöhnt, und die Spiele der Lappländer bestehen alle in Leibesübungen, welche den Körper, und die Kräfte stählen. Es ist unglaublich, welche Beschwerden sie auf der Jagd nach wilden Rennthieren, Bären, Füchsen ꝛc. ertragen. Die steilsten Eis- und Schneeberge erklettern sie mit großer Leichtigkeit, und fahren mit ihren breiten Schneeschuhen bewaffnet, welche das Einsinken verhindern, mit Blizesschnelle herab. Der Fischfang und die Jagd nach Wallfischen und Seehunden ist mit eben so großen Beschwerden und Gefahren verknüpft.

Der Küstenbewohner bebaut die Erde, und erhält von ihr in den wenigen Wochen, in welchen sie aufthaut, und die Hitze fast eben so groß, als in den übrigen Monaten die Kälte ist, Korn, Gerste, und einige Gartengewächse. Er sammelt Vorrath für sein Vieh, welches in Kühen, Schaafen, und Ziegen besteht, denn Rennthiere haben sie wenige, weil diese nur in den Gebirgen ihre eigenthümliche Nahrung finden. Jeder Monat liefert ihm andere Arten von Fischen, und die übrige Zeit widmet er der Jagd. Er verlegt daher zweymal im Jahre, nemlich im Frühjahr und im Herbst seine Wohnung. In der zum Fischfang günstigen Zeit hält er sich nahe am Strande auf, und in den übrigen Monaten zieht er mehr landeinwärts. Das Verlegen seiner Wohnungen kostet ihm wenig Mühe, da er blos das Nothwendige, und nichts Ueberflüssiges besitzt. Die Hütten oder Zelte, welche die Leser schon aus andern Beschreibungen kennen, können leicht von einem Orte zum andern gebracht werden.

Ganz anders verhält es sich mit den Gebirgsbewohnern in Lappland. Diese ziehen mit ihren Rennthierheerden, welche oft tausend und mehr Stücke stark sind, umher. Gegen den Sommer kommen sie in die Ebenen herab, und im Herbst gehen sie wieder in die Gebirge zurück, weil die Rennthiere auch unter dem Schnee ihr liebstes Futter, eine Art Mooses zu finden wissen. Sie sind in den Wintermonaten auch immer fetter und gesünder, als während des Sommers, weil sie die Hitze nicht ertragen können. Kenner wissen auch die Häute der Thiere, welche im Winter erlegt werden, auf den ersten Blick von den Sommerhäuten zu unterscheiden. In den Gebirgen irren noch überdieß große Heerden von Rennthieren im wilden Zustande umher, auf welche gleich als auf andere wilde Thiere Jagd gemacht wird. Die Ausfuhr der Rennthierfelle ist ein bedeutender Handelsartikel. Die Landeseinwohner verkaufen sie gegen baares Geld, oder tauschen andere Waaren dagegen ein. Ehedem bedienten sie sich zur Jagd der Bogen und Pfeile, oder fiengen die Thiere in Schlingen, nun aber führen sie durchgehends Feuergewehre, und sind mitunter sehr fertige Schützen. Rührend ist es, die Lappländer mit ihren Heerden, nach wahrer Patriarchensitte, umher ziehen zu sehen. Die Thiere sind es gewohnt, sich nahe zusammen zu halten, und tragen die Zelte samt allem Hausgeräthe. Die Menschen folgen zu Fuß, oder auch wohl im Schlitten, und die Mutter trägt ihr Säugekind, wohlverwahrt gegen die Kälte, in der zierlich geschnitzten Wiege auf dem Rücken.

Die Rennthiere sind für die Lappländer der größte Schatz, denn abgerechnet, daß die Häute ein beträchtlicher Handelsartikel sind, und für große Summen jährlich ausgeführt werden, so liefern diese Thiere den genügsamen Lappländer die Hauptnahrung. Das Fleisch dieser Thiere wird frisch, und geräuchert genossen, und dazu hauptsächlich die auf der Jagd erlegten wilden Rennthiere benutzt. Die fette und sehr nahrhafte Milch kömmt in vielerley Gestalten auf den Tisch des Lappen. In den Sommermonaten genießt man sie frisch, oder mit einer Art Sauerampfer, welcher häufig in den Thälern wächst, abgekocht. Im Winter läßt man sie gefrieren, und bringt sie, wenn man sie genießen will, zu einem gelinden Feuer, um sie allmählig aufthauen zu lassen. Ein Lieblingsgericht der Lappländer ist fette Milch mit schwarzen Beeren, einer Art Affenbeere, welche häufig in diesem Lande wachsen, vermengt. Man schüttet dieses Gemengsel in einen rein geputzten Rennthiersmagen, und setzt es der strengsten Kälte aus, wo es sogleich gefriert, und dann lang aufbewahrt werden kann. Wenn es genossen werden soll, so wird der fest gefrorne Preßmagen mit eigens dazu eingerichteten kleinen Beulen zu Stücken zerschlagen. Es soll sehr gut schmecken, allein es gehören die Zähne eines Lappländers dazu, um es genießen zu können. Aus der sehr fetten Milch werden vortreffliche Käse bereitet, welche ein wahrer Leckerbissen sind, und häufig nach Schweden und andere nordischen Länder verführt werden. Die Felle der Rennthiere liefern den Lappländern ihre Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen. Sie verstehen die Kunst, die Häute sehr fein zu bearbeiten, und es werden

unter anderm alle Jahre viele Stiefel ausgeführt, welche sehr schön ausgenäht, und vortrefflich gearbeitet sind.

Der Küstenbewohner lebt mehr von Fischen als von Fleisch, und Milch. Jede Familie legt für den Winter ihre Vorräthe an, und die Fische werden zu diesem Ende geräuchert, oder auch bloß an der Luft, und in der Kälte getrocknet. Es ereignet sich, doch selten, daß Mangel eintritt, und der vorsichtige Lappländer verwahrt zu diesem Ende alle Knochen und Gräten der Fische. Wenn aller Vorrath aufgezehrt ist, so nimmt er zu diesem seine Zuflucht. Sie werden in Thran erweicht, oder in den Bauch eines Seehundes gesteckt, damit sie das Fett in sich ziehen, und dann zu Brey verkocht. Man behauptet, daß diese Speise, welche aber immer das letzte Hülfsmittel gegen Hungersnoth ist, gut schmecke und nahrhaft sey. Die Lappländer genießen überhaupt viel Thran, und mischen ihn fast zu allen ihren Speisen. Ein Stück geräucherter, oder an der Sonne getrockneter Lachs in Thran getaucht, ist für sie ein wahrer Leckerbissen. Die Engelwurz (angelica) ist für die Lappländer ebenfalls von großem Werthe. Sie wächst häufig in Thälern und an Flüssen, und der Lappländer genießt alles von dieser wohlthätigen Pflanze. Die Blätter werden mit Milch gekocht, und die Wurzel roh genossen.

Die Lappländer genießen einer festen Gesundheit, welches vorzüglich ihrer thätigen Lebensweise zuzuschreiben ist, denn sie sind niemals müßig. Selbst dann, wenn die zu ungestümme Witterung sie in ihren Hütten zurück hält, beschäftigen sie sich anhal-

tend. Die Männer verfertigen aus Rennthierknochen, und Holz, mit sehr einfachen Werkzeugen, die künstlichsten Schnitzwerke, bauen Kähne, und Schlitten, reinigen die Häute der erlegten Thiere, und bearbeiten sie mit Thran. Die Weiber verarbeiten die Sehnen der Rennthiere. Sie klopfen sie bey gelinder Wärme, und spalten sie dann so fein, daß sie die schönsten Stickereyen damit verfertigen. Die Kleidungsstücke, Handschuhe, Gürtel, ja selbst das Riemwerk an den Schlitten, werden künstlich ausgenäht und gestickt. Die Weiber verstehen die Kunst, die Felle zu färben, und Kleider, Bettdecken, selbst die Zelte sind Arbeiten des weiblichen Fleißes. Bey einem so thätigen Leben wird der Körper abgehärtet, und bleibt gesund. Die Lappländer kennen auch wenige Krankheiten. Die Weiber sind ihre Aerzte, und sie bedienen sich im Nothfalle der einfachsten Mittel mit gutem Erfolg. Die Pocken richteten einst große Verheerungen unter ihnen an, doch dieser Krankheit ist auch in diesem nördlichsten Lande Europens durch die Impfung abgeholfen worden. Augenschwäche, triefende Augen, und frühzeitige Blindheit sind Uebel, welchen die Lappländer häufig unterworfen sind. Der blendende Glanz des Schnees, welcher dieses Land durch drey Viertheile des Jahres bedeckt, und dann der dicke Rauch, welcher die Hütten der Lappländer fortwährend erfüllt, sind die Ursache dieses Uebels. Der Lappe unterhält sein Feuer mit grünem, von Schnee und Feuchtigkeit durchdrungenem Holze. Der dadurch entstehende Rauch findet in der dicht verschlossenen Hütte keinen Ausgang, und die Augen dieser Menschen müssen in dem Qualm, in

welchem jeder Ungewohnte ersticken würde, nothwendig angegriffen werden.

Auf Europens äußerste Spitze beschränkt, von allem Umgang mit gebildetern Völkern getrennt, bleibt der Lappländer seinen alten Gewohnheiten standhaft getreu. Die Mode, welche in andern Ländern so gebietend herrscht, verliert hier allen Einfluß. Die Kleidung der Menschen ist noch immer die nemliche, die Bauart der Hütten noch immer dieselbe, wie sie vor Jahrhunderten war. Eigen ist die Art, wie der Mann um seine Braut wirbt. Wenn ein Jüngling sich ein Mädchen ausersehen hat, so vertraut er sich seinen Eltern an, welche dann die nächsten Verwandten versammeln, und in ihrer Begleitung zu den Eltern der Auserwählten gehen. Der Heirathslustige folgt von ferne, um zu sehen, wie die Unterhandlungen gelingen. Bey der Hütte des Mädchens angekommen, überreicht der Sprecher dem Vater ein volles Glas Branntwein. Wird dieses angenommen, so ist die Sache so gut als abgethan, denn über die Bedingnisse kömmt man dann später überein. Der Bräutigam wird herbeygerufen, und legt zu den Füßen seiner Schönen einige kleine Geschenke nieder. Der Branntwein geht nun in der Runde umher, und man beredet sich über die Mitgabe von beiden Seiten. Das Mädchen gibt gewöhnlich eine vollständige Hütte, einen Schlitten, und einige Geräthschaften, der Bräutigam mehr oder weniger Rennthiere. Es ist Sitte, daß jeder Vater seinem neugebornen Sohne ein trächtiges Rennthier, bey den Küstenbewohnern eine Kuh oder eine Ziege, zum Geschenk macht. Diese Thiere vermehren sich nun, und bis der Knabe mannbar wird,

hat er eine kleine Heerde, welche er in die Ehe mitbringt. Der Bräutigam bleibt mit seiner jungen Frau ein Jahr bey ihren Eltern, und hilft ihnen als ein Glied der Familie in ihrer Wirthschaft. Nach Verfluß des Jahres bezieht er seine eigne Hütte, und ist nun ein für sich bestehendes Glied der Gesellschaft. Ist ein Priester in der Nähe, so werden die jungen Eheleute nach den Gebräuchen der christlichen Kirche getraut, sonst vertritt der Segen der Eltern die Stelle der Trauung. Eifersucht ist den Lappländern unbekannt, dagegen aber auch Untreue und Ehebruch ein unerhörtes Verbrechen. Die Zärtlichkeit dieser guten Menschen für ihre Kinder ist gränzenlos, obwohl ihre eignen beschränkten Kenntnisse, und ihr unstätes Leben nicht erlauben, viel für ihre Bildung zu thun. Die Mädchen werden von der Mutter frühzeitig zu häuslichen Arbeiten gewöhnt, und die Knaben folgen, sobald sie nur gehen können, ihrem Vater zur Heerde, zum Fischfang oder auf die Jagd, und stählen dadurch ihren Körper, daß sie bald die größten Beschwerden zu ertragen im Stande sind. Die Weiber kommen gewöhnlich ganz allein, oder bloß unter dem Beystand ihrer Männer nieder, und einige Stunden nachher verrichten sie wieder ihre gewöhnliche Arbeiten. Es ist ein äußerst seltner Fall, unter den Lappen einen Krüppel anzutreffen, obwohl die Kinder, sobald sie nur kriechen können, ohne allen Zwang der Natur überlassen werden.

Die Lappländer sind, wie schon gesagt wurde, selten krank. Sie erreichen ein hohes Alter, und es ist nichts Seltenes betagte Greise mit jugendlicher Kraft ihre Geschäfte noch verrichten zu sehen. Fällt

Jemanden eine Krankheit an, so hat er zu den weiblichen Aerzten seine Zuflucht, und wenn das Uebel den einfachen Mitteln, wohl auch den angewendeten Zaubermitteln nicht weichen will, so wird ein Wahrsager gerufen, deren es viele gibt, damit er bestimme, ob der Kranke genesen oder sterben wird. Diese Menschen haben so viele Erfahrung, und wissen sich übrigens, wie überall, durch geheimnißvolles Dunkel den Rücken so gut frey zu halten, daß ihre Vorhersagungen fast immer eintreffen. Der Kranke macht nun seine letzten Vorkehrungen, und stirbt ruhig in den Armen der Seinigen. So wie er verschieden ist, verläßt Jedermann die Hütte, aus Furcht, daß die Seele des Verstorbenen die Lebenden beschädige. Nach einigen Tagen kommen indessen die nächsten Verwandten, hüllen den Leichnam in eine Decke, legen ihn auf seinen Schlitten, und führen ihn fern von den Wohnungen der Lebenden. Hier wird der Schlitten so umgestürzt, daß er auf den Leichnam zu liegen kömmt, und dann mit Erde und Steinen bedeckt, damit der Körper des Todten keine Beute wilder Thiere werde. Da, wo Religionslehrer in der Nähe sind, werden wohl diese zu dem Sterbenden gerufen, und der Todte nach den Gebräuchen der Kirche zur Erde bestattet. Dieses ist aber der großen Entfernung wegen ein äußerst seltener Fall.

Die Lappländer haben, so wie sie überhaupt noch voll irriger Begriffe und Aberglauben sind, ganz eigne Vorstellungen von dem Zustande in jener Welt, Vorstellungen, welche sie noch aus dem Heidenthum mitgebracht haben. Sie glauben, daß das Glück einer bessern Welt in herrlichen Mahlzeiten und Trink-

gelagen bestehe. Es gibt jenseits vortreffliche Jagden und Fischereyen, und auch Rennthiere, welche aber viel schöner sind, und auch eine bessere Weide haben. Sie geben daher, jene ausgenommen, welche in der Nähe der Religionslehrer wohnen, und daher besser unterrichtet sind, den Verstorbenen, da sie glauben, daß sie jenseits noch Bedürfnisse haben, verschiedene Dinge in das Grab mit. Die Männer erhalten Feuerzeug, Messer, Beile, Waffen, auch wohl Lebensmittel, die Weiber Nadeln, Scheere und andere zur Haushaltung nothwendige Dinge. Der Glaube, daß der Mensch nach dem Tode noch Bedürfnisse habe, gibt zu einer Gewohnheit Anlaß, welche dem Lande unsäglichen Schaden thut. Viele Lappländer, um sich einen Schatz für die andere Welt zu hinterlegen, vergraben alles baare Geld, welches sie für ihre Rennthierhäute, und andere Waaren erhalten. Da sie ihr Geheimniß Niemanden anvertrauen, so sind denn diese Schätze, welche durch so viele Jahrhunderte, daß diese Gewohnheit in Lappland Sitte ist, große Summen betragen müßen, für die Lebenden verloren. Es geschieht auch manchmal, daß solche verborgenen Schätze entdeckt werden, und die Finder machen sich dann kein Gewissen daraus, sich dieselben zuzueignen. Wir können nicht umhin, obwohl sie nicht zur Sache gehört, den Lesern eine Anekdote mitzutheilen, welche sich in Hinsicht eines Schatzes vor einigen Jahren in England zutrug. Der Ritter Stuart hatte erst kürzlich ein beträchtliches Erbe angetreten, und war damit beschäftigt, alles zu ordnen. Einst saß er des Abends, und durchsuchte einen Haufen alter Papiere. Auf der Rückseite eines durch Alter fast unleserlich

gewordenen Kontraktes fand er angezeigt, daß in einer gewißen, bezeichneten Richtung und Entfernung von dem Wohnhause 15000 Goldstücke eingegraben liegen. Durch wie manche Hände mochte dieses Papier schon gegangen seyn, ohne einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden? Stuart hielt die Nachricht doch einiger Berücksichtigung werth, und ließ durch einen vertrauten Diener an dem angezeigten Orte nachgraben. Die Mühe wurde belohnt, denn man fand einen großen eisernen Topf, welcher wirklich die angegebne Summe enthielt. Auf dem Pergament, mit welchem der Topf bedeckt war, standen die Worte: eher der Teufel, als Cronwell, ein Beweis, daß dieses Geld in jenen unruhigen Zeiten vergraben wurde. Wie viele Schätze mögen in den letzten Schreckenszeiten in den verschiedenen Ländern Europens eingegraben worden seyn?

Bey jenen, welche nach den Gebräuchen der Kirche begraben werden, ist es schwer, einen Lappländer zu finden, welcher gegen gute Bezahlung das Grab macht, weil der Aberglaube herrscht, daß die Seele des Verstorbenen den, welcher die Grube gräbt, verfolge. Die Trauer der Lappländer besteht darin, daß die nächsten Verwandten durch eine bestimmte Zeit, die elendesten Kleider, welche sie haben, tragen. Einige Tage nach dem Begräbniß versammeln sich alle Freunde und Bekannte des Verstorbenen. Bey Vermöglichern wird das Rennthier, welche den Leichnam zu Grabe zog, geschlachtet, und alle Gäste essen von seinem Fleische. Die Gebeine des Thieres werden neben dem Grabe des Verstorbenen eingegraben. Wenn Branntwein vorhanden ist, so wird zum Andenken

des Glücklich gewordnen, so nennen sie den Verstorbenen, tüchtig getrunken.

Noch eines Umstandes erwähnen wir, ehe wir diese Abhandlung schließen, welcher am besten im Stande ist, den sanften Charakter der Lappländer zu bezeichnen. Es ist Sitte, daß oft mehrere Familien eine Hütte, oder ein Zelt, gemeinschaftlich bewohnen. Jede hat ihren eigenen, zur Schlafstelle angewiesenen Platz, und da leben sie beym gemeinschaftlichen Feuer in der vollkommensten Eintracht. Bey welchem gesitteten Volke möchte wohl dieses der Fall seyn? Da ist der Keim der Zwietracht, des Hasses, der Eifersucht, und anderer Leidenschaften schon so tief eingedrungen, daß nicht Thüren, noch Wände und Riegel den Frieden zwischen den Nachbarn erhalten können.

Sonderbare Art der Canader, im Winter zu reisen.

Bekanntlich ist Canada ein sehr nördlich gelegenes Land von Amerika. Mehrere Monate im Jahr herrscht hier der strengste Winter, und Seen und Flüsse sind mit Eis bedeckt. Ungeachtet dieser strengen Kälte ist Canada, welches in das obere und untere Canada eingetheilt wird, ein sehr fruchtbares Land. In den wenigen Sommermonaten grünt und gedeiht alles vortrefflich. Der Ackerbau ist in blühendem Zustande, und es wird alle Jahre sehr viel

Getreide theils als Zwieback und Mehl, theils im rohen Zustande ausgeführt. Schottland allein bezieht aus Canada jährlich einige hundert tausend Scheffel Korn, welches mit dem minder festen und mehlreichen schottischen Korn vermischt wird. Ueberdieß ist der Handel in diesem Lande von großer Bedeutung. Er wird mit den vielen, westlich, und nördlich wohnenden Stämmen der Ureinwohner getrieben, welche europäische Waaren beziehen, und dagegen ihre vortreffliche Pelz- und Rauchwaaren zu Markte bringen. Der Handel in das Innere wird durch die vielen Seen und Flüsse sehr erleichtert, denn es ist nicht wohl ein Land in der Welt reichlicher mit Flüssen, und besonders mit Seen versehen, deren einige 50, auch 100 und mehr Stunden in der Länge, mit einer verhältnismäßigen Breite haben. Ohne die vielen kleinern Seen zu nennen, wollen wir nur der größern, des Champlain, Ontario, Erie, und des Hureus-Sees, und unter den Flüssen des Lorenzo-Flusses erwähnen. Quebek die Hauptstadt von Canada liegt an der Mündung dieses Flusses, und ist in Hinsicht des Handels eine der bedeutendsten Städte von Amerika. Diese Vortheile und andere politische Rücksichten machten, daß die Europäer von jeher eifersüchtig auf den Besitz dieses Landes waren. Lang waren die Franzosen die Herren desselben, bis sie von den Engländer vertrieben wurden. Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte dieses Landes zu liefern, noch die schon so oft, und so verschieden gemachte Beschreibung desselben zu wiederholen, sondern wir wollen die Leser nur mit einer in Canada üblichen Sitte, auf den dicht zugefrornen Seen und Flüssen

zu reisen, bekannt machen. Eine Erzählung, wenn sie nicht von mehrern Augenzeugen bestätigt wäre, in die Reihe der Mährchen zu gehören scheinen würde.

Im Sommer ist es leicht, und selbst angenehm, in Canada zu reisen. Die Straßen sind schon ziemlich gut eingerichtet, und man bedient sich zweyrädriger, mit einem oder zwey Pferden bespannter, und ziemlich bequemer Wagen. Gewöhnlich werden indessen die Reisen zu Wasser in sichern, und niedlich gebauten Booten und Kähnen gemacht. Im Winter aber, wenn die Erde, und die Flüsse erstarren, und wenn das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt ist, fallen alle diese Bequemlichkeiten weg, und es bleibt kein anderes Mittel übrig, als sich der Schlitten zu bedienen. Wollte der Reisende, um von einem Orte zu dem andern zu kommen, wenn ein See ihm in dem Wege liegt, denselben umfahren, so würde er, wäre es der dicht beschneiten Wege wegen auch möglich, doch viele Zeit verlieren, und mehrere Tagreisen zu machen haben. Die Reise geht also über die Eisfläche der Seen hin, und hier ist es, wo den Reisenden Gefahren mancher Art erwarten. Auf den größern Seen verliert man sehr oft das Land aus dem Gesichte, und es ist schwer, sich zurecht zu finden. Die Eingebornen richten sich in solchen Fällen nach den in den Seen befindlichen Inseln, nach den Erdzungen, Buchten, u. d. gl. allein bey neblichter Witterung, oder bey großem Schneegestöber verschwinden diese Richtungspunkte, und man bedient sich dann des Kompasses, wie auf offner See. Es geschah schon häufig, daß Ungeübte sich nicht zu recht zu finden wußten, Tage lang umherirrten, und dem Hunger

und der Kälte erlagen. Dieses sind indessen nicht die größten Gefahren, welche dem Reisenden aufstossen. Das Gefährlichste, und eine Sache, welche man nicht vermeiden kann, sind die offnen, oder nur dünn zugefrornen Stellen auf diesen Seen. Das Eis, über welches man hinfährt, ist oft mehrere Fuß, ja Klafter dick. Der Reisende bemerkt es, und wandert voll Zuversicht und ohne die geringste Furcht fort, allein plötzlich kömmt er oft an Stellen, wo das Eis so dünne ist, daß es sich unter dem Schlitten biegt, und nicht selten unter der Last einbricht. Es gibt gewiße Merkmale, an welchen Geübte solche Stellen manchmal in großer Ferne schon erkennen, und dann eine andere Richtung nehmen, aber nicht selten befindet man sich an solch einer gefährlichen Stelle, ehe man nur die Gefahr ahndete. Es vergeht kein Winter, in welchem nicht mehrere Menschen in solchen Eisbrüchen verunglücken, und in den Wellen ihren Tod finden. Die gefährlichste Zeit ist das Ende des Winters, wenn das Eis schon an manchen Stellen zu schmelzen beginnt.

Die Menschen haben ein Mittel erfunden, welches aber an das Wunderbare gränzt, sich aus solch einer gefährlichen Lage zu retten. Die an den Schlitten gespannten Pferde haben einen Strick mit einer Schleife um den Hals. Der Fuhrmann behält diesen Strick sorgfältig in der Hand, um in der Noth Gebrauch davon zu machen. Sobald das Eis einzubrechen anfängt, so stürzt er und seine Begleiter sich eiligst aus dem Schlitten. Das Eis ist gewöhnlich dick genug, um einen Menschen zu tragen, unter dem Gewicht der Pferde aber und des Schlittens bricht es

ein. Die erschrocknen Pferde vermehren durch ihre gewaltsamen Bewegungen die Gefahr, und erweitern den Bruch. Bald würde alles untersinken, wenn nicht der Fuhrmann und seine Begleiter den Strick, dessen Schleife die Pferde um den Hals haben, sogleich mit allen Kräften anzögen, und die unruhigen Thiere nach wenig Sekunden erdrosselten. Die Pferde bleiben nun leblos liegen, und werden vorsichtig auf das dichtere Eis zurück gezogen. Man öffnet den Knoten der Schlinge, der gehemmte Athem kehrt wieder, und nach kurzer Zeit stehen die Pferde wieder kraftvoll auf den Beinen. Diese Thiere sind daran gewöhnt, und es geschah schon, daß sie diese Operation in dem nemlichen Tage mehrmal erduldeten. Nicht immer gelingt sie indessen, und manchmal bricht eine große Strecke Eises auf einmal, so daß Menschen und Thiere verloren sind, ehe das gewagte Rettungsmittel angewendet werden kann.

Nicht minder gefährlich, doch eher zu vermeiden, sind die großen Risse, welche das Eis auf diesen Seen oft bekömmt. Das Eis berstet, und gewöhnlich da wo es am dicksten ist, und man findet oft Risse, welche mehrere Stunden lang, und mehrere Fuß breit sind. Tief unter sich sieht man das Wasser sich bewegen, und wer das Unglück hat, in einen solchen Abgrund zu fallen, ist ohne Rettung verloren. Es ist indessen unglaublich, mit welcher Dreistigkeit die Eingebornen diesen Gefahren trotzen. Man erkennt diese Risse in dem Eise daran, daß schon in einer beträchtlichen Entfernung das Eis holpericht, und wellenartig zu werden anfängt. Dieses kömmt daher, daß das Wasser oft durch diese Risse empor dringt,

von

von dem Winde fortgetrieben wird, und wieder gefriert. Sobald der mit den Gefahren vertraute, und beherzte Fuhrmann dieses bemerkt, setzt er seine Pferde in vollen Lauf, und nähert sich so dem fürchterlichen Schlunde, während der unbekannte Reisende ruhig in dem Schlitten sitzt. An dem Rande der Oeffnung angekommen setzen die Pferde, ohne nur eine Sekunde anzuhalten, sollte sie auch sechs und mehr Fuß breit seyn, mit solcher Anstrengung hinüber, daß der Schlitten wie ein Ball nachfolgt, und die Reisenden oft Gefahr laufen, durch das Aufprellen desselben auf der andern Seite in den Abgrund zurück geschleudert zu werden. Reissen durch das gewaltige Aufprellen die Stränge, so hat der Fuhrmann schon andere in Bereitschaft. Er befestigt sie mit dem größten kalten Blute, und fährt fröhlich fort, in der Erwartung vielleicht bald wieder einen solchen Salto mortale machen zu müssen. Einzelne Reisende wagen sich mit Schlittschuhen auf diese große Eisflächen, und es ist unglaublich, welche Fertigkeit manche in der Kunst, auf dem Eis dahin zu gleiten, erlangt haben. Mit einem Torniſter versehen, in welchem sich einige Lebensmittel befinden, legen sie in einem Tage unglaubliche Strecken zurück, doch gebrauchen sie die Vorsicht, sich so viel als möglich längs dem Strande zu halten.

Es ist für den aufmerksamen Beobachter der Sitten und Gebräuche der Menschen in den verschiedenen Ländern wichtig zu bemerken, mit welcher Thätigkeit, mit welchem Muth und Beharrlichkeit sich der Mensch überall den größten Mühseligkeiten, den drohendsten Gefahren aussetzt, um seinen Zweck zu er-

reichen. Weder das Eis des Nordpols, noch die brennende Hitze unter der Mittagslinie schrecken ihn ab, wenn davon die Rede ist, seine Leidenschaften zu befriedigen. Leidenschaften, und unter diesen ist die Begierde sich zu bereichern, keine der schwächsten, sind die allgemeine Triebfeder, die Quelle alles Guten und Bösen, und noch niemal entstand etwas Großes, ohne daß irgend eine Leidenschaft der Menschen dabey gewirkt hätte.

Das Paradies und die Arche Noah's, zwey persische Sagen.

Die Lösung der Frage, in welchem Lande der Garten lag, aus welchem unsere ersten Eltern vertrieben wurden, ist ein Gegenstand, über welchen sich die Commentatoren der Genesis zu jeder Zeit den Kopf gewaltig zerbrachen. Es scheint allerdings ausgemacht, aus der Geschichte, und aus vielen andern Gründen erwiesen, daß Asien zuerst bevölkert war, und von diesem Welttheile aus in der Folge der Zeit Völkerstämme in andere übergiengen. Wenn wir uns auch ganz an den Buchstaben der Bücher Genesis halten, und die dort erzählten Dinge ohne alle Veränderung als wahr annehmen wollen, so läßt sich aus ihnen doch schwer bestimmen, wo diese ersten wichtigen Ereignisse sich zutrugen, und verschiedene Völker Asiens massen sich dieser Ehre an. Wir wollen den

Lesern hier mittheilen, was die Perser hierüber behaupten.

Ihrer Versicherung nach lag der Garten Eden nicht fern von dem Flusse Arpatchai, welchen die Türken Arpassu nennen. Es liegt diese Gegend auf persischem Gebiete, aber nahe an der türkischen Gränze. Diese zwey Völker, welche sich gegenseitig hassen, verachten, und so sehr verspotten, daß es bey ihnen zum Sprichworte gekommen ist, die Juden würden einst auf den Seelen der Perser, sagen die einen, der Türken, sagen die andern, zur Hölle reiten, sind stillschweigend übereingekommen, eine große Strecke Landes an der Gränze wüst und unbebaut liegen zu lassen, um ja so wenig als möglich in Berührung zu kommen. Ist man über die persische Gränze getreten, so hat man einige ganz wüste Ebenen zu durchwandern, in welchen es gänzlich an Wasser gebricht, und auch nicht ein Baum zu erblicken ist. Man steigt immer abwärts, bis man endlich nahe bey Erivan, welches im Jahr 1805 durch die tapfere Vertheidigung der Türken gegen die Russen berühmt wurde, in eine freundlichere Gegend kömmt. Man findet da mit üppigem Gras bewachsene Wiesen, Baumwollenpflanzungen, einige, aber noch durchaus sumpfige Bäche, und mit Erdwällen und kleinern Thürmen nach persischer Sitte umgebene Dörfer, welche von ferne kleinen Festungen gleichen. In der Ferne erblickt man den Berg Ararat, auf dessen Gipfel die Arche Noah's nach der großen Ueberschwemmung, als die Gewässer abzufließen begannen, stehen geblieben seyn solle. An dem Fuße des Berges fließt der Arras, in welchen sich der Arpatchai ergießt. In

dieser Gegend nun soll der Garten Eden gewesen seyn. Sie liegt zwischen den Quellen vier berühmter Flüsse, des Cyrus im Norden, des Euphrats im Westen, des Arras gegen Mittag, und des Arpatchai gegen Morgen. Wenn ja diese Sage Grund hat, so muß man eingestehen, daß unser Aeltervater sehr genügsam gewesen seyn muß, um den Garten schön zu finden, und sehr anhänglich an denselben, um nach seiner Vertreibung so sehnlich wieder dahin zurück zu blicken, oder daß der austreibende Engel mit seinem Flammenschwerdte große Verheerungen machte, weil diese Gegend jetzt sogar keine Reitze mehr hat.

In der längs der Bergkette des Ararat hinlaufenden Fläche ist ein sehr schönes Kloster erbaut, in welchem der Patriarch der Armenier mit einigen Mönchen seinen Sitz hat. Das Kloster ist sehr reich, und hat große Gebäude, um die Menge der alle Jahr dahin strömenden Wallfahrter zu beherbergen. Die rings um das Kloster angelegten, und sehr gut unterhaltne Gärten stechen mit der übrigen verwilderten und ganz vernachläßigten Gegend auf das Lieblichste ab. Die Türken sowohl, als die Perser, lassen diesen christlichen Mönchen volle Sicherheit, und Schutz angedeihen, von den Russen aber wurden sie in dem letzten Feldzug sehr mishandelt. Die Schätze, welche das Kloster aufgehäuft hat, kommen von den milden Beyträgen der an diesen Ort der Wunder wallenden Gläubigen her, denn das Kloster ist der vielen Heiligthümer wegen, welche hier aufbewahrt werden, und wegen der Wunder, welche hier verübt wurden, hochberühmt. Die Kirche des Klosters ist schon an und für sich ein Wunder, weil sie nach einem Riß

erbaut wurde, welchen Gott der Vater selbst überschickte. Der Patron des Klosters, der heilige Georg, hat ihn als Botschafter vom hohen Himmel her überbracht. Man findet hier eine Menge heiliger Gebeine, und andrer Heiligthümer. Noah, als er vom Berge Ararat nach der Sündfluth herab kam, pflanzte hier die ersten Reben, und die Mönche zeigen mit großer Ehrfurcht einige alte Stöcke, welche von jener Zeit her sich noch erhalten haben sollen. Auf dem ewig beschneiten Gipfel des nahe gelegenen Berges Ararat, welchen die Landeseinwohner Agridah nennen, soll die Arche Noah's sich festgesetzt haben, und von da aus dieser Aeltervater des menschlichen Geschlechts nach abgelaufnem Gewässer in die Ebne herabgekommen seyn. Die Arche selbst soll noch ganz, aber versteinert, auf dem Gipfel des Berges sich befinden, da indessen ein Drittheil des Berges mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist, und bis jetzt noch Niemand den Gipfel zu ersteigen wagte, so mag wohl diese Sage so bald noch nicht durch Augenzeugen bestättigt werden. Diese Mönche besitzen einige Stücke von der Arche, und zeigen diese kostbaren Fragmente dem andächtigen Volke vor, auch wissen sie verschiedene Wunder zu erzählen, welche durch Berührung an Kranken und Presthaften bewirkt wurden. Man sieht in der Kirche viele hierauf sich beziehende Gemälde und Votivtafeln, von welchen sich aber die Russen bey ihrem Besuche, die kostbarern, mit Silber und edlen Steinen besetzten, samt noch mehr andern Schätzen zugeeignet haben.

Die Araber machen den Persiern und Armeniern die Ehre die Arche in ihrem Gebiet zu besitzen, strei-

tig. Nach ihrer Sage soll sie auf den Bergen Mesopotamiens, oder auch auf den Arabischen Gebirgen, welche an dem Persischen Meerbusen, fest gestanden, und Noah dann in das flache Land herabgestiegen seyn.

Ueber die Bäder in Persien, und einige andere in diesem Lande üblichen Gebräuche.

In keinem Lande der Welt wird mehr gebadet, als in Persien. Zwar ist diese Sitte allen Morgenländern eigen, und die Mahomedaner sind durch ihre Religion dazu angehalten, in Persien aber werden überdieß die Bäder als ein Gegenstand des Luxus, und der sinnlichsten Weichlichkeit betrachtet. In jedem, auch noch so elenden Dorfe sind öffentliche Bäder, zu welchen jeder Zutritt hat, und in Städten sind diese öffentlichen Bäder sehr geschmackvoll, und kostbar eingerichtet. Jeder wohlhabende Perser hat überdieß noch in seinem Hause eine zum eignen Gebrauch eingerichtete Badestube, und Vornehme verschwenden für die Einrichtung ihrer Bäder ungeheure Summen. Die Becken und Tische sind von dem kostbarsten Marmor, die Wände mit Perlmutter eingelegt, und der Fußboden mit den reichsten Teppichen bedeckt. Es ist Sitte, seinen Gast vor allem in das Bad zu führen, und ihn nach demselben prächtig zu bewirthen. Man kann da, nach Belieben, entweder in warmem Wasser wirklich baden, und die Becken

sind zu diesem Ende ringsum mit marmornen Bänken stufenweise versehen, damit der Badende sich so tief in das Wasser begeben kann, als er will, oder blos ein Schwitzbad gebrauchen. Die hiezu bestimmten Zimmer haben eine eigne Einrichtung. Sie sind von allen Seiten fest verschlossen, und ein schwaches, aber angenehmes Licht fällt von oben hinein. Der Fußboden ist mit Marmorplatten belegt, welche von unten her bis zu einem beliebigen Grad erhitzt werden. Kostbare Teppiche werden ausgebreitet, und der Badende legt sich auf dieselben, um die Ausdünstung und einen sanften Schweiß abzuwarten. Viele lassen sich am Ende mit warmem, wohlriechendem Wasser begießen, und den ganzen Körper mit kostbarer Seife reiben. Die Seife wird zu Schaum geschlagen, und die Virtuosen in der Kunst haben es so weit gebracht, daß sie bey dem Einreiben alle Gelenke in Erschütterung bringen, welches eine sanfte und wollüstige Empfindung verursacht. Die Vornehmen haben unter ihren Dienern eigene Menschen, welche ausschliessend hiezu bestimmt sind, und in den öffentlichen Bädern sind es Menschen, welche dem Eigenthümer des Bades noch eine Abgabe bezahlen, und doch ihr reichliches Auskommen dabey finden. Nach dem Bade werden Erfrischungen gereicht, welche in eingemachten Früchten, dem feinsten Zuckerbackwerk, und in geistigen Getränken bestehen. Für die, welche der Ruhe pflegen wollen, sind Betten zubereitet, welche in einer einfachen Matratze, einem Kopfkissen, und einer seidenen oder baumwollenen Decke bestehen. In den öffentlichen Bädern ist die Einrichtung die nemliche, nur mit weniger Pracht, und vorzüglich

mit weniger Reinlichkeit. Man findet da gewöhnlich einen großen Saal, in welchem die Badegäste sich entkleiden, einen andern, in welchem sie nach dem Bade der Ruhe pflegen, mehrere Zimmer zum Schwitzbad eingerichtet, und endlich den großen Badesaal, welcher in den größern Städten geschmackvoll verziert ist. Die Badewanne ist gewöhnlich so groß, daß fünfzig und mehr Menschen zugleich darin Raum haben. Das Wasser in diesen Badewannen ist oft sehr unrein, denn nach der allgemeinen Volksmeinung wird Wasser, so lang es vier Fuß Tiefe hat, niemals verunreinigt. Diesen Volkswahn wissen die Unternehmer der Badeanstalten trefflich zu benutzen, und lassen, um die Mühe, und die Feurung zu ersparen, das nemliche Wasser mehrere Tage in der Wanne stehen, so daß der Badende oft unreiner aus dem Bade kömmt, als er hineingegangen ist. In den Badehäusern findet man überdieß Menschen, welche die Nägel schneiden, und sie roth, den Bart aber schwarz färben. Dieses geschieht gewöhnlich, während der Badegast mit seiner Pfeife in Schlummerartigem Zustande ausruht. Es wird unter den Persern, doch mehr unter dem Volke, als unter gebildeten Ständen, für eine große Schönheit gehalten, rothgefärbte Nägel zu haben, und man würde es sich zur Schande rechnen, dem Bart seine natürliche Farbe zu lassen. Wer einen rothen Bart hat, färbt ihn glänzend schwarz, und so umgekehrt. Dieses geschieht durch gewiße Wurzeln, welche die Eigenschaft haben, den Haaren die verlangte Farbe zu geben, ohne indessen dieselben, wie dieses sonst bey allen Baitzen der Fall ist, zu verderben, oder in ihrem Wachsthum zu

hindern. Die Farbe hält einige Tage, muß aber alsdann wiederholt werden. Die niedere Volksklasse, besonders Greise färben ihre Bärte nicht sowohl aus Eitelkeit, als aus Achtung gegen Vornehmere, und um diese durch die Farbe ihres Bartes nicht in Verlegenheit zu setzen. Diese Perser haben eine so große Ehrfurcht für das Alter, daß der vornehmste Staatsdiener, der reichste Mann im Lande, wenn er einem Greise, oder auch nur einem Manne, welcher das Zeichen des Alters an seinem Barte trägt, begegnet, ihm die Ehrenstelle einräumen muß. Um dieses zu vermeiden, färbt jeder seinen Bart roth oder schwarz.

Wenn ein fremder Reisender von einiger Bedeutung in einem Orte ankömmt, so ist es Sitte, ihn sogleich mit Zucker in allen möglichen Farben und Gestalten, mit frischem und eingemachtem Obst, und mit Backwerk zu beschenken. Süßigkeiten vertreten bey allen Gastmahlen eine vorzügliche Stelle. Das Gastmahl fängt gewöhnlich mit Kaffee an, dann folgen Zuckerbackwerk, und Thee, und endlich kommen festere Speisen, unter welchen der Pillau niemals fehlen darf. Die Perser sind nicht so bedenklich in der Auswahl der Speisen und Getränke, als die Türken. Sie essen alle Arten von Fleisch ohne zu fürchten sich zu verunreinigen, und trinken Wein und starke Getränke. Bey ihren Mahlen sind sie sehr munter, und lieben Scherz und Unterhaltung. Reiche haben eigne Spaßmacher, welche nach Art unsrer ehemaligen Hofnarren oft sehr plumpe Späße machen, und manchmal werden Gaukler, Taschenspieler und Tänzer gerufen, um die Gäste zu erheitern.

In Persien, so wie in allen rein despotischen Ländern sind die Stände scharf von einander unterschieden, und der Niedere kriecht auf die entehrendste Weise vor seinem Obern, indem er sich das Recht vorbehält, eben so unverschämt auf den, welcher unter ihm ist, herabzublicken, als er selbst unverschämt von den höheren Ständen behandelt wird. An dem Fuße des Thrones kriechen die obersten Staatsdiener eben so sclavisch umher, als der ärmste Wasserträger, und erholen sich dann dadurch, daß in ihren Wohnungen die niedern Stände auch vor ihnen im Staube liegen. Es ist indessen nicht schwer, und geschieht sehr oft, daß die niedersten Menschen plötzlich zu den obersten Stellen erhoben werden. Es gehört dazu nicht sowohl Verdienst, als Glück; Schlauheit, um jeden günstigen Augenblick zu benutzen; Hartherzigkeit, um bey der ersten Gelegenheit seinen Vordermann zu stürzen; eine wahre Rhinozeroshaut, um im Staube immer vorwärts zu kriechen, ohne bey der niedersten Schmeicheley zu erröthen, und endlich einen duldsamen Aufopferungsgeist, um jeden Kreuzer, welchen man auf was immer für eine Weise erobern kann, zu Geschenken und Bestechungen zu verwenden. Glücklich der, welcher einmal diesen goldenen Schlüssel gefunden hat! Er darf sich getrösten, die größten Klüfte zu überspringen, bald an dem Gipfel anzukommen, und sich fest an der errungenen Stelle zu erhalten. Wir werden den Lesern aus der neuesten Geschichte Persiens einige Züge entwerfen, welche das Gesagte beweisen. Die übrigen Welttheile haben, wie die Sage geht, ihre Bevölkerung aus Asien erhalten. Es scheint allerdings, daß die Ansiedler man-

ches von den orientalischen Sitten mitgebracht haben, obwohl diese durch verfeinerte Kultur ein lieblicheres Aeußere erhalten haben, ihren Ursprung aus dem Morgenlande aber nicht verläugnen können. Man findet in so manchen andern Ländern zwey Wege, um zu Ehre und Ansehen zu gelangen. Einen rauhen, beschwerlichen und ungebahnten, auf welchem der Mann von Verdienst, dem die Rhinozeroshaut mangelt, fortwandert, aber sehr füglich darauf erhungern kann, ohne zum Ziel zu gelangen, und dann einen ebnen, Spiegelglatten Weg, auf welchem man nicht gehen, nur kriechen kann. Die Reisenden finden da Räucherpfannen, als Absteigquartier die Departemente der Günstlinge aller Art, vom Ofenheitzer an bis zur Mätresse, und vor allem den hellglänzenden goldnen Spiegel, bey dessen Anblick der geringste Cerberus einschläft, oder doch freundlich mit dem Schwanze wedelt.

Die Perser unterscheiden sich in vier Hauptstämme, deren jeder wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Je nachdem nun ein Stamm durch Reichthum oder andere Gründe das Uebergewicht erhält, sucht er alle übrigen von den angesehensten Stellen zu verdrängen, und Hunderte werden alsdann vom Gipfel des Glücks in ein fürchterliches Nichts herabgestürzt. Die jetzt regierende Familie ist aus dem Stamme der Cadjar's, welche türkischen Ursprungs sind. Sie ließen sich in frühern Zeiten an den Ufern des caspischen Meeres nieder, und erwarben ein solches Ansehen, daß sie jetzt einen der angesehensten Stämme bilden. Baba Khan, selbst der Neffe eines Usurpators, bemächtigte sich bey den immerwährenden in-

nerlichen Unruhen, in welchen eine Faktion die andere zu schwächen suchte, des Thrones, und nahm den Titel Feth Ali Schah an. Er hatte von Anfang einen harten Stand, allein er zeigte so viele Festigkeit, und wirkliche Herrscherstalente, daß er sich fest auf dem Thron erhielt, da er kräftig von seinem Stamme unterstützt wurde. Er übergab die Statthalterstelle in den verschiedenen Provinzen des Reichs seinen Söhnen, und vertrautesten Freunden, und nahm an seinen Hof die Söhne der mächtigsten Familien im Lande, welchen er nicht ganz trauen mochte, um sie als Geiseln unter seinen Augen zu behalten. Nach befestigter Ruhe beschäftigte er sich damit, die von seinen Vorfahrern, besonders von dem berühmten Nadir Schah, welcher von dem Stamme der Efchar's war, die aus Indien gebrachten, und während der bürgerlichen Unruhen allerwärts zerstreuten Reichthümer zu sammeln, und in seinem Schatze aufzuhäufen. Er wird übrigens von seinen Unterthanen geliebt, da er, so viel es ein orientalischer Despot thun kann, Ordnung und Gerechtigkeit handhabt. Wie streng und grausam Verbrechen bestraft werden, mag folgende Anekdote, welche ein französischer Offizier, der im Jahr 1807 von Napoleon mit geheimen Aufträgen nach Persien geschickt wurde, in seiner Reisebeschreibung erzählt, beweisen. Mirza Hedagiet, ein bey der Schatzkammer angestellter Beamter, wurde, nachdem er des Tages zuvor noch einem Feste bey dem Vezier beygewohnt hatte, zur Strafe gezogen, weil er indessen einer Untreue beschuldigt worden war. Die Hände wurden ihm auf die Brust genagelt, und er erhielt in diesem Zustande zweyhundert Stockschläge auf den

bloßen Rücken. Man behauptete, daß er nach geheilten Wunden wieder wie vorhin bey Hofe erscheinen werde, weil die Perser keinen Begriff von Ehre und Schande, ja in ihrer Sprache nicht einmal Worte haben, um diese Begriffe auszudrücken. Der Titel Mirza wird in Persien allen Gelehrten, und jenen, welche mit der Feder umzugehen wissen, beigelegt. Er geht in diesem Falle dem Namen voran, daher in dem obigen Falle Mirza Hedajet. Steht der Titel Mirza dem Namen nach, so bedeutet dieses eine fürstliche Person. Der Thronerbe, und ältester Sohn Feth Ali Schah's hieß Abbas Mirza.

Der Günstling des jetzigen Herrschers von Persien Ady Mohamed Hussein liefert einen Beweis dessen, was wir oben sagten, daß die in jeder Hinsicht niedersten Menschen im Orient oft plötzlich zu den höchsten Stellen erhoben werden. Er ist der Sohn eines Höckers, und trieb lang das Geschäft seines Vaters. In den bürgerlichen Unruhen wußte er sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, und benutzte es sich nach orientalischer Sitte den Weg zum Glück zu bahnen. Er wurde Günstling des damaligen Statthalters von Ispahan, und wußte sich so gut in die Zeit, und in die Launen seines Beschützers zu fügen, daß er schnell vorrückte, und bald die Stelle desselben erhielt. Als Feth Ali Schah den Thron bestieg, erwarb er durch reiche Geschenke auch dessen Gunst, und wurde in seiner Stelle, einer Quelle großen Reichthums, bestättigt. Er konnte indessen seinen angeerbten Krämergeist nicht verläugnen, und wußte sich bald den Alleinhandel in seiner Statthalterschaft zuzueignen. Wo etwas gekauft oder verkauft wurde, ge-

schah es für Rechnung des Statthalters. Die Leute wurden arm, und er sammelte ungeheure Schätze. Von Zeit zu Zeit erkauft er sich die Fortdauer der Gunst seines Herrschers durch neue reiche Geschenke, da er indessen als kluger Mann dem Wechsel der Dinge doch nicht traut, und da er weiß, daß mit dem Sturze eines Mannes von Bedeutung immer die Einziehung seines Vermögens verbunden ist, so sendet er seinem noch lebenden Vater häufig Geld und Kostbarkeiten, um sich einen Nothpfenning zu hinterlegen. Er führt, wie es im Orient gewöhnlich ist, den hochtrabenden Titel einer Stütze des Reichs, (eminud dewlet) befleißigt sich aber, da er weiß, daß äußerer Glanz nur den Neid und die Geldgierde anderer rege macht, der größten Einfachheit. Er hat überall freyen Zutritt, und kein Geheimniß darf ihm verborgen werden. Die Großen des Reichs kriechen auf eine niedrige Weise vor diesem Abglanz der Sonne, mit der tröstlichen Hoffnung indessen ihn bald gestürzt zu sehen, und über seinen Rücken vielleicht selbst die beneidenswerthe Stelle zu erklimmen.

Der Grosvezier Mirza Chefi ist nicht von so niederm Stande, als jener, denn er stammt von angesehenen und reichen Eltern. Durch seine Talente, seine Geschmeidigkeit, und vorzüglich durch zu rechter Zeit gebrachte Opfer, wußte er seine ererbten und seitdem aufgehäuften Reichthümer zu erhalten. Die Leser werden sich einen Begriff von dem unter diesen Völkern herrschenden Geist zu machen im Stande seyn, wenn sie erfahren, daß dieser Mann zwey von des Kaisers zahlreichen Söhnen an Kindesstatt annahm, und der Herrscher sie ihm überließ, daß der Vezier

aber nichts destoweniger als Sclave vor seinem Herrn im Staube liegen muß, und nicht einmal das Recht hat, als Greis sich in Gegenwart seiner angenommenen Kinder nieder zu setzen.

Der eben erwähnte franz. Offizier sagt, daß der Vezier bey der ersten Unterredung eine auffallende Unachtsamkeit bezeigt habe, gleich so manchen andern Geschäftsmännern, welche es ihrer Würde angemessen finden, die armen Bedrängten, welche unter Angst und Zittern ihre Bitten, von deren Gewährung oft das Leben einer ausgehungerten Familie abhängt, überreichen, mit schneidender Kälte zurückzuschrecken, und indessen mit der Dose oder dem Schoßhündchen zu spielen. Die Unterredung fiel bey einer Mahlzeit vor. Man sprach von Geschäften, während Neugierige sich von allen Seiten herbeydrängten, um Geheimnisse zu erlauschen, der Vezier aber sich damit belustigte, Brodkügelchen auf die Gäste umher zu werfen. Bey einer zweyten Audienz indessen wurden auf gemachte Vorstellung die Geschäfte mit mehrerm Ernste betrieben.

Niemand, welcher etwas zu suchen hat, darf sich mit leeren Händen nahen, und die Geschenke müssen der Wichtigkeit des Gesuches angemessen seyn. Alle Staatsbeamten, die Veziere, der Kaiser selbst, erhalten ihren Antheil. Da kann man wohl mit Recht behaupten, daß die Praxis golden sey.

Kein Volk auf dem Erdenrunde kann abergläubiger seyn, als es die Perser sind. Sie thun keinen Schritt, ohne das Orakel vorher befragt zu haben. In Dingen von geringer Wichtigkeit sind sie ihre eigenen Wahrsager, und fragen ihren Rosenkranz, wel-

chen der Perser theils zu diesem Endzweck, theils des Anstands wegen niemals von der Hand legt, um Rath; bey wichtigern Gegenständen aber wenden sie sich an die Sterndeuter, deren es bey ihnen eine große Menge gibt. Es sind Schlauköpfe, welche sich bey ihrem Handwerk sehr gut nähren, und, wie es sich leicht denken läßt, großen Einfluß in die öffentlichen Geschäfte haben. Findet der Wahrsager, daß die Sterne ungünstig stehen, so lassen die Staatsbeamten, der Vezier, ja der Kaiser selbst, die wichtigsten Geschäfte liegen, weil unter solchen Umständen doch nichts gelingen würde. Kein Heereszug wird unternommen, so lang der Sterndeuter es nicht billigt, und kündigt er mitten auf dem Marsche eine unglückliche Constellation an, so wird Halt gemacht, sollten auch die nachtheiligsten Folgen zu befürchten seyn, bis der Ehrenmann versichert, daß die Gefahr vorüber sey. Gewiße Tage halten sie an sich schon für ungünstig, und an einem Mittwoch darf nichts angefangen, wohl aber ein schon angefangenes Geschäft fortgesetzt werden. Auf die Amulette, das ist, kleine Päckchen, in welchen geschriebene Sprüche aus dem Coran eingenäht sind, haben die Perser großes Zutrauen, und viele tragen Hemder, auf welche Sterne und Stellen aus dem Coran gemalen sind, weil sie glauben, daß keine Kugel ein solches Hemd durchdringen kann. Die Türkisse haben nach der Perser Meynung die Kraft, Gefahr und Unglück abzuwenden. Sie tragen daher immer solche Steine bey sich, und es ist ein Beweis großer Freundschaft, wenn sie jemanden ein Geschenk damit machen. In Krankheiten nehmen sie immer zu Beschwörungen, und Abergu-

den ihre Zuflucht, daher auch die Arzneykunde in Persien sehr vernachläßigt wird, und in Jahrhunderten keine, oder wenig Fortschritte macht.

Eine auffallende Schwachheit in dem Charakter der Perser sind Unbestand und Flatterhaftigkeit. Sie unternehmen manche Geschäfte mit brennendem Eifer, allein er erkaltet bald, und sie haben den Muth nicht, bis ans Ende auszuharren. Jedes Hinderniß schreckt sie ab, und jede Neuigkeit leitet ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände. Sie gleichen hierin Kindern, welche die ernstesten Beschäftigungen verlassen, um mit ihrem Spielzeug sich zu unterhalten. Die Perser haben den Ernst nicht, welchen man bey andern Völkern des Orients findet. Sie sind munter, und treiben ihre Lustigkeit oft bis zum Leichtsinn. Der Französische Offizier, von welchem wir oben sprachen, versichert, daß bey einem Gastmahle, welches der Vezier gab, ungebundener Scherz herrschte, und daß die bärtigen Perser trotz dem elegantesten Pariserstutzer Zweydeutigkeiten zu sagen wußten. Man wird überhaupt bemerken, daß die Perser in manchem Stücke den Franzmännern gleichen.

Noch einer persischen Sitte wollen wir erwähnen, welche man zwar bey mehrern Völkern des Orients findet. Wenn ein Perser bemerkt, daß sein Gast etwas in seinem Hause schön findet, so wird er nicht unterlassen, ihm dasselbe, sollte es auch von großem Werthe seyn, als Geschenk anzubieten. Die Anerbietung wird wohl selten angenommen, geschieht es aber, so darf er sich nicht weigern, kömmt aber

dabey gewiß nicht zu kurz, denn er hat Dreistigkeit genug, sich bey anderer Gelegenheit doppelt seines Schadens zu erholen.

Einige merkwürdige Charakterzüge der in den Wüsten Arabiens wohnenden Volksstämme.

Es ist für den Geschichtskundigen äußerst merkwürdig, ein Volk zu betrachten, welches, während andere Nationen stiegen und fielen, und in der Folge der Zeit ihre Verfassung, ja ihr ganzes Wesen veränderten, durch Jahrhunderte standhaft seine alten Gebräuche und Gewohnheiten, seine innere Verfassung, und seine Unabhängigkeit behauptete. Von dieser Art sind die Bewohner der Wüsten Arabiens, ein Volk, welches zwar in verschiedene Stämme eingetheilt ist, aber einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, und unter dem Namen der Beduinen bekannt ist. Diese Menschen, von der Lage ihres Landes begünstigt, und von einem regen Gemeingeist beseelt, erhielten ihre Freyheit, während alle ihre Nachbarn früh oder spät ihren Nacken unter den Willen ihrer Eroberer schmiegen, fremde Gesetze annehmen, und der freyen Lebensweise entsagen mußten. Sie sind daher auch äußerst stolz auf diese Vorzüge, und betrachten alle andern Völker mit Mitleid, mit Verachtung. Der Vater flößt frühzeitig seinem Sohne den Geist zur Unabhängigkeit, die Liebe zu einem

Vaterlande ein, aus welchem noch kein Eroberer sie verdrängen, kein Sieger sie unterjochen konnte, und der Stolz auf das Eigenthum dieses Landes pflanzt sich auf Kinder und Kindeskinder fort. Es wird den Lesern angenehm seyn, wenn wir ihnen, ohne uns auf die genaue Beschreibung dieses Landes, welche schon von vielen Schriftstellern geliefert wurde, einzulassen, einige Eigenthümlichkeiten dieser Menschen, und ihres Charakters schildern.

Die Bewohner desjenigen Theils von Arabien, welcher unter dem Namen des wüsten Arabiens bekannt ist, heißen Beduinen. Der Beduine ist ein kriegerischer Hirt, die Heerde sein Reichthum, und die Waffen seine Zierde. Die Lage und Beschaffenheit seines Landes macht ihm diese Lebensweise nothwendig. Es ist des Anbaues fast durchgehends unfähig. Ungeheure Sandebenen bilden den größten Theil der arabischen Wüste. Wie auf dem Meere erblickt das Aug des Wanderers nirgend einen Gegenstand, auf welchem es ruhen könnte. Tiefe Stille herrscht durch das ganze Land, nur wenige Vögel durchkreuzen die Luft, und die zahlreichen Heerden der wandernden Hirten abgerechnet, findet man wenig andere Thiere. Der dürreste Sandboden ist indessen nicht ganz kahl und unfruchtbar. Es wachsen da mehrere stachlichte Pflanzen und Gesträuche, welche den Kameelen, Dromedaren ꝛc. zum Futter dienen. Da, wo es nicht an Wasser gebricht, und in den Umgebungen der Quellen, findet man den üppigsten Graswuchs, und diese Weideplätze sind es, auf welchen die verschiedenen Stämme mit ihren Heerden umher ziehen. Sie verweilen an einem Orte so lange, als sie Futter für

ihre oft zahlreichen Heerden finden, und fängt es an daran zu gebrechen, so suchen sie eine andere Stelle, so daß sie heute hier, und in einigen Tagen vielleicht viele Meilen entfernt sind. Die Heerden dieser Menschen bestehen aus Kameelen, Dromedaren, vortrefflichen Pferden, Kühen, Ochsen, Schaafen und Ziegen. Sie sind es, welche ihnen ihre Nahrung, ihre Kleidung, und vielfältige Gegenstände des Tauschhandels liefern. Nebst dem lebt der Beduine vom Raube, welchen er aber nicht als Raub, oder als etwas Unrechtes ansieht. Er betrachtet sich nemlich als den Herrn des Landes, und jeder, welcher nicht zu seinem Volke gehört, als zinsbar. So wie ein Fremdling das Gebiet der Beduinen betritt, halten sie sich für berechtigt, eine Abgabe, einen Tribut von ihm zu fodern, und verweigert er es, so nehmen sie es mit Gewalt, und berauben ihn in solch einem Falle oft ganz. Die Waffenfähigen Beduinen durchstreifen daher auf ihren vortrefflichen und flüchtigen Pferden, während ihre Heerden unter der Obsorge der Knechte, und der Weiber bleiben, die Gegend, und brandschatzen die Reisenden. Dieses ist die Ursache, daß man in diesen Ländern immer in großer Anzahl und wohl bewaffnet reist, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine solche Anzahl unter der Leitung eines Anführers Reisender heißt eine Caravane, und der Anführer Caravan-bachi. Ihm liegt es ob, für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen. Man zieht daher vorläufig Kunde ein, in welcher Gegend sich Lager der Beduinen befinden, um durch die Wüsten einen andern Weg zu wählen, da die Stämme aber oft plötzlich von einem Orte zum andern ziehen, so geräth man ihnen oft unversehens in die Hände, und

dann bleibt kein anderes Mittel, als sich durchzuschlagen, oder mit ihnen zu unterhandeln. Der Angriff der Beduinen ist gewöhnlich heftig, aber nicht von Dauer. Wenn sie kräftigen Widerstand finden, so stehen sie von ihrem Unternehmen bald ab. Wenn sich die Reisenden indessen nicht stark genug fühlen, so ziehen sie den Weg der Unterhandlung vor, und die Beduinen lassen sich in solch einem Falle billig finden. Man bezahlt ihnen eine Abgabe, und erkauft sich dadurch ihren Schutz. Sie geleiten dann die Reisenden eine große Strecke Weges, und vertheidigen sie gewissenhaft gegen alle andern Angriffe. Das ganze die Wüsten Arabiens bewohnende Volk theilt sich in Stämme. Jeder Stamm hat seinen Anführer, welcher Schech genannt wird, deren mehrere zusammen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, Emir genannt, stehen. Es geschieht sehr oft, daß die verschiedenen Stämme unter sich in Streit und Feindschaft gerathen, wenn aber das Volk von einem äußern Feinde bedroht wird, so schwinden augenblicklich alle Privatstreitigkeiten, und alle vereinigen sich, um ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen.

Zwar sind es Räuber, diese kriegerische Hirten, aber nicht grausam, selbst nicht gegen die Ueberwundenen. Wer sich den Schutz und die Freundschaft eines Beduinen erwarb, findet an ihm einen treuen Freund und Beschützer. Durch ihn wird er bald der Freund und Bruder des ganzen Stammes, und aller derer, welche mit diesem Stamme in Frieden leben. Unterschied der Religionsmeynungen hat keinen Einfluß auf die Gesinnungen des Beduinen. Wem er einmal sein Wort gab, er sey ein Glaubensgenosse

von ihm, oder nicht, dem wird er es treulich halten. Gastfreyheit ist eine diesem Menschen in hohem Grade eigne Tugend. Ist die Mahlzeit bereit, so ist jeder ein willkommner Gast, und wird sicher mit Auszeichnung behandelt. Wenn ein einzelner Reisender das Glück hat, sich den Gezelten eines Stammes zu nahen, und um Schutz bittet, so kann er der besten Aufnahme zum Voraus versichert seyn. Man wird ihm zwar mit fürchterlichem Geschrey entgegen eilen, und bald wird man ihn zu einem Zelte geleiten, und ihm da die Ehrenstelle einräumen. So lange er verweilt, wird er als Glied der Familie behandelt, und bey seiner Abreise mit allem Nothwendigen versehen. Eine besondere Achtung hat der Beduine für Salz und Brod, und bittet Jemand um etwas um des Salzes und Brodes willen, so wird ihm seine Bitte gewiß nicht abgeschlagen werden. Nur die Blutrache ist im Stande den Beduinen grausam zu machen. Blut kann bey ihm nur durch Blut versöhnt werden, und dann ist ihm keine Mühe, kein Opfer zu groß, wenn er nur seine Rache befriedigen kann. Auch auf den guten Ruf seiner Familie ist der Beduine äußerst eifersüchtig. Wer die Seinigen lästert, oder verläumdet, ist sein erklärter Feind, und hat sich Jemand aus der Familie wirklich entehrt, so hat man häufige Beyspiele, daß die Verwandten den Fehltritt mit dem Tode bestraften. Im Umgange sind die Beduinen sanft, und Zänkereyen sind bey ihnen äußerst selten.

Dem Zeugniß aller jener, welche diese Länder bereisten, zu Folge, ist es ein schöner Anblick, einen Beduinenstamm auf seiner Wanderung nach einem

neuen Weideplatz zu sehen. Voraus reiten einige wohlbewaffnete Krieger, dann kommen die großen und zahlreichen Heerden in buntem Gewühl. Kameele und Dromedaren sind mit Zeltdecken, Zeltstangen, und verschiedenem Hausgeräthe bepackt. Geflügel aller Art, Hühner, Tauben ꝛc. flattern umher, setzen sich auf den Rücken der Lastthiere, und geben ihre Freude über ihren sonderbaren Standpunkt zu erkennen. Die Weiber und Kinder sitzen ebenfalls auf den Kameelen, sind munter und fröhlich, und vereinigen ihr Geschrey mit dem Schreyen, Wiehern, Blöcken und Bellen so vieler Thiere, aus welchen der Zug besteht. Rüstige Knaben wandern zu Fuß, und helfen unter Scherz und Spielen den Knechten die Heerde antreiben. Die Männer zu Pferde umgeben den Zug, wachen für dessen Sicherheit, und suchen die Ordnung zu erhalten. Auf solche Weise wälzt sich der Zug langsam weiter. Bey dem neuen Weideplatze angekommen, welcher oft mehrere Tagreisen von dem vorigen entfernt liegt, werden die Zelten im Kreise um das des Anführers aufgeschlagen, Brunnen werden gegraben, und in wenigen Stunden ist alles wieder in der gehörigen Ordnung.

Die Beduinen sind Mohameds Lehre zugethan, allein sie sind weder so ängstlich strenge in der Beobachtung der Förmlichkeiten, noch so unverträglich gegen andere Religionsverwandten, als die Türken, und andere Anhänger dieser Lehre. In den Lagern gibt es keine Moscheen noch Leute, welche zu gewißen Stunden die Gläubigen zum Gebete rufen. Jeder betet, wenn er kann, oder sich aufgelegt dazu findet. In dem Monat Ramadan indessen, in wel-

chem bey den Mahomedanern große Feste, und Fasttäge eintreten, lassen die Oberhäupter gewöhnlich Teppiche in der Mitte des Lagers ausbreiten, und beten mit dem Volke. Eben so verhält es sich mit den Bädern und vorgeschriebenen Reinigungen. Die Beduinen beobachten diese Vorschrift des Corans ohne allen Zwang, wie sich Zeit und Gelegenheit dazu findet. Zu gewißen Zeiten werden Thiere als Opfer geschlachtet, und den Armen das Fleisch als Gabe ausgetheilt. Möchte diese menschenfreundliche Sitte auch bey andern Völkern nachgeahmt werden! Die Beschneidung lassen die Beduinen an ihren Kindern nicht wie andere Mohamedaner in früher Kindheit, sondern erst in einem Alter von 13 bis 14 Jahren vornehmen. Die Knaben dieses Alters versammeln sich alle Jahre an dem bestimmten Tage, und die Beschneidung ist für sie, und für ihre Eltern eine Feyerlichkeit, welche immer durch mehrere Tage festlich begangen wird.

Bey der Verheirathung beobachten die Beduinen ganz eigene Gebräuche. Da die Weiber und Mädchen dieser Völker stets verschleiert gehen, so fällt es dem heirathslustigen Jüngling schwer, sich von der Schönheit eines Mädchens zu überzeugen. Er sieht wohl ihren Wuchs, hört ihre Stimme, aber das Gesicht bleibt ihm verborgen, doch wissen sich die jungen Leute manchmal durch List zu helfen. Er verbirgt sich nahe an dem Wasserplatze, wo die Mädchen gewöhnlich ihre Schleier lüften, und vertraulich sich unterhalten, oder er läßt die Schöne, auf welche er sein Aug geworfen hat, in das Zelt irgend eines Verwandten rufen, wo er sie ungesehen beobachten, und sich

überzeugen kann, ob sie auch seiner Erwartung entspreche. Ist er entschlossen, so läßt er durch einen Freund bey den Eltern des Mädchens werben, und ihnen sogleich eine Summe, welche allemal in Vieh, Kameelen, Pferden, Kühen, Schaafen, nach dem Stande und dem Vermögen des Heirathslustigen, besteht, anbieten. Wird der Antrag angenommen, so werden die Verwandten als Zeugen gerufen, und sie bringen den Tag mit den Eltern der Neuverlobten festlich hin.

Am Tag der Hochzeit wird die Braut von ihren Freundinnen in das Bad begleitet. Hier wird sie festlich geschmückt, gesalbt und beräuchert. Zur Schönheit gehört, daß die Augbraunen und Augenlieder schwarz, die Nägel aber roth gefärbt werden. Goldene und silberne Ringe, Spangen, Ketten ꝛc. werden nicht gespart, und Vermögliche tragen an diesem Tage oft große Schätze auf dem Leibe. Wenn der Putz vollendet ist, wird die Braut auf ein mit Blumengewinden reich geziertes Kameel, oder Mutterpferd gesetzt, und von ihren Gespielinnen unter lieblichen Gesängen an den zur Hochzeit bestimmten Ort geführt. Der Bräutigam bereitet sich auch durch ein Bad vor, und kömmt dann in Begleitung aller Jünglinge seines Alters an den Ort. Der Zug wandelt munter aber geräuschlos vorwärts, denn der Beduine wird auch in der Freude nicht laut. An dem zur Feyer bestimmten Orte angekommen, begeben sich die Männer in ein, die Weiber in ein anderes Zelt. Das hochzeitliche Zelt bleibt leer, und darf vor dem Abend nicht betreten werden. Die Mädchen unterhalten sich mit Gesang und Tanz, an welchem die Jünglinge keinen Antheil nehmen,

sondern bey einem frohen Mahle in ihrem Zelte verbleiben. Am Abend begibt sich der Bräutigam in das hochzeitliche Zelt, und erwartet sitzend die Braut, welche ihm von den Weibern zugeführt wird. Sie läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, er aber betrachtet sie blos ohne etwas zu sprechen. Dieser Besuch wird dreymal wiederholt, und erst bey dem drittenmale legt er seiner Braut eine silberne oder goldene Denkmünze auf die Stirne, umarmt sie, und hebt sie von der Erde auf. Nun ist der Bund geschlossen, und herzliche Glückwünsche ertönen von allen Seiten. Das Fest dauert mehrere Tage fort, die junge Frau nimmt aber keinen Antheil mehr daran, sondern tritt sogleich ihre Geschäfte an. Die Weiber der Beduinen sind stets mit Geschäften beladen, und werden schon von früher Jugend dazu angehalten. Die Töchter lernen von ihren Müttern die Geschäfte des Hauswesens führen, und gehorchen, denn die Frau ist das Eigenthum des Mannes, und hat keinen eigenen Willen. Demungeachtet ist es selten, daß der Beduine seine Weiber, — es ist ihm nach mahomedanischer Sitte erlaubt, deren mehrere zu haben, — drücke, oder mishandle. Zu den häuslichen Arbeiten des weiblichen Geschlechtes unter den Beduinen gehört auch die Verfertigung wollener Teppiche von bunter Farbe, welche oft sehr schön, und ein Gegenstand des Handels sind. Die elterliche Liebe ist unter diesen Volksstämmen in ihrer ganzen Stärke. Die Mütter liebkosen, und warten ihre Kinder unter den größten Aufopferungen. Der Vater ist stolz auf seine Kinder, und bey der Geburt seines Erstgebornen legt er seinen Namen ab, um den seines Sohnes anzunehmen. Er nennt sich

z. B. dann nicht mehr Achmet, sondern den Vater des Ali, wenn er etwa seinem Sohn diesen Namen gab. Jeder Stamm unterscheidet sich noch überdieß durch den Namen eines alten Stammvaters, von welchem sich jedes Mitglied als den Sohn betrachtet. Daraus entsteht ein schönes Band der Anhänglichkeit, denn jeder ist der Bruder des andern. Ungeachtet dieser großen Liebe der Eltern für ihre Kinder erlaubt es indessen ihre Lebensweise den Beduinen nicht, viel für die Erziehung ihrer Kinder zu thun. Die Mädchen lernen arbeiten und gehorchen, und die Knaben von früher Jugend an reiten, und die Waffen führen. Dieses ist alles, was für ihre Bildung geschieht. Selbst die Spiele der jungen Leute sind Uebungen für das reifere Alter. Der Jüngling springt, läuft, ringt, und legt selbst bey dem Tanze seine Waffen nicht aus der Hand. Sein Körper wird frühzeitig abgehärtet, er muß Hunger und Durst ertragen können, die Heerden pflegen und beschützen, und zu diesem Ende seine Waffen führen lernen. Niemand reitet kühner, als er, und man kann behaupten, daß er den größten Theil seines Lebens zu Pferde zubringt. Die Männer unterhalten sich in Mußestunden mit der Jagd, und durch militärische Uebungen zu Pferde, die Weiber mit Gesang, und Erzählungen.

Der Beduine ist in seinem ganzen Benehmen ernst, einfach und geräuschlos. Dieses beweist er auch in seiner Trauer um Verstorbene. Er bricht niemals in lauten Schmerz aus, wenn er einen Verwandten oder Freund zu Grabe begleitet. „Seine Stunde ist gekommen, sagt er; Gott erwies ihm Barmherzigkeit, und im Paradiese finde ich ihn wie-

der." Die Weiber haben indessen, wie überall, das Vorrecht, etwas lauter in den Aeußerungen ihres Schmerzes zu seyn. Die Begräbnißplätze sind immer weit von dem Lager entfernt. Die Männer tragen den Verstorbenen auf einer Bahre dahin, und graben ihn tief in die Erde. Ein Trauermahl in dem Zelte des nächsten Anverwandten beschließt gewöhnlich die Feyer. Bey einigen Stämmen ist es gebräuchlich, einen Tag im Jahre dem Andenken an die Verstorbenen zu weihen.

Zu den bemerkenswerthen Eigenheiten der Beduinen gehört ihre Zärtlichkeit für ihre Pferde, und die Sanftmuth, mit welcher sie diese Thiere, welche aber auch durchgehends von großer Schönheit sind, behandeln. Der Beduine fühlt, welche große Dienste ihm das Pferd leistet, und sucht ihm seine Erkenntlichkeit dafür durch die zärtlichste Behandlung zu beweisen. Niemals wird er es schlagen, oder mishandeln, und wenn er es ja im Dienst stark anstrengen mußte, so pflegt er es denn desto sorgsamer, und genießt nicht eher der Ruhe, bis er seinem lieben Thiere alle Bequemlichkeiten verschafft hat. Das Lieblingspferd, welches gewöhnlich ein Mutterpferd ist, hat das Vorrecht mit dem Follen in dem Zelte seines Herrn zu wohnen. Unangebunden geht es unter den Bewohnern des Zeltes mit solcher Sorgfalt umher, daß es niemals Jemanden beschädigt, und schläft mitten unter den Menschen. Die Kinder spielen fröhlich mit ihm. Im Freyen steckt der Beduine seine Lanze in die Erde, und darf versichert seyn, daß sein Pferd, sollte er auch mehrere Stunden lang weg bleiben, sich nicht davon entfernen wird. Die Beduinen sprechen

mit ihren Pferden in den zärtlichsten Ausdrücken, und die guten Thiere scheinen alle Worte zu verstehen. Man hat Beyspiele, daß Beduinen, wenn sie sich auch in grosser Armuth befanden, sich nicht entschliessen konnten, ihr Pferd zu verkaufen, und lieber die größte Noth litten, als die angebotene, grosse Summe anzunehmen.

Verschiedene Religionsgebräuche der Mongolischen Völker, besonders der Kalmucken.

Die Mongolen gehören unstreitig zu den ältesten Urvölkern des Erdbodens. Sie theilten sich frühzeitig in mehrere Haupt- und Unterstämme, deren einige sehr mächtig waren, und zum Theil noch sind. Sie besetzten und eroberten in verschiedenen Zeiträumen mehrere große Länder, und sind für den Geschichtsforscher merkwürdig. Es ist unsere Absicht nicht, hier eine Beschreibung, noch viel weniger, die Geschichte der verschiedenen mongolischen Stämme zu liefern, sondern wir schränken uns blos darauf ein, den Lesern Nachricht über einige merkwürdige Religionsgebräuche dieser Völker, besonders der Kalmucken zu geben.

Ursprünglich theilten sich diese Völker in zwey Hauptstämme, nemlich die eigentlichen Mongolen, und die Dömbön-Oirat, welche von jeher die bittersten Feinde waren. Die letztern bildeten wieder vier Un-

terstämme, deren einer die Kalmucken sind. Sie werden auch Onlot genannt, und bewohnen im östlichen Asien ein Land von mehr als 50,000 Quadratmeilen Größe, welches unter dem Namen der Kalmuckey, oder Onlotey bekannt ist. Ein Theil dieses Landes besteht aus ungeheuren Bergen und Felsen, der größere aber aus großen Steppen, welche für die Viehzucht mehr, als für den Ackerbau geeignet sind. Die Kalmucken sind daher Hirten, welche in Stämmen unter Fürsten leben, und wie alle Hirtenvölker nach dem Bedürfniß der Jahreszeiten, und ihrer großen Heerden umher wandern. In der Nähe der Flüsse, deren dieses Land mehrere beträchtliche, z. B. den Irtisch, Obi, Jenisei, u. a. hat, ist das Land sehr fruchtbar, allein der Ackerbau wird nichts destoweniger vernachläßigt.

Alle diese Völker, und noch viele andere, bekennen sich zu der lamaischen Religion, welche in Tibet ihren Sitz hat. Diese Religion hat ihren Namen von dem Lama, welcher eigentlich ein Mensch, wie jeder andere Sterbliche ist, den aber seine Anhänger für unsterblich halten, und göttlich verehren. Ihr Glaube geht so weit, daß sie alles, was den Lama berührt hat, oder von ihm herkömmt, selbst die unsaubersten Dinge, ehrfurchtsvoll verehren, und ihm eine Wunderkraft zuschreiben. Der Lama ist nicht nur der Gott, sondern zugleich auch der weltliche Beherrscher des Landes. Es gibt deren zwey, nemlich der Delalai-Lama, welcher den nördlichen, und den Tischa-lama, der den südlichen Theil von Tibet beherrscht. Beyde Lama's werden in Klöstern erzogen, und beständig in denselben, umgeben von einer un-

geheuren Anzahl Priestern, welche alle Aemter und Ehrenstellen bekleiden. Nebst diesen leben noch eine Menge von Mönchen in Klöstern, welche alle ein müßiges, und eheloses Leben führen, welches die Bevölkerung nicht sonderlich begünstigt. Bemerkenswerth ist es, daß man in der Lamaischen Religion Aehnlichkeiten mit fast allen bekannten Religionen der Erde, besonders aber mit der katholischen Religion findet. Die Lamaisten haben nebst ihrem lebenden Gotte, noch eine Menge untergeordneter Götzen, deren einige unter den scheußlichsten Gestalten abgebildet werden. Der Hauptgötze heißt Schigimuni, doch hat jeder noch einen, oder mehrere Hausgötzen.

Bey Verlobungen und Hochzeiten haben die Kalmucken einige besondere Gebräuche. Oft verloben Eltern ihre Kinder schon in früher Jugend, und dann wird das gegenseitige Versprechen pünktlich erfüllt. Gewöhnlich schikt der heirathslustige Jüngling einen Verwandten zu den Eltern seines Mädchens. Sind diese geneigt, so werden die gegenseitigen Eltern zu einer Unterredung eingeladen, welche allemal bey den Eltern des Jünglings gehalten wird. Die nächsten Anverwandten von beiden Seiten wohnen der Unterredung bey. Es wird tüchtig geschmaußt, und man beschenkt sich gegenseitig mit Pferden oder anderm Vieh. Man unterhandelt wegen der Ausstattung der Braut, bey welcher die Filzhütte, das Wohnhaus der Kalmucken niemals fehlen darf. Nach einigen Tagen sendet der Jüngling an die Eltern des Mädchens einige geschlachtete Schaafe, oder Ochsen, nebst Branntwein, und für seine Braut ermangelt er nicht eine Schaafskeule mit dem ganzen Fuß beizulegen. Die

Annahme dieser Geschenke ist die eigentliche Verlobung. Der Priester wird nun um den zur Hochzeit günstigen Tag befragt, welchen er auch, nachdem er vorher in dem Gestirn gelesen, und durch eigene Formeln die schadenfrohen Geister gebändigt hat, bestimmt. Es ist unglaublich, welcher krasser und lächerlicher Aberglaube unter diesen Völkern herrscht, den ihre Priester zu erhalten und zu befördern trachten, weil sie ihren Vortheil dabey finden.

An dem Hochzeittage bringen die Eltern der Braut die neue Filzhütte, welche sogleich aufgeschlagen wird. Die Braut folgt zu Pferde, umgeben von Freundinnen, welche mit einem Schleier sie so lange verhüllen, bis die Hütte aufgeschlagen, und alles Hausgeräth in derselben geordnet ist. Ein Priester (Gellong) beräuchert die Hütte, während der Bräutigam in den Hütten seiner Freunde schmaußt. Wenn die Stunde der Trauung gekommen, knien die Brautleute, er zur Rechten, sie zur Linken, vor einem Feuer, welches an dem Eingang ihrer neuen Hütte angezündet wird, nieder. Sie halten eine Schaafskeule mit dem Fuß in den Händen, doch so, daß die Braut dieselbe an dem dickern Theile hält, und der fleischigte Theil in die Höhe steht. Vor ihnen steht eine Schüssel mit Brühe, und eine andere mit Fleisch von dem Schaafe, dessen Keule sie halten. Der Gellong befindet sich an dem Eingang der Hütte, und segnet die Brautleute ein, während zwey ihnen die Köpfe dreymal zur Erde drücken, mit den Worten: verehre die Sonne! verehre die Schaggai-Keule! verehre die Butter! Sobald dieses geschehen ist, ergreifen die zunächst stehenden Freunde oder Freundinnen

nen die Mützen der Brautleute, und werfen sie unter großem Jubel in die Hütte, indem sie wohl aufmerken, wessen Mütze zuerst hinein fällt, weil das besonders Glück andeutet. Nun ist die Trauung vorüber, und das fröhliche Gastmahl beginnt.

Gegen Abend ergreifen einige junge Weiber die Braut, welche sich den Tag über noch immer mit auffallender Sorgfalt in dem Kreise ihrer Freundinnen aufzuhalten sucht, und führen sie mit einem Schein von Gewalt ab. Die jungfräulichen Zöpfe werden nun gelöst, und die Braut tritt durch diese Feyerlichkeit in den Stand der Frauen. Sie wird nun ihrem Manne, welcher sie in seiner Hütte erwartet, übergeben, und es gehört mit dazu, daß sie sich dabey sehr kläglich gebehrde, und sich nur nach langem Zureden beruhigen lasse. Die Weiber der Kalmucken sind züchtig, und wissen nichts von Sittenlosigkeit und Untreue, doch geschieht es manchmal aus andern Gründen, daß die Ehen getrennt werden. In diesem Falle darf kein Theil wieder heirathen, wie denn überhaupt die lamaischen Gesetze die Bevölkerung immer eher zu mindern, als zu vermehren suchen.

In der Geburtsstunde stehen der Wöchnerin ihre weiblichen Verwandten bey, aber auch hier, so wie in allen Handlungen der Kalmucken zeigt sich der krasseste Aberglaube. Man nimmt häufig zu Zaubermitteln seine Zuflucht, und die Männer vertreiben indessen um die Hütte mit großem Gelärm, und durch Schießen die bösen Geister, welche der Wöchnerin sowohl,

als dem Kinde schaden könnten. Am zweyten oder dritten Tage nach der Geburt wird das Kind von dem Priester unter Gebeten in einem mit Milch und Wasser angefüllten Gefässe untergetaucht, und erhält den Namen eines Heiligen. Man sieht, wie viele Aehnlichkeit die Gebräuche der lamaischen Religion in manchen Stücken mit denen der katholischen Kirche haben, und es lohnte sich der Mühe, dem Ursprung dieser Aehnlichkeit tiefer nachzuspüren. Wenn das Kind gehen kann, so bringt es die Mutter zu dem Priester, welcher es einsegnet, und ihm ein Amulet um den Hals hängt. Es gehört zum Glücke eines Menschen, dieses in früher Jugend erhaltene Amulet seine ganze Lebenszeit über zu behalten. Von vier Knaben wird wenigstens einer dem geistlichen Stande, und folglich dem ehelosen Leben gewidmet. Diese werden von früher Kindheit an in Klöstern erzogen. Die andern Kinder werden in Ansehung der geistigen Bildung ganz vernachläßigt, zu körperlichen Uebungen aber streng angehalten.

Die Anhänger der lamaischen Religion bringen ihren Hausgötzen täglich, und von allem, was sie genießen, Opfer. In ihren öffentlichen kirchlichen Verrichtungen findet man Gesang, rauschende Musik, Räucherungen, und viele andere Zeremonien, welche unter gewißen Veränderungen auch in der christlichen Kirche üblich sind. Selbst das Weihwasser ist ihnen bekannt, und es ist Sitte, daß jeder Lamaist, wenn er in den Tempel kömmt, einige Tropfen davon verschluckt. Bey Begräbnissen wird neben dem Todten

eine Art Altar errichtet, und ein Seelenopfer gehalten. Die Anhänger des Lama verwenden wenige Sorgfalt für Begräbnißplätze. In Tibet finden die Leichen der gemeinen Leute in einer ummauerten, sonst aber ganz offnen Stelle ein gemeinschaftliches Grab, und werden da gewöhnlich eine Beute der Raubthiere; die der Priester werden verbrannt, und die Asche in Urnen sorgfältig aufbewahrt, und jene der Fürsten in Gruften durch Einbalsamirung vor der Verwesung geschützt. Die Kalmucken machen mit ihren Todten noch weniger Umstände. Gewöhnlich wird der Leichnam an einem abgelegenen Ort in der Steppe, oft ganz nackt, oder nur mit seiner Filzhütte zugedeckt, hingelegt, und den Raubthieren preis gegeben. Befindet sich in der Nähe ein Lager, so bricht es sogleich auf, um die Wohnungen an einem entfernteren Orte aufzuschlagen. Manchmal begraben sie ihre Todten auch in die Erde, oder häufen Steine auf dieselben.

Zum Ende dieser Abhandlung wollen wir die Leser noch mit dem ganz eignen Handgriff bekannt machen, wie die Kalmucken ihre Filze bereiten, welche sie zu ihren Hütten, Bekleidungen, Decken ꝛc. gebrauchen. Die Wolle wird auf einem auf der Erde liegenden alten Filz locker aber gleich ausgebreitet, in verschiedener Höhe, je nachdem der Filz mehr oder weniger dick werden soll. Zu den stärksten Filzen schichtet man die Wolle wohl einen Fuß hoch und darüber. Sollen Verzierungen darein kommen, so streut man die farbige Wolle in der beliebten Figur

oben auf, und begießt das Ganze mit siedendem Wasser. Die ganze Masse wird nun samt dem unterliegenden Filze in eine Rolle aufgerollt, und fest mit Stricken gebunden. Nun setzen sich viele Menschen in zwey Reihen, auf die Hacken einander gegenüber, und werfen die Rolle von den Knien auf den Boden, von dem Boden auf die Knie, bis nach einigen Stunden mühsamer Arbeit die Wolle dicht gefilzt ist.

In der Verlags-Buchhandlung sind folgende Werke zu haben.

Adam (Jos. A.) deutsches Original-Theater für das J. 1819 u. 1820, 12 Bde. mit Kupf. auf Schrbp. 8. à 15 Rthlr. oder 22 fl.

Castelli (J. F.) der Marschall von Lurenburg. Ein militärisches Drama in 3 Aufzügen, mit 1. Kupf. à 12 ggr. oder 48 kr.

Cellarius (A.) praktische italienische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. 2te ganz nach Meidinger, Jagemann, Philippe und Formesari umgearbeitete und durchaus verbesserte, mit neuen Regeln und Ausgaben bereicherte Ausgabe, von J. J. Deuter. 3te verbesserte Auflage gr. 8 à 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Hell (Th.) der weiße Ritter. Ein Schauspiel in 6 Aufzügen mit 1 Kupf. 8. à 20 ggr. 1 fl. 15.

Müller's (J. A.) Beiträge zur Länder- und Völkerkunde mit Vignetten. 8. à 2 Thlr. oder 3 fl.

Müller (J. W.) gemeinfaßlicher Unterricht, den Inhalt cirkelrunder und ovaler Fäßer, an welchen die erforderlichen Stücke mit einem gewöhnlichen, in Baierische Fuße, und deren Decimallinien eingetheilten Maasstab gemessen sind, durch bloße Addition in baierische Eimer zu berechnen. 8. 4 ggr. oder 15 kr.

Reisinger (F.) die künstliche Frühgeburt als ein wichtiges Mittel in der Entbindungskunst, und vorzüglich als Beitrag zur Charakteristick der innerlichen Geburtshülfe historisch und kritisch dargestellt. Mit 1 Kupf. gr 8. à 2 Thl. oder 3 fl.

Röckl (J.) leichtfaßlicher katechetischer Unterricht in der Naturgeschichte und Naturlehre, für die reifere Schüler, sowohl in den Werktags- als Feyertagsschulen nebst einem Anhang über Special-Geographie m. 1 Kpf. 8. à 8 gr. oder 30 kr.

Schaubühne (deutsche) oder dramatische Bibliothek der neuesten Lust-Schau-Sing- und Trauerspiele, 50 Bände mit Kupfer, à 41 Thlr. 16 ggr. oder 62 fl. 30 kr. Auf Schrbp. 58 Rthlr. 8 ggr. oder 83 fl. 20 kr. in Commission.

Holzmanns (Fr. u. Prof.) Atlas für Studirende und alle Liebhaber der Geographie, mit 24 illumin. Landkärtchen, 4te ganz umgearb. Ausgabe, 8. à 2 Rthlr. 12 ggr. oder 4 fl. 12 kr.

Riesenböcks (Prof.) erste Grundlage der allgemeinen Geographie nach der Fassungskraft der Anfänger, nebst einer kurzen Beschreibung des Königreichs Baiern, mit 1 Kupf., 6te verbesserte Auflage, 8. à 10 ggr. oder 40 kr.

Penthers (J. P.) praxis Geometrae, worinn nicht nur alle bey dem Feldmessen vorkommende Fälle mit Stäben, dem Astralabio, der Brussole und der Mensul, in Ausmessung einzelner Linien, Flächen und ganzer Reviere, welche, wenn deren etliche angränzende zusammen genommen, eine Landkarte ausmachen, auf ebenem Boden und Gebirgen, wie auch die Abnehmung derer Höhen und Wasserfälle, nebst beygefügten praktischen Handgriffen, mit 39 Kupf. neue Aufl. Fol. à 3 Rthlr. 8 ggr. oder 5 fl.

Dinglers Magazin für die Druck-Färbe- und Bleichkunst und den damit verwandten Hülfswissenschaften, 3 Bände, mit 8 Kupf. gr. 8. à 6 Rthlr. 8 ggr. oder 10 fl. 40 kr.

Kayser (G. Prof.) Scenen aus der Geschichte der Deutschen, und Betrachtungen über den Entwicklungsgang der Germanen, zur angenehmen Lektüre für alle Gebildeten Deutschlands, mit 1 Kpf. 8. à 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

— die Schönheiten der Stadt Augsburg und deren Umgebungen, mit 50 Kupf. 4. à 3 Rthlr. 16 ggr. oder 5 fl. 30 kr.

Zeittafeln der denkwürdigsten Ereignisse mit gedrängten eingeschalt. Erläuterungen für Freunde der Geschichte. gr. 8. à 1 Rthl. 18 ggr. oder 2 fl. 12 kr.

C. C. C.

2/1 [illegible]

4 —

R —

p 44 : 1814